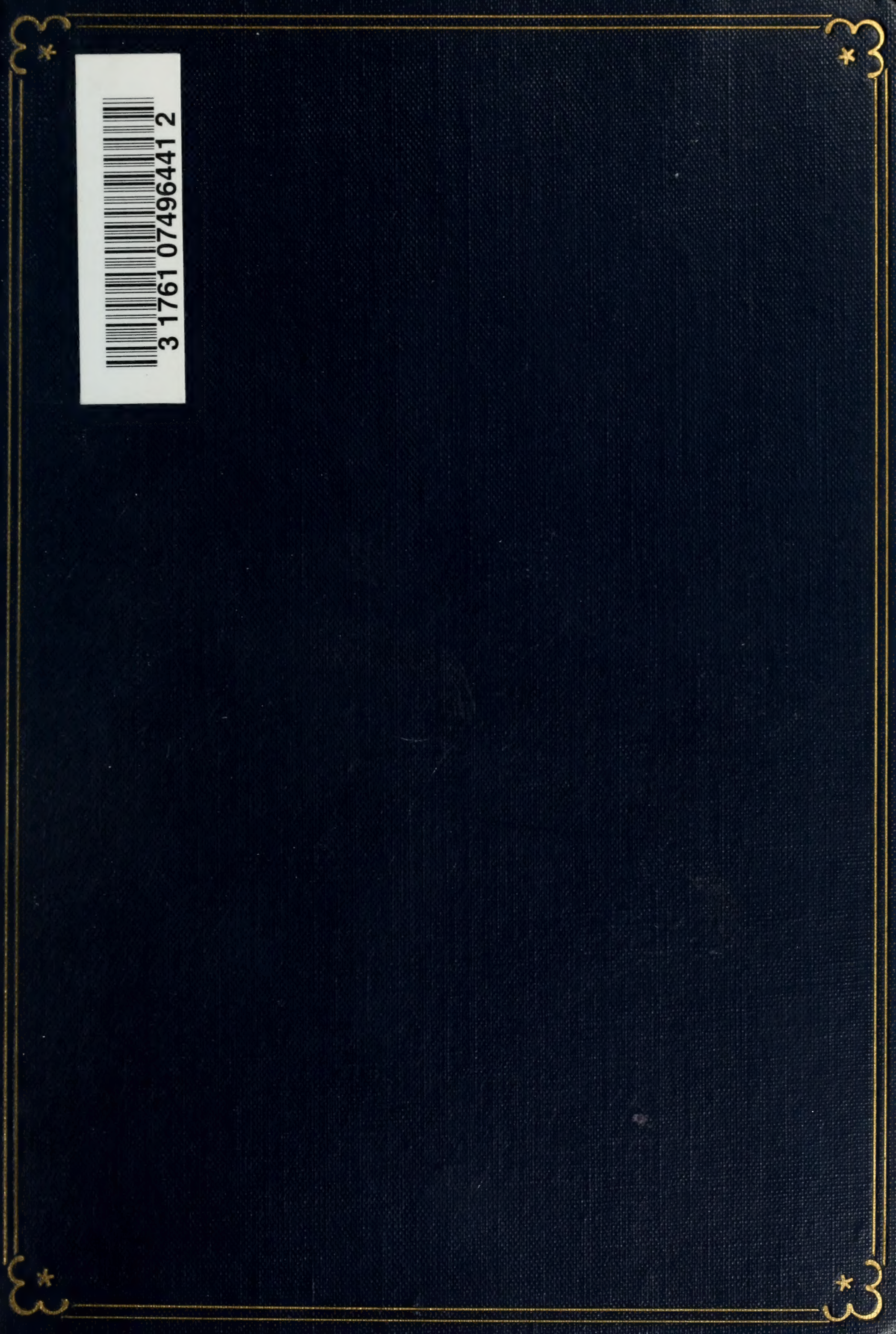
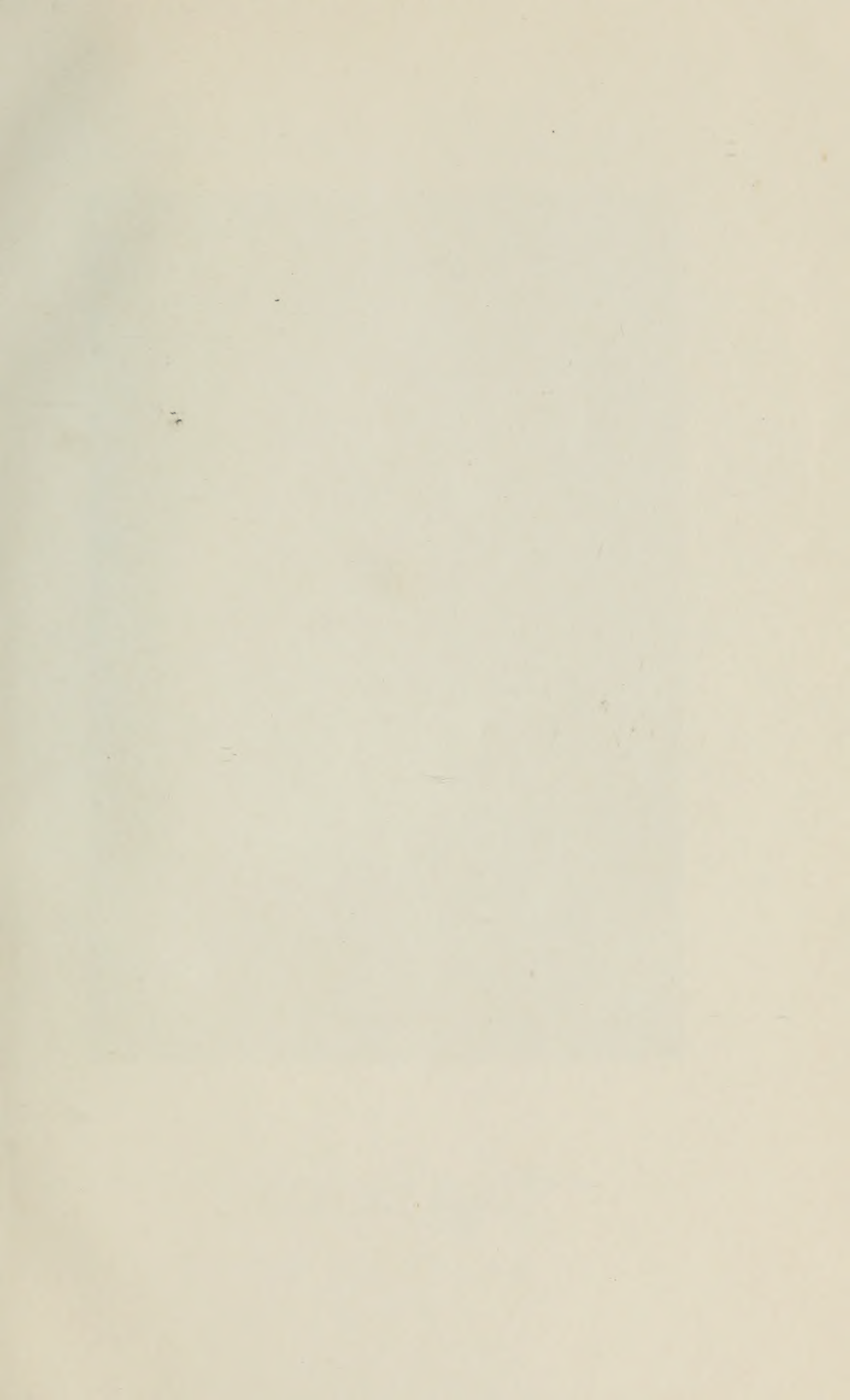






Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage





Heinrich Lessmann

Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage

von

Heinrich Lessmann

„Ich möchte mich der wundersamen Historien, so ich aus der Kindheit herüber genommen, ... nicht entschlagen, um kein Gold.“ Luther



Berlin und Leipzig 1922
Haude & Spenersche Buchhandlung Max Paschke

Inhalt



Geleitwort des Herausgebers

Dieses Buch konnte nicht mehr vom Verfasser in den Druck gegeben werden — er ist am Weihnachtstage 1916 als Hauptmann der Landwehr und Kompagnieführer in den Heldentod gegangen.

Heinrich Leßmann ist am 26. Februar 1873 zu Kunnersdorf bei Hirschberg geboren und war in mehr als einer Hinsicht ein Sohn des schlesischen Riesengebirges, das er heiß geliebt hat. Es war nicht nur der landschaftliche Reiz seiner heimischen Berge mit ihren Nebeln und Farbenwechseln, ihren weiten Ausblicken und ihrem würzigen Tannendufte, die ihn immer wieder in die Heimat lockten. Weit wichtiger war ihm noch das eigenartige Gepräge der Bewohner dieser Berge und des Hirschberger Tales, ihre Mundart und ihre oft so derbwitzige Ausdrucksweise, die so schön den Nagel auf den Kopf traf und mit urwüchsiger Grobheit doch auch immer eine schalkhafte, schelmische Gutmütigkeit vereinte, ihre altertümlichen Trachten, ihre Bauden mit ihrer gemütlich-praktischen Einrichtung, den Bänken und Gestellen um den Riesenofen, auf denen die Kleider der Durchnäßten getrocknet werden, wenn ihnen des Rübenzagels allzu handgreifliche Launen übel mitgespielt hatten, und schließlich nicht zum wenigsten die Erzeugnisse der Gebirgler, ihre Schnitzereien und „Waldsachen“-Arbeiten, darunter die Gestalt des Berggeistes selbst, die wohl ein jeder als Andenken an das Riesengebirge mit nach Hause nimmt.

Es konnte ja gar nicht anders kommen: Heinrich Leßmann, der seine Schulbildung in Hirschberg und seit Ostern 1883 an der Schwabe-Priesemuth-Stiftung zu Goldberg erworben hatte, — die Oberklassen machte er wieder in Hirschberg am Gymnasium durch — ging im Sommersemester 1892 an die Breslauer Universität, um sich der Erforschung des Deutschtumes zu widmen. Hier fand er in Vogt und Koch zwar tüchtige Lehrkräfte, aber doch nicht, was er suchte, vor allem keine Fühlung

der Wissenschaft mit dem für ihn wichtigsten Zweige der Grimmschen Forschung, der Beschäftigung mit dem lebenden Menschen, seiner Sprache, seinen Anschauungen und seiner Überlieferung, Sitten und Bräuchen, seinem ganzen Tume. Und so hat denn Leßmann das ganze Elend der unzulänglichen Vertretung der Germanistik an unseren Universitäten am eigenen Leibe erfahren. Nicht daß die dargebotenen Vorlesungen irgend wie minderwertig gewesen wären — Vogt war in seiner übersichtlichen Klarheit eine vorzügliche Lehrkraft und die Vorlesungen Kochs boten so viel Neues und Anregendes, daß auch ich, der ich zugleich mit Leßmann in Breslau studierte, beide Herren in dankbarer Erinnerung habe. Aber es fehlte eine Vertretung der deutschen und germanischen Sagforschung und der Volksüberlieferungen, der lebenden deutschen Mundarten, der Erforschung des Schlesiertumes, der Volkskunde, des Volksliedes, ja unglaublich, aber wahr! — der deutschen Kulturgeschichte; kurz ein reichliches halbes Dutzend Professuren, die nicht weniger wichtig gewesen wären als die vorhandenen. Aber auch das geistige Leben der germanistischen Studentenschaft war eingerostet und auf privates Einpauken für die Prüfungen herunter gesunken. Es ist Leßmann in Verbindung mit unserem badischen Freunde Hermann Rösch und unserem Liegnitz-Goldberger Freunde Kurt Hoffmann gelungen, dem akademisch-germanistischen Vereine wieder neues wissenschaftliches Leben einzuflößen und ihm auch die Lehrkräfte wieder zugänglich zu machen. Seine Hauptwünsche aber mußte Leßmann immer wieder zurück stellen. Mythologie konnten wir nur im Geheimen treiben, denn das war so anrüchig, ja so verderblich, daß man sich damit die gesamte Lebenslaufbahn verscherzen konnte. Verwalter der amtlichen Mythologie und Herausgeber der Lehrbücher war ja damals Elard Hugo Meyer, und selbst er war nur halb anerkannt. Wer also nicht mit Meyer überein stimmen konnte, — und das konnten wir wirklich nicht — der war verflucht und geächtet. Eine freiere Luft wehte im akademisch-orientalistischen Vereine, und mehrfache freundschaftliche Beziehungen hatten auch Heinrich Leßmann in diesen Kreis gezogen, der ihn schließlich so in seinem Banne hielt, daß er, nachdem ihn der germanistische Verein einmal als Vertreter zu uns entsendet hatte, nun dauernd „der Herr Vertreter" wurde. So war denn einmal der Blick eines werdenden Germanisten auch auf den alten Orient gelenkt

worden, und das gab Leßmann einen anderen, freieren Horizont, den er sich auch später immer noch zu erweitern gewußt hat. Er wurde Mitglied der vorderasiatischen Gesellschaft und Mitarbeiter der Orientalistischen Literatur-Zeitung.

Inzwischen aber drängten andere Sorgen. Die Mutter war gealtert und von der Meinung durchdrungen, das Geld reiche nicht, und ihr Heinrich müsse so bald wie möglich eine Anstellung zu erlangen suchen, also vor allem das Staatsexamen bestehen, und zwar in möglichst aussichtsreichen Fächern. Es war gerade die Zeit, wo man öffentlich warnte, „Philologie" zu studieren, man hatte „Lehrkräfte genug, daß man die Oder hätte mit ihnen zuschütten können". Nur der „Neuphilologe" schien einige Aussichten zu haben. Und so ward denn Leßmann „Neuphilologe", d. h. er nahm noch Romanistik und Anglistik hinzu und promovierte am 21. Dezember 1896 mit einer Arbeit „Studien zu dem mittelenglischen Life of St. Cuthbert". Am 25. Mai 1898 folgte dann das Staatsexamen. Eine Aufforderung zur Habilitation als Germanist mußte Leßmann abschlagen, da die sorgsame Mutter „gar kein Geld hatte". So war Leßmann Gymnasiallehrer geworden, und nicht wenig und nicht sehr angenehm überrascht, als nach dem Tode seiner Mutter trotz der Dreizahl der Geschwister noch 8000 Mark auf ihn entfielen — für damalige Zeit und die bisherige Sparsamkeit Leßmanns eine gewaltige Summe, von der er ohne Nebenerwerb 4—5 Jahre hätte leben können. Aber inzwischen hatte er dem Lehrfache, auf das er sich mit ganzer Wucht gestürzt hatte, doch auch angenehme Seiten abgewonnen und ihm auch so viel Muße abgetrotzt, daß er nebenher sich noch wissenschaftlich beschäftigen konnte, wenig zwar, aber doch dauernd. Der Lehrberuf hatte ihn von Breslau über Görlitz nach Düsseldorf geführt — sein Zeugnis war ja glänzend — und von dort nach Charlottenburg (1902). Im Jahre 1911 war er in England, wie vorher 1899 in Grenoble zur weiteren Ausbildung im Französischen und Englischen und bestand 1905 die Dolmetscher-Prüfung für Französisch mit „besonders geeignet".

Leßmann hatte nämlich April 1900—1901 einjährig gedient im Füsilier-Regiment Nr. 35 zu Brandenburg a. H. und war am 20. Juli 1904 zum Leutnant der Reserve ernannt worden. wurde auch Oberleutnant und ward November 1913 zur Landwehr II übergeführt. Er ist Offizier geblieben aus tief gewurzeltem Pflichtgefühle, obgleich ein schweres Nasenleiden, Sieb-

beinverwachsung, immer wieder Operationen und treue Pflege erforderte, die ihm seine Gattin Gertrud — er hatte am 17. Januar 1908 geheiratet — freilich auch in aufopfernder Liebe zuteil werden ließ.

In seine Charlottenburger Zeit fällt Leßmanns eigentliche wissenschaftliche Tätigkeit. Für die in Breslau erscheinenden „Lehrmittel der deutschen Schule" lieferte er die Beiträge „Anschauungsmittel für den alten Orient" (1903), „Altpersische Anschauungsbilder" (1905), „Russische Volksmärchen als Jugendschrift" (1912). Für die Zeitschrift „Die Lehrerin" schrieb er 1907/8 über „Sprachliches und Sachliches zur Frauenkleidung". (Für die Zeitschrift für deutschen Unterricht hatte er bereits 1899 Nachträge zur Textkritik von Goethes Stella geliefert, die ihn schon früh stark beschäftigt hatte.)

Wissenschaftliche Ergebnisse in unterhaltender Form hat Leßmann 1907 für den III. Bd. von Wägner „Unsere Vorzeit" (Spamers Verlag) beigesteuert, wo er „Robin Hood", den „Rübenzagel" und „Heinrich den Vogler" übernahm. Wertvoll ist hier vor allem der Rübenzagel, der Vertraute von der Kinderzeit her. Es ist außerordentlich betrüblich, daß Leßmann seine Arbeiten über diesen Stoff nirgends ausführlich und druckreif nieder geschrieben hat. Wir haben darüber nichts als einen Vortrag, den er im Berliner Riesengebirgsverein gehalten hat, und von dem sich wohl die Aufzeichnung noch finden wird, und den genannten Beitrag für „den Wägner" (Germanische Volkssagen), der als erster Versuch einer Darstellung für eine Jugendschrift seine Schwächen hat und nicht ahnen läßt, welche umfassende und tief eindringende wissenschaftliche Arbeit sich hinter diesem Abschnitte verbirgt, dessen wissenschaftlicher Wert natürlich so lange verborgen bleiben muß, bis Andere etwa zu den gleichen Ergebnissen kommen und vielleicht zufällig einmal merken werden, daß schon Leßmann des selbigen Weges gewandelt ist. Das Entscheidende ist hier nämlich das Herausarbeiten der Märchenstoffe, die zu der Gestalt des Rübenzagels gehören, auch wo sein Name fehlt. Von Estland bis Italien sowie nach anderen Richtungen hat Leßmann diese Stoffe verfolgt.

An wissenschaftlichen Veröffentlichungen hat Leßmann aufzuweisen:

1. Der Schütze mit dem Apfel in Iran (Orient. Lit. Zeitung 1905).

2. Die Kyros-Sage in Europa (Jahresbericht der Realschule zu Charlottenburg 1906).
3. Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung (Mythol. Bibliothek, Bd. II, Heft 28, 73—88, 1909, 1908).
4. Nachträge zu den Märchen zum Sphinx-Rätsel (Mythol. Bibl. Bd. II, Heft 28, 73—88, 1909).
5. Gudar und seine Brüder (Memnon IV, S. 187—218, 1910).
6. Erwiderung auf A. Jeremias' „System im Mythos" (Memnon IV, 1912).
7. S. Feist, Kultur der Indogermanen (Besprechung in den Mitt. aus der hist. Literatur S. 347ff, 1914).
8. S. Feist, Kultur der Indogermanen (Besprechung im „Mitra" Sp. 146ff, 1914).
9. Über die „Umständliche Tötung" („Mitra" Sp. 161ff, 1914).

Leider sind diese Schriften überall verstreut und dem Fachmanne heute zum Teile schwer zugänglich, zum Teile vergriffen, so daß nur wenige einen einheitlichen Eindruck von Leßmanns überaus wertvoller, weil tief eindringender Betätigung als Mythologe haben dürften. Es wäre daher für die deutsche Wissenschaft ein dringendes Bedürfnis, einmal Leßmanns bisherige Veröffentlichungen vereint mit seinen nachgelassenen Arbeiten, und vermehrt und berichtigt durch seine Eintragungen in seinen Handexemplaren, zu sammeln und heraus zu geben. Diese „Mythologischen Forschungen" würden einen sehr stattlichen Band ausmachen und eine äußerst wertvolle Förderung unserer deutschen Wissenschaft bedeuten.

Ein besonders reifes, hoch stehendes Werkchen sind seine „Aufgaben und Ziele" von 1906. Hier sind wirklich die Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung zwar in großer Kürze, aber in trefflicher Klarheit vorgezeichnet, wie sie für die nächsten Jahrzehnte den kaum veränderbaren Arbeitsaufriß darstellen werden. Dadurch ist dieses Heft mit seinen 52 Seiten zu einer wissenschaftlichen Tat geworden, an der gemessen heute Kuhns „Herabkunft des Feuers" dem Fachmanne als gar keine so bedeutsame Leistung erscheint — der einst hoch gefeierten Blender der Zeit des äußersten Tiefstandes, Laistner, Gruppe, E. H. Meyer und anderer gar nicht zu gedenken. Aber Leßmann steht an Umfange des Wissens und Gründlichkeit seiner Verarbeitung auch für seine Zeit hoch über J. G. v. Hahn, der doch unser aller Lehrer und dessen

„Sagwissenschaftliche Studien“ den Vorläufer von Leßmanns Schrift darstellt, deren Würdigung und Anerkennung noch immer im Steigen ist und weiter steigen wird, je größere Kreise die neue Forschung ziehen wird.

Methodisch die bedeutendste Leistung Leßmanns ist unstreitig die „Umständliche Tötung“ von 1914, eine vorbildliche Arbeit, die wohl manchen beruhigen kann, der in der Art und Weise der modernen Mythenforschung die „Exaktheit“ glaubt vermissen zu sollen. Hier ist zum ersten Male ein Einblick in die Werkstatt des Mythologen veröffentlicht worden, ein anschauliches Bild von jener Tätigkeit, ohne die ein gewissenhaftes Arbeiten natürlich nicht möglich ist, die aber in den üblichen Veröffentlichungen aus nahe liegenden Gründen immer hinter dem Vorhange bleibt: Einerseits ist der Kreis der ernst zu nehmenden Forscher, bei denen ein inneres Mitgehen in der gerade behandelten Frage zu erwarten ist, noch zu klein, als daß man dem Leser solche Vorarbeit vorsetzen dürfte, und andererseits sind die Satzkosten für derartige Veröffentlichungen so beträchtlich, daß es als ein besonderes Verdienst des „Mitra“ hervor gehoben werden muß, diesen tabellarischen Überblick veröffentlicht zu haben.

Damit haben wir aber nur die beiden bedeutsamsten Leistungen Leßmanns heraus gehoben, die man als solche wegen ihres geringen Umfanges leicht übersehen könnte. Sehr ausgibig sind auch die Ergebnisse der Studie über „Gudar und seine Brüder“, die gleichfalls einen Einblick in die neue Arbeitsweise gewährt, und das Gleiche gilt auch von der Kyrossage wie selbst dem kleinen Beitrage über den „Apfelschützen“.

Ganz andere Seiten zieht Leßmann in unserem hier vorgelegten Buche auf. Im leichten Plaudertone, oft etwas gallig, dann wieder schelmisch, liebenswürdig, scheinbar geflissentlich unwissenschaftlich, verblüffend durch mancher Lei Kühnheiten und Gewagtheiten läßt Leßmann eine erstaunliche Fülle von volkstümlichen Redensarten an uns vorüber ziehen, die alle in irgend einen Zusammenhang mit mythologischen Erzählungen gebracht werden. Der Leser wird selbst den Eindruck haben, wie da einmal grundsätzlich der Standpunkt vertreten wird, alles mythologisch deutbare auch mythologisch zu deuten, unbeschadet der Möglichkeit, daß die betreffende Redensart auch einen anderen Ursprung haben könnte. Leßmanns Standpunkt ist dadurch gewonnen worden, daß tat-

sächlich eine große Zahl solcher Redensarten, die ohne Zweifel mythologischer Herkunft sind, von den bisherigen Erklärern förmlich geflissentlich falsch erklärt worden sind. Und dieser Kampf gegen den Philologenzopf hat den Verfasser dann weiter geführt und öfters auf Gedanken gebracht, die wohl nicht so leicht einem anderen gekommen wären, und die selbst da, wo sie etwa einmal als verfehlt erwiesen werden möchten, vermutlich noch immer in dem Punkte sich bewähren werden, daß die Redensart schließlich doch auf dem Mythos zurück geht und dann vermutlich sogar auf denselben, den Leßmann für sie in Aussicht genommen hat. Es hat sich nämlich längst ergeben, daß die einzelnen Züge oder Motive wirklich immer einer Hauptausprägung des Mythos anzugehören pflegen und nicht, wie man vielfach heute noch annimmt, aus einer Prägung in die andere hinüber geglitten sind. Der Leser möge also die Bemerkungen, die Leßmann selber an verschiedenen Orten darüber macht, nicht übersehen. Der Verfasser versteift sich gar nicht darauf, daß die betreffende Redensart gerade aus der Erzählung abgeleitet sein müsse, die er selbst wieder gibt und die er nur als Beleg dafür auffaßt, daß es Erzählungen solches Inhaltes, und zwar voraussichtlich in recht großer Zahl, gegeben habe. Wenn aber von hunderten nur eine auf uns gekommen ist, so wäre es natürlich ein Zufall, wenn die heute übliche Redensart gerade aus dieser ihren Ursprung genommen hätte.

Beachtet man diesen Grundsatz, wie es der Verfasser ja wünscht, so wird einem gar manches, was sonst auf den ersten Augenblick vielleicht nicht ganz einleuchtet, allmählich immer möglicher und wahrscheinlicher werden, und der leise ironische Hauch, der über mancher Erklärung liegt, wird dann nicht mehr als oberflächlich im Urteile und als allzu subjektiv in der Stellungnahme erscheinen. Der Verfasser hat sehr gründlich darüber nachgedacht, was auf die Dauer in jedem einzelnen Falle sich als das Wahrscheinliche heraus stellen werde, und hat darin dem germanistisch angeschulten Tageskritiker gegenüber ein recht gutes Gewissen. Gleichwohl dürfte noch eine Reihe von Fällen übrig bleiben, in denen Leßmann in seiner Kampfesfreude über die Schnur geschlagen hat. Denn bei allem leichten Plaudertone ist dieses Buch doch auch ein Kampfbuch, in dem der Verfasser einmal im Ganzen vom Leder zieht gegen die, die da förmlich nicht sehen wollten, einer Lei,

ob sie dabei nur dem allgemeinen Nebel erlagen, der sich über alle Einblicke in deutsches Volkstum ausgebreitet hatte, oder ob dabei böswillige Absicht im Spiele war oder nur Charakterschwäche — zweifellos hat uns dieses fremdsüchtige Verhalten nicht wenig geschädigt und den Sinn für das Eigene geschwächt. Wenn Jakob Grimm seine Nachfolger noch erlebt hätte, würde er wohl seinen Ingrimm über diese Art Epigonentum, die sein Werk in das Gegenteil verkehrte, in sehr deutschen Worten ergossen haben.

Aber das Buch ist nicht nur ein Kampfbuch, es ist auch ein Kriegsbuch. Obgleich der Gedanke an ein solches Werk den Verfasser schon lange beschäftigt hatte, ist es als Buch doch ein ausgesprochenes Erzeugnis des Krieges, ein Sorgenkind Leßmanns, das er erst während des Krieges an den verschiedensten Orten und in wechselnden Lebenslagen heraus gearbeitet und als sein letztes Vermächtnis an sein von ihm so überaus geliebtes deutsches Volk geordnet, vervollständigt, berichtigt und ausgefeilt hat, so lange ihm das vergönnt war. Überall hat er noch die Gelegenheit benutzt, aus dem, was er zu lesen bekam, um zeitweilig die Gedanken ab zu lenken und Herz und Hirn leistungsfähig zu erhalten, und ebenso aus den lebendigen Menschen, mit denen er bekannt wurde, noch heraus zu holen, was sie hergaben. Auch wie er selbst sich den Ausgang des Krieges dachte, und zwar als notwendig und daher selbstverständlich, das spiegelt sich hie und da in diesem Buche und daneben auch, wie er dabei seiner Freunde gedacht — von denen er voraus sah, daß sie dereinst sein letztes Buch würden in den Druck geben müssen — er selbst war vom Beginne des Krieges an überzeugt, daß ihm der Tod für sein Volk und für sein Vaterland beschieden war. Wir haben es nicht über uns gebracht diese Spuren seiner Gesinnung aus der Handschrift zu tilgen.

Es ist nicht unsere Absicht und es widerspräche auch vollkommen des Verfassers Gesinnung, in diesem Vorworte einen pomphaften Lobeshymnos auf Heinrich Leßmann hinaus zu singen. Er war ein bescheidener, zurück haltender Mensch, dem es freilich im entscheidenden Augenblicke auch nicht an dem nötigen Nachdrucke fehlte, seine Meinung zur Geltung zu bringen. wenn er das für seine Pflicht hielt. Der Grundzug seines Wesens war seine vorbildliche Pflichttreue, mit der er manchen Sieg über seine menschliche Natur davon getragen hat. Trotz einem schweren körperlichen Leiden ist er in den Krieg gezogen und

immer wieder zu der Stelle zurück gekehrt, wo er gebraucht wurde und wo freilich manchmal auch ein Geringerer ausgereicht hätte um das zu tun, was der Augenblick erforderte. Das gleiche Pflichtgefühl hat er aber auch in Friedensjahren zu jeder Zeit und auf jedem Gebiete betätigt. Was ihm schwer fiel, darauf warf er sich mit verdoppelten Eifer, und die Auswahl seiner Tätigkeit traf er nie nach dem, was ihm am meisten Freude machte, sondern nach dem, was nach seiner Einsicht am notwendigsten war, immer mit der Einstellung auf das Wohlgedeihen seines deutschen Volkes.

Wir haben die Drucklegung geflissentlich in des Verfassers Sinne erledigt, auch wo heute der Wortlaut von der Handschrift etwas abweicht. Wir wollten, wenigstens als ursprüngliche Ausgabe, ein Buch bringen, wie es geworden wäre, wenn Heinrich Leßmann es selbst in seinem letzten Werden überwacht hätte. So sind in Text und Fußnoten noch Kleinfunde unter gekommen, die der Verfasser sicher unter gebracht hätte, wenn es so leicht wäre, in einem Anhiebe alles aus sich heraus zu bringen, was man weiß; diese Kleinfunde rühren überwiegend von G. Hüsing her, für den sie aber oft erst durch Leßmanns Zustimmung ihren vollen Wert erhielten, und die auch Leßmann nicht mehr als „fremdes" Eigentum empfunden und gekennzeichnet haben würde. Nur einzelne neue Funde, die Leßmann in Wahrheit nicht mehr erlebt hat, sind mit Namen-Nennung in der Gestalt eingefügt, die ihnen Leßmann etwa gegeben haben würde — ist es uns doch so, als blicke er uns bei der Arbeit über die Schulter. Und wie er uns in seinem Manuskripte Neues erzählt, so haben auch wir ihm Manches zu sagen und wissen schon, wie er es aufnehmen wird.

Ganz besonders freuen würde er sich über einige Einzelheiten der Schreibung, die gerade e r haben wollte und nur auf unser Zureden noch zurück steckte. Aber gerade, daß er nicht mehr ist, ließ es uns als Pflicht erscheinen, an a n d e r e n Orten nun selbst dafür einzutreten, und nachdem dies geschehen ist, wäre es eine Fälschung an seinem Buche, wenn wir nicht das durchführeten, was er selbst gewollt hat. Dazu gehört z. B. „Tschina" für das unsinnige „China", „babilonisch" und „assürisch" für die aus der griechischen Schreibung übernommenen Formen mit y, das der Grieche damaliger Zeit als u aussprach. Die beiden Städte hießen Babiloni und Assur, und wie wir von „Rom" ein „römisch" bilden, so muß es deutsch natürlich

auch „assürisch“ heißen. Daß der Grieche nach seinen Lautgesetzen „Babulon“ sprach, kann uns außerordentlich gleichgültig sein, eben so umgekehrt, daß die Franzosen aus dem griechischen „Herodotos“ ein „Herodot“ gemacht haben, was deutsche Dienstbeflissenheit sogleich nachahmte bis man glaubte, das sei nun die „deutsche Form“. Dazu gehört ferner z. B. die Schreibung „aller Lei“, durch die wir wieder zum Bewußtsein gebracht werden, daß es im Deutschen ein Hauptwort „Lei“ gibt, was für manchen Leser eine förmliche Entdeckung bedeuten dürfte. Oder daß wir „Eräugnis“ zu sprechen und daher doch auch zu schreiben und zu drucken haben, denn das Wort hat mit „eigen“ nichts zu tun, wohl aber mit „Auge“. Auf solcher Lei „Belehrungen unter der Hand“ wird der Leser in diesem Buche noch vielfach stoßen; sie sprechen für sich, wenn man sie nur ausreden läßt, d. h. nicht leicht über sie hinweg geht. In unserer Zeit besonders wichtig ist, daß wir uns wieder daran gewöhnen, Ausdrücke wie „über fahren“ und „überfahren“ auch in der Schreibung zu unterscheiden. Wir haben ja keine Betonungszeichen und können die Betonung auf diese Weise — wie es früher geschah — bequem ausdrücken. Es ist ja doch wahrlich nicht das Selbe, ob der Schiffmann jemand „über fährt“ oder der Kutscher einen „überfährt“. Das zu behandeln wäre ein langes Kapitel, das nicht hieher „gehörete“ wie der deutsche „Konjunktiv“ ja lautet, aber wir möchten in des Verfassers Namen den Leser bitten, ein Mal darüber nach zu denken.

Trotz der erstaunlichen Zahl von mythologisch deutbaren Redensarten, die Leßmann hier zusammen gebracht hat, sind uns bei der Korrektur doch noch immer weitere aufgestoßen. Wir haben aber nur solche noch mit aufgenommen, die zu den von Leßmann behandelten eigentlich nur Varianten darstellen, weil wir den Gedankengang nicht unterbrechen wollten. Und doch gibt es Fälle, in denen eine Redensart auch gerade wieder auf die Geschichte von Sigfrid und Brynhild zurück geht oder mit Wahrscheinlichkeit zurück geführt werden kann. So z. B. „kein Wässerlein trüben“, bei dem man unwillkürlich wohl an die Fabel vom Wolfe und Lamme denkt, aus der die Redensart ja wohl auch wirklich geflossen sein wird. Und doch geht diese Fabel im Grunde auf älteren Mythenstoff zurück, der wieder im Streite der Brynhild mit Gudrun erklingt: Gudrun, die nordische Vertreterin unserer

Grimhild, verlangt, daß Brynhild, als die Beiden im Rheine ihr Haar baden wollen, weiter unterhalb ins Wasser gehen solle, damit sie ihr als der Königin das Wasser nicht trübe. Diese Überlieferung der Volsungasage (Kap. 28) ist im Nibelungenliede in den Auftritt vor der Kirchtüre umgewandelt, verchristnet, worden, ist aber natürlich das Ursprüngliche und dürfte recht alt sein: sie ist als „Trumm" auch im Sajjid Batthāl (Hüsing, Beiträge zur Rostahmsage S. 29) überliefert. — In anderer Beziehung gehört in den gleichen Sagenstoff wohl auch die schles. Redensart „Schulden sind keine Hasen", d. h. sie laufen nicht davon. Sie geht zurück auf das Märchen, in dem der unserem Sigfrid entsprechende Held Hasen hüten muß, was ihm mit Hülfe einer Zauberflöte auch gelingt (Vgl. S. 141).

Noch öfter drängten sich uns kurze Bemerkungen sachlicher und mythologischer Natur auf. Wir hoffen, daß diejenigen, die noch Aufnahme gefunden haben, sich zwanglos und unauffällig eingegliedert haben und von denen des Verfassers nicht abweichen.

Freilich ist auch uns nicht immer gleich eingefallen, was da noch hinzu zu fügen gewesen wäre. So hat wohl Leßmann nicht gewußt, daß griechisch Moira lautgesetzlich das deutsche Märge ist, das ja aus Märje, Marja entstand wie griechisch Moira aus Moria. Und wie sehr hätte sich Heinrich Leßmann über diesen so nahe liegenden Kleinfund gefreut! Da haben wir ja endlich den echten deutschen Namen für die Schicksalsfrauen, die wir nordisch Nornen nannten, mit einem noch unerklärten Worte, das freilich vielleicht niederdeutsch war und in Deutschland verklungen ist, weil die verschliffene Aussprache Nonne das Wort äußerlich einem ganz anderem gleich machte. Wir haben daher in der Zeile Märgel, Märgel Mücke (Vgl. S. 280) das erste Wort mit ä geschrieben, nicht, wie es Leßmann aus seiner Quelle übernommen hatte, mit e. Auch die Erkenntnis, daß in diesem Märgel die Verkleinerungsform von Märge enthalten ist, wäre für Leßmann sicher eine große Freude gewesen, zumal an dieser Stelle, und auch er hätte sicher das ä für e eingesetzt. Neben der Form Marja hat sich unter christlichem Einflusse auch eine Form Maria entwickelt, die später in Marei umgesetzt wurde. Und eine dritte Form dürfte noch heute in unserem Maikäfer neben Marienkäfer enthalten sein, denn auch das alamannische „Maieli" ist eine Ver-

kleinerungsform von Maria. Und wo unsere Kinder heute singen „Maikäfer fliege“ muß es in älterer richtiger Sprachform offenbar „Maienkäfer flieg“ heißen, gemäß der Singweise. Und diese Form Maienkäfer, die doppeldeutig war, schlägt wohl die Brücke zum heutigen Maikäfer, dem man dann noch einen Junikäfer hinzu gefügt hat. Ein ähnlicher Zusatz würde sich zu S. 245 ergeben, aus dem Laiche vom Schiffmanne (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort Nr. 28 — Vgl. Deutsche Laiche, Lieder und Tänze von Georg und Emma Hüsing Nr. 2) in dem ebenfalls Wodan als Schiffmann auftritt. In einem weiteren Laiche (Vgl. Erk-Böhme Nr. 19) der in einer Neuauflage mit aufgenommen werden soll, wird sich dann ergeben, daß es eine Eigentümlichkeit des weisenden Tieres (vgl. S. 95) ist, daß es, gleich der Jungfrau, die sich hinter der Hinde verbirgt, goldene Spangen an den Füßen (und Händen) trägt, und daß diese Jungfrau keine andere ist als Brynhild, die darum auf dem Berge der Hinde (Hindarfjall) wohnt, weil sie selbst in eine Hinde verwandelt auftritt und als solche von ihrem Vater, d. h. Wodan als wildem Jäger, verfolgt wird. Auch diese kleine Entdeckung wollen wir hier nachtragen als Widmung an den Verfasser, der gerade über die Aufdeckung diese Zusammenhanges seine heile Freude gehabt haben würde.

Die Überlieferungen von der Hinde haben inzwischen in dem nunmehr abgeschlossenen „1. Jahrgange“ der Zeitschrift Mitra ihre weitere Behandlung gefunden (Sp. 41—45 und 318—325), die auch im 2. Bande fortgesetzt werden soll. Von Sp. 279—285 aber hat Heinrich Niggemann in einem recht beachtenswerten Aufsatze „Frau Welt“ behandelt und gezeigt, daß diese nicht eine mittelalterliche Einleibung des Begriffes der weltlichen Freuden und Genüsse, sondern ursprünglich Frau Holle unter einem anderen Namen ist. Und dieser Name dürfte recht alt sein, denn wir müßten ihn ins Neuhochdeutsche übersetzen als „Frau Zeit“, und zwar ist so die alte Weltenuhr, der ewig sich drehende Mond gemeint, mit seiner goldenen Vorderseite und schwarzen Kehrseite, die dauernd mit ihrer Hütte sich drehende Baba Jaga, die Frau Holle der deutschen Überlieferung. Daraus fließt also manche Ergänzung und neue Beleuchtung für Leßmanns Ausführungen auf S. 201 und 220 ff.

Beim Überlesen des Ganzen empfindet man wohl noch an manchen Stellen das Bedürfnis, eine erläuternde Anmerkung

zu machen. So z. B., wenn S. 80 „Glocke und Hammer" als mythologisches Spiel erklärt wird. Hier ist das „Wirtshaus" offenbar der Totenkrug oder Walhall, dessen Wirt ja Wodan ist. Dieser tritt uns auch in der zweiten Karte entgegen als Schimmelreiter, denn obgleich die Karte heute einfach „Schimmel" heißt, stellt doch das überlieferte Bild stets einen Reiter auf dem Schimmel dar. Der Hammer vertritt natürlich den Hammergott Donar, und da in den Abschwörungsformeln neben Donar und Wodan auch Sachsnot genannt wird, bezieht sich wohl auf ihn die Glocke. Er ist ja der schwäbische Ziu, der nordische Tyr, der Hymis' riesigen Braukessel holt, unter dem er so verschwindet, daß ihm die Kesselränder an die Fersen schlagen. Die Glocke ist also wohl dieser Kessel. Die 5. Karte „Glocke und Hammer" scheint nur um des Spieles willen eingeführt zu sein, da ihr kein Würfel entspricht. — Wie notwendig es aber ist, an den alten Sinn des Spieles zu erinnern, das ergibt sich wohl daraus, daß ein findiger Geschäftsmann das „Wirtshaus" bereits in ein „Kaufhaus" modernisiert hat! Es wäre an der Zeit, daß deutsche Eltern solche „Fälschungen" mit Entrüstung zurück weisen.

Oder zu S. 299, „der Mond lacht"; hier ist es offenbar nur ein Versehen, wenn Leßmann sich hat die Belege entgehen lassen, die in dem indischen Namen Čandrahāsa und dem arabischen — offenbar aus dem Persischen übersetzten — Bedr bāsim (1001 Nacht N. XIII S. 16) liegen. Diese Namen bezeichnen den Helden geradezu als den „lachenden Mond".

Wenn Leßmann S. 85 den Gedanken erwägt, ob nicht „Lindwurm" am Ende doch den „Wurm unter der Linde", d. h. der Drachen unter dem Weltbaume, wenigstens ursprünglich, bezeichnet habe, so ist das vielleicht die Stelle, die im ganzen Buche die meisten Bedenken wecken wird. Es gibt ja ein Wort lind, das Schlange bedeutet, und man stützt sich auf ähnliche Bildungen, deren erster und zweiter Teil das Selbe bedeuten sollen, sie sind aber in Wahrheit ebenso unsicher und unwahrscheinlich. Zu der Annahme, daß „Wind" in „Windhund" so viel bedeute wie „Hund", gehört in Wahrheit sehr viel mehr Mut, als zu Leßmanns Anzweifeln der bisherigen Erklärung von „Lindwurm". Auf eine Bildung „Brotlaib" — laib bedeutet „Brot" — konnte man erst verfallen, als die beiden Wörter verschiedene Bedeutung bekommen

hatten, und Gleiches gilt gewiß auch von „Schalksknecht“ und ähnlichen; und das war es, worauf es Leßmann ankam, ob die deutsche Sprache eine Neigung zu solchen Doppelausdrücken habe oder nicht. Sicher hat man später an einen Wurm unter der Linde gedacht, das zeigt z. B. die mir aus Königsberg geläufige Scherzbildung „Lindenwurm“, vor allem aber: die Bedeutung des Namens der Linde ist auch noch ganz unerklärt. Wir wollen es also Leßmann danken, daß er den Mut gehabt hat, den Finger in diese „mulmige“ Wunde zu legen und die Richtung zu weisen, in der ihm die Heilung vorschwebt, in einem sprachlichen Zusammenhange mit dem Namen des Baumes.

Richtig, und dann sehr wichtig, scheint S. 70/1 Leßmanns Gleichung Roland = Balder; von mythologischer Seite dürfte sie kaum noch anzufechten sein, und dann ist Leßmann endlich die Lösung eines alten Rätsels gelungen: Balder-Forseti muß bei einem nordwestlichen Germanenstamme den Namen oder Beinamen Roland geführt haben, und das ist natürlich, wie Heliand, ein Partizip des Präsens. Mit Rücksicht auf sein vielfarbig zusammen gesetztes Gewand könnte man das etwa mit „der Flicker“ übersetzen wollen, wie es sich grundsätzlich auch auf das Blasen des Hornes beziehen könnte. Innerlich am wahrscheinlichsten dünkt mich aber eine Bedeutung „der Regelnde“, wobei mir das englische rule vorschwebt. Ist Karls Paladin Ruotland eine geschichtliche Gestalt, dann würde der ähnliche Klang der Namen den Baldermythos an den Ruotland geknüpft haben.

Reich beladen mit völkischem Wissen und mit Anregungen für Geist und Gemüt geht das Buch nun hinaus. Es ist unter ungewöhnlich schwierigen Umständen und mit großen Opfern geschaffen. Möge es aller Orte die Aufnahme finden, die es verdient, und als deutsches Hausbuch bald in keinem deutschen Hause fehlen!

Univ.-Prof. Dr. Georg Hüsing.

Vorwort des Verfassers

Bruder Lustig hatte vom Heiligen Petrus einen Ranzen geschenkt bekommen, in den durfte er Alles hinein wünschen, was er ringsum Begehrens Wertes erblickte, sofort war es drin. Er benutzte ihn schließlich auch dazu, in den Himmel hinein zu kommen, indem er, als Petrus ihm den Eintritt in denselben versagte, den Ranzen durch den Spalt der ein wenig geöffneten Himmelstüre hinein warf und sich dann selber in ihn hinein wünschte. Wenn ich einen solchen Ranzen hätte anwenden wollen, um meinem Buche die Aufnahme in die Öffentlichkeit zu sichern, so hätte ich ihm den Untertitel geben können „ein Gegenstück zu Büchmanns Geflügelten Worten“; denn das ist es in der Tat. Auch hier werden, wie im Büchmann, Worte gesammelt und erklärt, die „allgemein wie Sprichwörter angewendet werden“. Der Unterschied ist nur der, daß, während Büchmann solche Worte nimmt, die von nachweisbaren Verfassern ausgegangen sind, hier vielmehr solche Ausdrücke und Wendungen behandelt werden sollen, deren Schöpfer dem Namen nach nicht nachzuweisen und die dennoch „in aller Munde sind“. Es handelt sich also hier nicht um einen „Citatenschatz“, wie es bei Büchmann im Untertitel heißt, sondern um eine Darstellung und Erklärung des deutschen Volksmundes von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte aus. Dieser verlangte sogar gebieterisch, daß auch verschiedene vom „Büchmann“ und seinen Bearbeitern schon erörterte Wendungen hier noch einmal erschienen, weil sie nunmehr vor einen neuen und, ich darf wohl sagen, tieferen Hintergrund treten.

Das Buch ist aus einem Vortrage erwachsen, den ich im Winter 1913 im Zweigvereine Berlin-Charlottenburg des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gehalten habe, und der damals großen Anklang fand, und zwar auch nachhaltigen; denn ich erhielt noch Monate später Anfragen, wo er denn gedruckt erschienen wäre. Dies und das günstige Urteil mir nahe stehender Gelehrter sowie das fortwährende Zuströmen neues gleichartiges Stoffes ermutigten mich, meine Ergebnisse der Öffentlichkeit vorzulegen.

Das Buch will einerseits unterhaltend sein, indem eine Reihe von Quellen an passender Stelle in kurzen Inhaltsangaben eingefügt sind, was allerdings schon durch die Anlage und den Gang der Untersuchung geboten war, und indem die behandelten Ausdrücke und Wendungen in einen hoffentlich anregenden und fesselnden Zusammenhang gebracht sind. Andererseits will es auch der Forschung dienen. Um aber dadurch einen breiteren Leserkreis nicht abzuschrecken, ist die Gelehrtheit möglichst in die Fußnoten verwiesen worden, und wer sie also nicht mag, kann diese ungelesen lassen. Im II. Teile konnte sie allerdings auch von dem Haupttexte nicht ganz ausgeschlossen werden, wenigstens auf den ersten Seiten nicht, weil dadurch die Grundlage für das Spätere geschaffen werden mußte, das wieder entsprechend dem I. Teile gearbeitet worden ist. Dem Fachmanne aber liefern die Fußnoten doch vielleicht einen nicht ganz unwillkommenen kleinen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft von der deutschen Sprache und Sage vor dem Weltkriege.

Wer aber trotz allem Bemühen des Verfassers, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, nicht zufrieden gestellt ist, der ist, in dieser Beziehung wenigstens, mein Gesinnungsgenosse, mögen auch sonst unsere Anschauungen aus einander gehen, soweit wie sie wollen. Auch ich bin mit meinem Buche als „Leistung" herzlich unzufrieden und weiß sehr wohl, daß gar Manches unsicher und nicht genügend bewiesen er-

scheinen mag. Dabei denke ich noch gar nicht einmal an die Leute, die allen Beweisen auf diesem Gebiete abhold sind, die, nachdem man etwas klipp und klar bewiesen hat, einen mit der Antwort erfreuen: „Bitte, beweisen sie mir das!“ Es sind, soweit nicht überhaupt böser Wille vorliegen mag, diejenigen, denen es an Kraft mangelt, zu schauen und zumal längere Entwickelungsreihen mit einem Blicke zu überschauen, oder die sich diese Kraft durch ihren Bildungsgang haben rauben lassen. Diese von meiner Ansicht zu überzeugen, gebe ich natürlich von vorn herein auf. Aber ich will auch gar nicht in Abrede stellen, daß in manchen der hier besprochenen Fälle wirklich nur Wahrscheinlichkeitsbeweise erbracht worden sind. Doch überlege man es sich einmal, wieviel damit eigentlich schon getan ist. „Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich!“ (für Gott nämlich) sagt bekanntlich Lessing.

Man lasse also das Ganze als Ganzes auf sich wirken und beachte, wie eins ins andere greift und es stützt. Was man mir auf S. 30 noch nicht glaubt, wird man mir vielleicht auf S. 90 glauben, und was man auf S. 70 noch bezweifelt, wird man auf S. 130 bestätigt finden. Manches wird man mir erst glauben, wenn man das ganze Buch von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat und dann noch einmal still für sich überdenkt; etwa an der Hand des angefügten Verzeichnisses der erklärten Ausdrücke, Wendungen und Sprichwörter. Wer aber mit mir den hier zur Erklärung bestimmtes deutsches Sprachgutes eingeschlagenen Weg für aussichtsreich und Erfolg versprechend hält, dem wird beim Lesen sogar noch Manches einfallen, was er hier vergebens suchen wird. Ihm sei zum Troste gesagt, daß auch ich Vieles zurück gestellt habe, was nicht anders zu beurteilen ist als der hier zusammen getragene Stoff, was aber aus Raummangel nicht mehr untergebracht werden konnte. Bei anderem wäre mir der lückenlose Nachweis seines Zusammenhanges mit der Sage augenblicklich recht schwer, wenn nicht unmöglich gewesen.

Doch liegt es hier vielleicht oft nur daran, daß mir gewisse Mittelglieder und Zwischenstufen fehlen, die anderen gar wohl bekannt und vertraut sein mögen. Es werden mir deshalb jeder Nachtrag und jede Anregung, die sich mit meiner Kenntnis des Stoffes nur irgendwie vertragen, herzlich willkommen sein. Auch Einwände werde ich dankbar entgegen nehmen. Besser man teilt sie mir mit, als man verschweigt sie mir, um alsdann das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der Einsender wird auch gewiß bisweilen die Genugtuung erleben, daß ich diese oder jene meiner Erklärungen zu Gunsten der seinigen fallen lassen muß. Aber eben so oft wird nach aller bisherigen Erfahrung der Fall eintreten, daß sie es mir ermöglichen wird, die meinige durch neuen Beweisstoff besser zu stützen und überzeugender zu gestalten, und mit beidem wäre der Forschung gedient. Meinen Freunden Dallmer-Zerbe, H. und E. Figulla, Trg. und S. Heinrich, G. Hüsing, W. J. Kaulbach, G. Leßmann, H. Niggemann, L. Scheibert und W. Schultz danke ich von Herzen für die vielen Anregungen, durch die sie das Werk gefördert haben.

Heinrich Leßmann.

Einleitung

Es gibt in der deutschen Sprache eine lange Reihe von Ausdrücken und Wendungen, die jeder gebraucht, ohne recht zu überlegen, was sie denn eigentlich von Hause aus besagen. Sie sind auch bisher von der Forschung gar nicht oder nicht befriedigend erklärt worden. Hier soll der Nachweis unternommen werden, daß sie Anspielungen auf die Sage oder den Mythos enthalten. Obwohl ich nämlich mein Buch „Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage“ genannt habe, und obwohl ich ein eifriger aber hoffentlich auch besonnener Anhänger der Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins bin, habe ich mich in den Ausführungen öfter genötigt gesehen, für Sage Mythos einzusetzen. Das mußte schon geschehen, um an verdiente „Mythologen“ und an den hochverdienten Sprachforscher Georg Büchmann anzuschließen, der in der Einleitung zu seinen „Geflügelten Worten“ S. XX sagt: „Historische Forschungen führen hier wie anderwärts leicht bis an die Grenze des Mythos.“ Er ist viel öfter dorthin gelangt, als er sich noch ahnen ließ. Allerdings decken die beiden Begriffe Sage und Mythos einander nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, wie das Wort Sage bisher meistens gebraucht worden ist. Aber dieser enge Gebrauch desselben geht zurück auf die Brüder Grimm, die ihre Sammlung deutscher Geschichts- und Ortssagen und abergläubischer Erzählungen einfach „Deutsche Sagen“ überschrieben haben. In einem weiteren Sinne gebrauchte es bereits J. G. von Hahn, indem er sein mythologisches Hauptwerk „Sagwissenschaftliche Studien“ betitelte. Er verband also bereits mit dem Worte „Sage“ den gleichen Sinn wie mit „Mythos“; und wir brauchen

uns nur daran zu gewöhnen, es wird schon gehn. Es muß gehn, wenn es der Zukunft nicht gelingt, einen anderen guten deutschen Ausdruck für Mythos zu finden; denn der Gebrauch dieses Wortes hat vieles sehr Mißliche. Zunächst ist es ein sicherlich entbehrliches Fremdwort. Sodann herrscht bei ihm wie fast bei jedem Fremdworte die größte Unklarheit über den damit verbundenen Begriff. Das liegt hier allerdings z. T. mit an der Sache. Ein eigentlicher, reiner, unverfälschter und in diesem Sinne „gediegener" Mythos ist uns nämlich nirgends erhalten. Was uns überkommen ist, sind nur mehr oder minder starke Nachklänge des Mythos, „Mythenhaltige Erze", wie ich sie anderwärts[1] genannt habe, indem ich den Mythos selbst mit einem Metalle verglich, das heut zu Tage nur noch vererzt vorkömmt, das deshalb aus den mythenhaltigen Erzen mühsam geschmelzt und von aller Lei anderartigen Stoffen, die dann als Schlacken zurück bleiben, los gelöst und geschieden werden muß. Das Verfahren dabei ist der Vergleich.

Die wichtigsten dieser Nachklänge des Mythos oder mythenhaltigen Erze sind: Göttersage, Heldensage und Volksmärchen. Daneben kommen noch Geschichtssagen, Ortssagen, Volkslieder, besonders Balladen, Volksrätsel, Tiersagen, Legenden und ältere bildliche Darstellungen, darunter auch die Wappen, mehr oder weniger stark in Betracht.

Die Verdeutschung des Wortes Mythos durch Sage zieht natürlich auch die der mythenhaltigen Erze durch saghaltige Erze nach sich. Ich bezeichne also als Mythos oder Sage dasjenige, was als Gemeinsames in all diesen mythen- oder saghaltigen Überlieferungen drin steckt und arbeite demnach mit einem ganz neuen Begriffe Mythos

---

[1] Mythologische Bibliothek, hg. von der Gesellschaft für vergleichende Mythenforschung, Leipzig, Hinrichs (im Folgenden abgekürzt MB) I, 4. Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung (AZ) S. 18ff. Vgl. hiezu Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung hg. von Wolfgang Schultz, Wien I Sp. 129ff. „Gleichnis und Vergleichung".

oder Sage, indem ich einen Wesensunterschied zwischen Göttersage, Heldensage und Volksmärchen nicht anerkenne und betone, daß der diesen drei saghaltigen Erzen gemeinsame Kern ebenso, wenn auch mehr oder weniger verkümmert, in den Geschichtssagen, Ortssagen, Tiersagen, Legenden, Volksliedern und Volksrätseln enthalten ist und sich auch in älteren bildlichen Darstellungen, besonders in den Wappen, bemerkbar macht.

Das Volksmärchen ist, wie schon die Brüder Grimm erkannt haben und in den Anmerkungen zu ihren Kinder- und Hausmärchen immer und immer wieder hindurch leuchten lassen und bisweilen auch unverschleiert aussprechen, nichts Anderes als vermenschlichte Göttersage. Es erzählt von Menschen dieselben Taten und Geschehnisse, die die Göttersage von Göttern erzählt. Daß diese Tatsache nicht längst allen Gebildeten des deutschen Volkes in Fleisch und Blut über gegangen ist, daran haben die Brüder Grimm selbst mit Schuld, z. B. schon durch den unglücklichen Titel, den sie ihrer Sammlung gaben. Die Bezeichnung „Kinder- und Hausmärchen", die noch dazu von Jüngern Grimms für andere Sammlungen übernommen wurde, hatte die schlimme Folge, daß es durch sie den Erwachsenen verleidet wurde, das Buch wirklich eindringlich zu lesen. Sie sagten sich: „Das ist ja für Kinder, darüber sind wir längst hinaus!" Sie haben sich also dieser „wundersamen Historien" wirklich „entschlagen", und das ist Beklagens wert, nicht etwa bloß für den Märchenforscher, der nun für seine Bücher nicht die Leserschaft und den Anklang unter dem Volke findet, die er sucht, sondern auch alles Ernstes für die Weiterentwickelung des deutschen Geistes- und Gemütslebens überhaupt; denn wer etwa nun wirklich auch einmal als Erwachsener diese Geschichten wieder zur Hand nimmt, der liest sie jetzt, wie man Jugendschriften liest, flüchtig und mit dem Gefühle des überlegen Seins und des herab Steigens auf einen überwundenen Standpunkt. Oder er liest sie, um zu prüfen, ob sie auch für die Kinder, zumal für die eigenen, wirklich ersprießlich sind, und

da findet er zu seiner Überraschung, daß manche unter ihnen für Kinder ganz ungeeignet sind, weshalb ja auch oft für diese nur kleine Auswahlen getroffen werden. Daß man sie überhaupt für Kindergeschichten gehalten hat, liegt an einer Verwechslung des Volkstones mit dem kindlichen Tone, deren sich auch besonders die Brüder Grimm schuldig gemacht haben, obwohl sie doch sonst den Ursprung, das Alter und die Herkunft der Märchen sehr wohl erkannten. Diese waren ursprünglich gar nicht für Kinder geschaffen worden sondern für Erwachsene. Wer sie aber nun mit dem geschilderten Schleier vor den Augen liest, dem entgeht das Wichtigste an ihnen, nämlich die Erkenntnis, daß es sich um uraltes, geistiges Erbgut unseres Volkes handelt, daß es die eigene graueste Vorzeit ist, die uns aus diesen Blättern geheimnisvoll entgegen rauscht. Und wer nun wirklich auch einmal ohne die erwähnten Vorurteile, vielleicht nur zur Unterhaltung, als Erwachsener die Grimmschen Märchen wieder zur Hand nimmt, der versäumt es meistens, sich auch den III. Band mit dazu zu kaufen,[1] und der enthält gerade die

[1] Wer keinen Anstoß nimmt an kleinem Drucke, der kann sich die Gesamtausgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen in der Reclam-Bibliothek für 3,25 M. gebunden beilegen. Empfehlenswerter ist es freilich, sich den Text selber in einer mit Bildern versehenen Ausgabe, z. B. in der von P. Grot Johann und R. Leineweber illustrierten zu beschaffen, da die Bilder ein sehr geeignetes Mittel sind, sich zu Recht zu finden und sich den Inhalt der Erzählungen schnell wieder zu vergegenwärtigen und andererseits zum Vergleichen nicht nur anregen sondern geradezu heraus fordern. Aber die bequemste Ausgabe der Anmerkungen ist noch immer die Reclamsche. Die durch einen ungeheueren Vergleichsstoff erweiterten Anmerkungen von J. Bolte und G. Polivka I. Bd. Leipzig 1913 (inzwischen sind noch Bd. II 1915 und Bd. III 1918 erschienen) sind leider nur geeignet, ferner Stehende abzuschrecken, da sie einen mit allerdings Bewunderns werter Gelehrsamkeit überschütten. Zudem vermeiden sie ängstlich jeden Hinweis auf den Mythos als Quell und Schlüssel dieser Überlieferungen. Das Werk schreit förmlich nach sagvergleichenden Übersichten, die etwa nach dem Muster der dem 6. Hefte des Mitra beigegebenen anzufertigen wären. Aber Tabellendruck ist sehr kostspielig. Söllte sich nicht einmal ein wohlhabender Gönner der vergleichenden Sagwissenschaft finden, der für ein solches Unternehmen etwas Mammon flüssig zu machen geneigt wäre? Die „Quellen zur Religionsgeschichte" werden mit Unterstützung des preußischen Staates heraus gegeben.

Hauptsache, den Beweis für das, was der Haupttext auch tiefer Blickende höchstens ahnen läßt, daß es nämlich die Göttersagen unserer Stammväter sind, die sich in dieser gewisser Maßen herunter gekommenen Gestalt und Form bis in unsere Tage erhalten haben. Diese Erkenntnis ist zwar keines Weges neu; sie ist, wie gesagt, schon über 100 Jahre alt und ein Verdienst des gar nicht hoch genug zu schätzenden Jakob Grimm. Sie ist jedoch durch falsche Anschauungen, die sich aus minder gelungenen Werken der Brüder Grimm heraus entwickelt haben, im Laufe der Jahrzehnte nicht nur gänzlich zurück gedrängt sondern sogar in Acht und Bann getan worden, und es ist wahrhaftig an der Zeit, daß sie einmal wieder ernsthafte Vorkämpfer findet. Diese Geschichten haben sich durch mündliches weiter Erzählen von Geschlecht zu Geschlechte Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang fort erhalten. So sagt z. B. B. Rollenhagen in der Vorrede zum „Froschmeuseler" ganz richtig:

„Was auch der alten Deutschen heidnische Lehr gewesen, vernimmt man am besten aus den wunderbarlichen Hausmärlein von dem verachten frommen Aschenpössel und seinen stoltzen spöttischen Brüdern (R. kannte also eine andere Fassung dieses Märchens als die uns geläufige!), vom albern und faulen Hinzen, vom eisern Heinrich, von der alten Neidhartin (auch dieses Märchen scheint verschollen) und dergleichen. Welche ohne Schrift immer mündlich auf die Nachkommen geerbt werden."[1]

Ein großes Verdienst an ihrer Erhaltung werden auch die sonst wohl nicht ohne Grund berüchtigten Spinnstuben gehabt haben. Die Tatsache der mündlichen Forterhaltung und Fortpflanzung dieser Erzählungen leuchtet uns modernen Mitteleuropäern so schwer ein, daß sie gar nicht genug betont werden

---

Dabei sind sie z. T. schon übersetzt und jedermann zugänglich. Hätte man nicht auch einmal für einen solchen Zweck etwas übrig? Die Religionsgeschichte kann ja auf keinen grünen Zweig kommen ohne die vergleichende Sagforschung. Zwar sind Mythos und Religion scharf von einander zu trennen; denn überall in der Welt löst die Religion den Mythos ab. Sie ist diesem gegenüber das Jüngere, das Spätere; aber sie verwertet natürlich älteren Stoff und darunter auch mythischen, nur zu einem ganz anderen Zwecke als dem, welchem der Mythos diente.

[1] KHM III, Zeugnisse Nr. 19, Recl.-Ausg. S. 285ff.

kann. Der Franzose Bruguière schrieb am Anfange des 19. Jhrh.:

„Die naiven Märchen, mit denen die Ammen auch heut zu Tage noch immer ihre Zöglinge in den Schlaf wiegen, sind von Geschlecht zu Geschlechte übermittelt worden seit den ältesten Zeiten der Welt.“[1]

Sie sind also allmählich zu Ammenmärchen herab gesunken und haben ihre letzte Zuflucht in der Kinderstube gefunden, die einzige Beziehung, in der die Grimmsche Bezeichnung „Kinder- und Hausmärchen“ ihre Berechtigung hatte, und so schreibt einmal Rabener:

„Liebe Amme, ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen an denen ich als ein junger Knabe auf deinem Schoße saß und meinen zitternden Arm um deinen Hals schlang, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde (mir unbekannt), das traurige Märchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Märchen vom lahmen Esel erzähltest . . . . . . das Märchen vom redenden Affen . . . . . ., das lustige Märchen vom bezauberten Schlosse in der Luft“ usw.[2]

Die tiefere Erkenntnis des eigentlichen Wesens dieser Volksüberlieferungen würde auch die Erwachsenen wieder befähigen, ihren Kindern auch selber wieder Märchen zu erzählen, wobei sich nunmehr ein leiser, der Ehrfurcht verwandter Unterton mit einmischen würde, der die Wirkung auf die Zuhörer und die Rückwirkung auf den Erzähler veredeln würde. Und so würde das Recept des unbekannten Verfassers des „Hausstandes“, eines Romanes aus dem 18. Jhrh., wieder zu Ansehen kommen:

Wenn mir nur einen Tag über alles fehl geschlagen und des Abends meine Seele so trüb wie dieser Herbsttag ist, erzähle ich meinem Knaben Märchen, und indem ich in sein heiteres Gesicht blicke, geht mir ein neuer Sternenhimmel voll Mut auf.“[3]

In der Mitte zwischen der Göttersage und dem Volksmärchen steht die Heldensage. Im Grunde erzählt auch sie wieder die

---

[1] KHM III, Zeugnisse Nr. 34, S. 290 A. Bruguière, de sorsum Lao-Seng Eul, comédie chinoise, Paris 1819 S. 158: „Les contes naifs avec les quels les nourrices de nos jours bercent encore leurs innocens nourrissons, se sont transmis de génération en génération depuis les premièrs âges du monde.

[2] KHM III, Zeugnis Nr. 26, S. 288.

[3] KHM III, Zeugnisse Nr. 28, S. 288.

gleichen Stoffe wie jene beiden saghaltigen Erze. Ihr geschichtlicher Gehalt wird noch immer weit überschätzt; er beschränkt sich fast nur auf Kulturzüge und Namen. Die Vorgänge sind im Kerne mythisch; ja die Helden stehen in ihrem Wesen und Ansehen den Göttern noch näher und sind noch nicht so verblaßte Göttergestalten wie die Menschen des Märchens.

Das Beiwerk ist allerdings in der Heldensage wie im Märchen der Zeit der Aufzeichnung entnommen. Aber dasselbe ist auch bei den Göttersagen der Fall, weshalb sie uns ja auch für die Kulturgeschichte von so großem Werte sind. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß im Volksmärchen gelegentlich schon Flinten knallen und Kanonendonner erdröhnt. Wenn die Bedingungen für das mündliche Fortleben dieser Erzählungen nicht von Tage zu Tage ungünstiger würden, würden schließlich noch die Eisenbahn und die Luftschiffahrt und was sonst noch in ihm Aufnahme finden, und zwar letztere im heutigen technischen Sinne; denn eine Art von Luftschiffahrt kennt die Sage von den ältesten Zeiten her. Der Kern, das Gerippe dieser Geschichten ist uralt, nur das Fleisch und die Haut und die Haare erneuern und ersetzen sich fortwährend. Auf die Zeit der Aufzeichnung kömmt es also gar nicht weiter an. Das Grimmsche Märchen vom „Dornröschen“[1] erzählt die Brunhilden-Sage in mindestens eben so alter Gestalt wie das mittelhochdeutsche Heldenlied von „Der Nibelungen Not“, das den Zauberschlaf der Preisjungfrau und ihre Erweckung durch den zu ihr dringenden Helden durch eine ganz andere Brautwerbegeschichte ersetzt hat. In einer künftigen illustrierten Ausgabe der Grimmschen Märchen müßte demnach auch auf den Bildern hindurch schimmern, daß es sich um alte Götter und Göttinnen, Helden und Heldinnen handelt, aber wirklich nur gelegentlich hindurch schimmern, nicht aufdringlich, eine schöne und dankbare Aufgabe für einen jungen Künstler, der neue Bahnen sucht;

[1] KHM Nr. 50.

jedes Falles würde das eine bessere Illustration dieser Erzählungen geben als die im Secessions- und Simplicissimus-Stile oder gar symbolistisch gehaltenen, geschmacklosen Veröffentlichungen, die das letzte Jahrzehnt vor dem Weltkriege auf diesem Gebiete gezeitigt hat.

Ich will also im Folgenden eine Reihe von Ausdrücken und Wendungen vorführen und erklären, von denen ich glaube, daß sie Anspielungen auf die Göttersage, die Heldensage, die Volkssage und das Volksmärchen enthalten. Die gediegenste Vorarbeit, die ich hierbei geleistet fand, liegt in den Grimmschen Anmerkungen zu den „Kinder- und Hausmärchen", leider über das ganze Buch verstreut. Sie ist es überhaupt gewesen, die mir den Gedanken zu meinem Buche eingegeben hat. Einiges findet man auch im Grimmschen Wörterbuch der deutschen Sprache unter den betreffenden Stichwörtern. Aber Manches ist dort anders und, wie ich glaube, unzutreffend erklärt. Überhaupt klebt das große Werk, das sonst ein so glänzendes Zeugnis von dem Fleiße und dem Wissen deutscher Gelehrter ablegt, etwas zu sehr am Buchstaben. Auch in der Sprachforschung hat das literarische Vorurteil ebenso wie in der Sagwissenschaft Unheil angerichtet. Die Bearbeiter scheinen nur Wörter anführen zu wollen, die irgendwie im Schrifttume belegt sind. Darum fehlen auch mehrere, die hier behandelt werden sollen, z. B. Altweibermühle, Jungfernmühle, Peterfleckel u. a. Jedes Falls wird die erdenklichste Mühe darauf verwendet, für jeden angeführten Ausdruck auch Belege aus dem Schrifttume zu finden. Das muß zur Einseitigkeit führen, da ja die Auswahl der Literatur, aus der die Beweisstellen genommen werden, nur eine beschränkte ist und immer nur eine beschränkte sein kann. Es kömmt bei solchen Redens-

arten und Sprichwörtern wirklich wenig darauf an, wann sie das erste Mal im Schrifttume erscheinen. Auch wenn sie das erst spät tun, so besagt das noch nichts über ihr Alter und ihre Herkunft. Manche erscheinen vielleicht hier zum ersten Male gedruckt und mögen doch Jahrtausende im Umlaufe gewesen sein.

Der Nächste, der erkannt hat, daß die Sage Quelle sprichwörtlicher Redensarten sein kann, war Walter Robert-tornow. Er fügte in die späteren Auflagen von Büchmanns „Geflügelten Worten" einen neuen Abschnitt „Aus Sagen und Volksmärchen" ein. Freilich kömmt hier die deutsche Überlieferung ziemlich schlecht weg. Von den 18 Seiten, die der ganze Abschnitt in der 25. Auflage überhaupt nur umfaßt, sind nicht weniger als 14 der klassischen Überlieferung gewidmet und eine der orientalischen, so daß den deutschen Sagen und Volksmärchen nur 3½ Seiten verbleiben. Ferner hat Robert-tornow, wie das ja bei einem ersten Anhiebe dieser Art auch gar nicht weiter verwunderlich ist, einige offenbar noch der altgriechischen Sage entnommene Ausdrücke und Wendungen übersehen und andere in anderen Abschnitten des Buches unter gebracht, während sie in diesen hätten aufgenommen werden müssen, z. B.: „Landgraf, werde hart!" „Der Freiheit eine Gasse!" „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein", „Weißer Rabe", „Damokles-Schwert" u. a. Walter Robert-tornow hat eben nicht erkannt, daß sein neuer Einschub die Einheitlichkeit des Werkes sprengte. Der von ihm neu beigebrachte Stoff war anderartig als der vom alten Büchmann in der Hauptsache gebotene. Er hätte in einem besonderen Buche behandelt werden müssen, und das hatte ich schon zum größten Teile geschrieben, ehe ich mit der Arbeit Robert-tornows bekannt wurde; denn ich hatte mich bis dahin mit einer älteren Auflage des Büchmann beholfen. An und für sich sind die „Geflügelten Worte" ein vortreffliches Werk, und wenn ich mich in den folgenden Ausführungen auch öfter gegen dasselbe wenden muß, so liegt das nur daran, daß es unbedingt

nötig ist, die Bereiche beider Bücher genau begrifflich von einander zu trennen. Der Büchmann will etwas Anderes als ich, und indem ich aus ihm heraus ziehe, was nicht in ihn hinein gehört, und in dem hier gebotenen Zusammenhange behandle, trage ich mittelbar dazu bei, daß jenes alteingebürgerte Werk der Vollkommenheit immer näher geführt wird.

Selbstverständlich mußte nun auch eine Reihe von Werken heran gezogen werden, die es sich ausdrücklich zur Aufgabe machen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten des Deutschen zu sammeln und zu erklären. Benutzt wurden hauptsächlich:

Schrader, Hermann, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, Weimar 1895, abgekürzt **Schr.**; Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, Leipzig 1894, abgekürzt **BW.** und Richter, Albert, Deutsche Redensarten hg. von Oskar Weise, Leipzig 1910, abgekürzt **R.** Vollständigkeit konnte, was die Berücksichtigung solcher Literatur anbetrifft, für die 1. Auflage aus Mangel an Raum nicht mehr angestrebt werden. Auch bewegen sich diese Bücher, was die Art der Erklärung anbelangt, in so gleichen Bahnen, daß man schier sagen kann, man hat alle gelesen, wenn man eins gelesen hat. Die Verfasser stehen nur all zu sehr der eine auf den Schultern des anderen. Bei den meisten Redensarten unterscheiden sich ihre Erklärungen nur wenig von einander, dasselbe in Grün, nur einen Stich heller oder dunkler, vielfach auch das nicht einmal. Oft umschreiben sie nur den heutigen Sinn der betreffenden Wendung, ohne sich um ihren eigentümlichen Wortlaut genauer zu bekümmern, geschweige denn sich über ihren Ursprung besonders tiefe Gedanken zu machen. Andermals begnügen sie sich sogar damit, die betreffende Redensart einfach zu buchen, was allerdings auch schon ein Verdienst in sich schließen kann. Die Fortschritte des später Schreibenden gegenüber seinem Vorgänger waren also bisher auf diesem Gebiete meist nur gering. Die Fehler aber sind bei allen dieselben.

Zunächst haftet auch ihnen allen wieder das literarische Vorurteil an. Sie fassen das erste Auftauchen eines Ausdruckes, einer Wendung, eines Sprichwortes im Schrifttume zugleich auch als Zeugnis für das Alter derselben auf und bedenken dabei nicht, daß diese Jahrhunderte vorher im Umlaufe gewesen sein können, ehe sie einmal das große Los zogen, in einem der uns erhaltenen Schriftdenkmäler zu erscheinen. Ferner bezeichnen sie des öfteren Dichter als Erfinder von Geschichten, die diese gar nicht erfunden sondern nur aus der Volksüberlieferung geschöpft und in ihrem Sinne überarbeitet haben.

Sehr oft suchen Schr, BW und R nach naturgemäßem Ursprunge von Redensarten, wo dieser gar nicht „naturgemäß" ist, und so erklären sie viele Wendungen als Übertragungen von Dingen und Tieren auf Menschen, von Sinnlichem auf Geistiges und von einer Anschauung auf die andere, wo solche Übertragungen ursprünglich gar nicht vorliegen und wo diese Redensarten von Anfange an ganz wörtlich zu verstehen sind. Mit anderen Worten, sie überschätzen die bildnerische Kraft der deutschen Sprache.

Wenn sie über den Rahmen des Deutschen hinaus gehen — und das tun sie ziemlich oft — beschränken sie sich ängstlich auf das Altgriechische, das Lateinische, die heutigen romanischen Sprachen und das Englische. Das alte Morgenland sehen sie nur durch die jüdische Brille des Alten Testamentes; die skandinawischen und slawischen Sprachen blieben unberücksichtigt.

Dabei aber sind die Verfasser ungerecht gegen das Deutsche. Bei Ausdrücken, die auf die altgriechische oder römische Sage anspielen, erkennen sie diesen Zusammenhang und erkennen ihn auch an. Wo aber die deutsche Sage in Betracht kömmt, verschließen sie sich ihm blindlings. Besonders groß ist in dieser Beziehung BW, der Augiasstall, Ariadnefaden, Argusaugen, Damoklesschwert, Danaidenarbeit, Gordischer Knoten, Sisyphusarbeit, Stentorstimme, Tantalusqualen und Zankapfel richtig erklärt und beinahe jedes Mal

versagt, wo ein Ausdruck oder eine Wendung in genau der gleichen Weise aus der deutschen Sage zu verstehen ist. Das ist bei ihm um so verwunderlicher, als ihm mehrfach das hohe Alter der betreffenden Wendung aufgefallen ist. Selbst wo diese schon von den Brüdern Grimm in den Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen richtig aus der Sage gedeutet worden ist, bringen Schr, BW und R andere Erklärungen und schweigen die Grimmschen bisher noch von niemand widerlegten einfach tot.

Bisweilen allerdings ist auch Schr, BW und R der Zusammenhang bestimmter Ausdrücke und Redensarten mit der Sage in ihrem Unterbewußtsein dämmernd aufgestiegen. BW erzählt sogar mehrere Male eine richtig gehende deutsche oder germanische Sage, findet aber trotzdem nachher nicht den Mut, die dazu gehörige Redensart geradezu aus ihr abzuleiten. Meist lehnen alle Drei den Ursprung aus der Sage schroff, beinahe grob ab, als hätten sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen wollen. Aber auch wo sie einmal wirklich nicht umhin können, ihn zuzugeben, wirbelt in ihren Erklärungen Falsches und Richtiges bunt durch einander, so daß man bald merkt, es fehlt ihnen leider auf diesem Gebiete das geistige Band. Das Wesen der Sage ist ihnen nicht aufgegangen. Wie wenig z. B. Schr Fühlung mit derselben hat, zeigt der eigentümliche Satz: „Von geschichtlich merkwürdigen Schafen möchten wir noch an den Widder erinnern, welcher den Odysseus aus der gefährlichen Höhle des Polyphem trug.“ Dann ist wo möglich der Widder mit dem goldenen Fliese, der Phrixos und Helle über das Meer trug, auch noch ein geschichtliches Schaf?[1]

Von den deutschen Sagen kennen Schr, BW und R auch nur die allerlandläufigsten, und auch diese meist nur unvollkommen. Das Märchen liegt ganz außerhalb ihres Gesichtskreises. Nun sind ihnen auch noch unglücklicher Weise mitunter letzte anek-

[1] Schr. S. 136. Eigentlich trägt der in einen Widder (= Phrixos) verwandelte Bruder seine Schwester.

dotenhafte Ausläufer weniger bekannter Sagen unter die Finger gekommen, und zwar aus dem Grunde, weil sie früher einmal zur Erklärung bestimmter sprachlicher Wendungen heran gezogen worden sind. Diese alten Erklärer haben allerdings eine sehr unglückliche Hand gehabt in der Aufgabelung solcher Geschichten, und in diesen Fällen haben Schr, BW und R fast immer recht, wenn sie solche liebhaberhaften, schrulligen Deutungen, meist mit gelindem Spotte, zurück weisen. Aber deshalb darf doch die Möglichkeit des Entstehens eines Sprichwortes oder einer sprichwörtlichen Redensart aus der Sage überhaupt nicht grundsätzlich abgeleugnet werden. Ich möchte nicht den Irrtum aufkommen lassen, als meinete ich stets, die betreffende Redensart müsse geradezu aus einer Einzelsage, die ich zu ihrer Erklärung und Deutung erzählt oder bloß angeführt habe, entsprossen sein,[1] obwohl das in einer ganzen Reihe von Fällen auch sicher der Fall ist.[2] Es muß vielmehr im Auge behalten werden, daß jede einzelne dieser Erzählungen in dem großen Sagenschatze der arischen Völker ihre zahlreichen Seitenstücke gehabt hat, von denen nur ein kleiner Teil wirklich auf uns gekommen zu sein braucht. Ich will dann nur beweisen, daß die betreffende Gruppe von Sagen, von denen die erzählte nur ein Beispiel und aus der sie heraus genommen ist, Quelle des Ausdruckes oder Sprichwortes gewesen sein muß.[3]

Mehr Gunst als die Sage genießt bei Schr, BW und R der Aberglaube, und darum führen sie viele Redensarten auf diesen zurück, die aus jener stammen. Freilich, der Unterschied zwischen Sage und Aberglauben ist ihnen auch wieder unbekannt. Auch ist ihnen die Tatsache entgangen, daß

[1] Gegen diesen Irrtum habe ich mich gelegentlich der Besprechung des Ausdruckes „flöten gehen“ ausdrücklich verwahrt.

[2] z. B. bei „Landgraf werde hart!“ „Der Freiheit eine Gasse!“

[3] So liegt es z. B. bei „Ente“ — Schwindelnachricht und „Lügen haben kurze Beine“.

der Aberglaube, obwohl er sich in seinem Grundwesen von der Sage unterscheidet wie Pech von Golde, trotzdem vielfach aus ihr schöpft, daß man also über den Aberglauben hinaus auf die Sage zurück greifen muß, wenn man den wahren und ursprünglichen Sinn bestimmter sprachlicher Wendungen erkennen will.

Wo eine Redensart sich gar zu bockig jedem vernunftmäßigen Erklärungsversuche widersetzt, müssen als letzte Helfer in der Not die mittelalterlichen Folterqualen herhalten. Dabei wird nicht bedacht, daß diese wohl durchweg nur Nachahmungen gewisser mythischer Geschehnisse sind.

Alle diese Ausstellungen mache ich nicht etwa, um den Boden gut zu düngen, auf dem mein eigener Weizen blühen soll. Sie sind sämtlich im Folgenden, wenn nicht anders, in der Fußnote, eingehend begründet worden und mögen überdies nicht nur für diese Bücher sondern für eine ganze Reihe anderer germanistischer Veröffentlichungen des nachgrimmschen Jahrhunderts in gleichem Maaße gelten. Nicht der Einzelne hat gesündigt sondern die ganze Richtung.

Obwohl ich nun ganz meine eigenen Wege gehe, erkenne ich doch mit Freuden an, wie viel ich Schr, BW und R verdanke. Zunächst haben sie mir viel Stoff geliefert, auf den ich durch eigenes Beobachten wenigstens nicht so schnell gekommen wäre. Sie konnten in dieser Beziehung von mir hier auch nicht annähernd erschöpfend ausgebeutet werden. Besonders Schr hat uns eine Menge saghaltiger Wendungen erhalten, die ohne seinen frommen Sammlerfleiß wohl rettungslos dem Untergange preis gegeben gewesen wären. BW verdanke ich den Hinweis auf zahlreiche Entsprechungen der hier behandelten Redensarten aus den klassischen und romanischen Sprachen. Daß ihm dabei niemals der Gedanke gekommen ist, die Redensart könne Gemeingut der arischen Sprachen überhaupt sein, ist eigentlich wunderbar. R schulde ich eine große Menge von Belegen aus dem ältesten Deutsch. Manchmal haben mich auch die ge-

nannten Gelehrten durch den eigentümlichen Gang ihrer, wenn ich so sagen darf, krampfhaften Erklärungsversuche gerade auf die richtige Fährte gebracht. So konnte es nicht sein! Wenn also in den Fußnoten auf die betreffende Stelle bei Schr, BW und R lediglich verwiesen ist ohne Zusatz, so soll das nicht heißen, daß dort dieselbe Erklärung zu finden sei wie bei mir, sondern nur das Nachschlagen derselben erleichtern, damit man Vergleiche anstellen und abwägen kann, welcher Erklärung man den Vorzug geben soll. Mitunter konnte ich es mir dabei freilich nicht versagen, die schwachen Seiten der bisherigen Deutungen noch besonders hervor zu heben.

Das Meiste von dem, was Schr, BW und R als Ausfluß der bildnerischen Kraft der deutschen Sprache hinstellen, und was auch wirklich auf den ersten Blick diesen Eindruck macht, erklärt sich nur durch den Zusammenhang mit der Sage. In welch hohem Grade sie Anlaß zur Bildung volkstümlicher Redensarten gegeben hat, zeigt die merkwürdige Tatsache, daß mindestens die Hälfte der von Edmund Höfer in seinem verdienstvollen Werke „Wie das Volk spricht“[10], abgekürzt **H**, gesammelten mundartlichen Wendungen sich als kurz zusammen gedrängte und zugespitzte Auszüge aus der Volkssage erweisen. Aus diesem Quelle hat also der deutsche Volksmund in ungeahnt hohem Maaße seine eigentümliche Ausdrucksweise geschöpft, die uns heute, weil wir den Zusammenhang mit diesem Urgrunde aus dem Auge verloren haben, so bildhaft und oft so hoch dichterisch anmutet. Erst wenn aus Höfer und ähnlichen Werken alle saghaltigen Wendungen heraus gezogen und erklärt sein werden, wird sich beurteilen lassen, welchen Grad von bildhafter Kraft im eigentlich-schöpferischen Sinne die deutsche Sprache in Wirklichkeit besitzt. Ich bin allerdings von vorn herein überzeugt, daß dieser immerhin noch ein verhältnismäßig hoher sein wird.

Die hier zu behandelnden Goldkörner des deutschen Sprachschatzes sind nicht gerade immer unmittelbar aus unserer eigenen saghaltigen Überlieferung zu erklären. Oft mußten dabei die

Sagen fremder Völker zu Hülfe genommen werden. Aber das ist ein richtiges und unanfechtbares Verfahren. Längst hat die vergleichende Sagwissenschaft fest gestellt, daß die Mythen der arischen Völker einst unter einander ganz gleich gewesen sein müssen und daß sie genau so ein gemeinsames Urgut darstellen wie ihre Sprache, und wie wir aus den Übereinstimmungen der arischen Einzelsprachen eine arische Ursprache mit mehr oder weniger Sicherheit erschlossen haben und immer noch erschließen, so werden wir auch dereinst dazu gelangen, aus den Sagenschätzen der arischen Einzelvölker einen arischen Mythos, eine arische Ursage zu ermitteln und dabei mindestens mit der gleichen Sicherheit der Wahrheit immer näher kommen. Schon Bruguière hat die Notwendigkeit einer vergleichenden Sagwissenschaft bereits voraus gefühlt, als er schrieb:

„Die Geschichte vom kleinen Däumlinge und von den Siebenmeilenstiefeln, die von der im Walde schlafenden Schönen, alle diese Erzählungen von Menschenfressern und Riesen, die vom ersten Erwachen unseres Denkens an uns beim heran Nahen des Schlafes einen so süßen Schrecken einflößen, wiederholen sich fast gleichlautend von den entferntesten Grenzen der Tatarei bis zu den äußersten Nord- und Südenden Europas. Sie scheinen besonders mit den skythischen (will sagen „arischen") Stämmen gewandert zu sein und geben hinsichtlich der neuzeitlichen Völker, bei denen man sie findet, eben so gut Schlüsse an die Hand auf gemeinsamen Ursprung oder wenigstens alte innige Beziehungen zwischen ihnen, wie man sie aus der Übereinstimmung in den Wurzeln, den Elementen und dem Mechanismus der Sprache ziehen kann."[1]

---

[1] Vgl. KHM III, Zeugnisse Nr. 34, A. Bruguière, de sorsum Lao-Seng Eul, comédie chinoise, Paris 1819 S. 158, 159f. „L'histoire du Petit Poucet et des Bottes de sept lieves, celle de la Belle au bois dormant, tous ces récits d'ogres et de géans qui, lors des premiers progrès de notre intelligence, nous inspirent aux approches du sommeil une si charmante terreur, se répètent prèsque identiquement depuis les confins les plus reculés de la Tartarie jusqu'aux extremités septentrionales et méridionales de l'Europe. Ils semblent particulièrement avoir voyagé avec les tribus scythiques et ils doivent a l'égard des peuples modernes chez lesquels on les trouve fournir des inductions d'une origine commune ou du moins d'une ancienne relation intime aussi bien, qu'on peut les tirer d'une conformité dans les racines, les élémens et le mécanisme du langage."

Ja die Mythen der arischen Völker haben sich sogar auch über nichtarische Nachbarvölker ergossen und zwar in näherer wie in entfernterer und entferntester Vergangenheit. Sie sind in diesem Sinne gewandert und haben ähnlich wie die arischen Sprachen, nur in viel stärkerem Grade und größerem Ausmaße weit über die Grenzen des arischen Sprachgebietes hinaus ihren Einfluß ausgeübt. Es werden darum im Folgenden auch oft saghaltige Überlieferungen nichtarischer Völker, besonders altaischer und semitischer, mit zur Erklärung heran gezogen werden. Es war deshalb auch unvermeidlich, daß die sprachlichen Auseinandersetzungen häufig durch längere, sagenvergleichende Erörterungen unterbrochen wurden. Wer mehr für sprachliche als für mythologische Fragen Sinn hat, der tröste sich damit, daß nach solchen notwendigen Einschüben die zu erklärenden Wendungen meist auch wieder Schlag auf Schlag folgen. Es sind erfahrungsgemäß gerade oft erst die ausführlicheren sagvergleichenden Bemerkungen, die einem zu der Überzeugung verhelfen, daß die betreffende Erklärung wirklich stichhaltig ist.

Zu der Einrichtung des Buches, für die ich mir den Büchmann zum Vorbilde genommen habe, bemerke ich, daß ich bei fett gedruckten und in die Mitte der Zeile gerückten Ausdrücken und Wendungen die in ihnen liegende Anspielung auf die Sage für erwiesen erachte. Bei gesperrt gedruckten und in die Mitte der Zeile gerückten will ich entweder die Frage ihres mythischen Ursprunges nur ernstlich in Erwägung gezogen wissen, oder es geht aus dem Zusammenhange hervor, daß es sich dabei nur um eine Überschrift oder eine für die Darlegung wichtige Anführung handelt.

Heinrich Leßmann.



Auf die Sage anspielende Ausdrücke, Wendungen und Sprichwörter

Daß die saghaltigen Überlieferungen Quellen sprichwörtlicher Redensarten und Wendungen sind, steht oft in ihnen selber. Zu den Worten, die Frau Holle in dem gleichnamigen deutschen Volksmärchen[1] zur fleißigen Jungfrau sagt: „Du mußt nur Acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, dann schneit es in der Welt", macht Grimm die Fußnote: „Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit:

Die Frau Holle macht ihr Bett,[2]

eine Wendung, die wohl mindestens im ganzen mittel- und norddeutschen Sprachgebiete bekannt ist, allerdings vermutlich erst in Folge der Verbreitung der Grimmschen Märchen durch den Druck; denn bei anderen Stämmen als den Hessen wird wohl die Göttin im Volksmunde auch einen anderen Namen geführt haben.

Die später behandelte Sage von: Sankt Meinrads Raben",[3] die in ähnlicher Weise einen schändlichen Mord an den Tag bringen, wie es die Kraniche des Ibykus in Schillers Gedichte tun, schließt mit den Worten: „Daher entstand das Sprichwort:

Sankt Meinrads Raben,

d. h. kein Mord bleibt verschwiegen."

Die bekannte Sage „Der hart geschmiedete Landgraf"[4] beginnt in der Grimmschen Wiedergabe: „Zu Ruhla im

---

[1] KHM Nr. 24.

[2] Vgl. BW Nr. 324: Die Federn aus dem Himmel werfen,
Dem Federmann ist der Sack aufgebrochen,
Der Federsack ist aufgebrochen.

[3] Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852.

[4] DS (= Grimm, Deutsche Sagen, Berlin 1865) Nr. 556.

Thüringerwalde liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen:

„Er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden".

Noch heute sagen wir, wenn wir einem das Rückgrat steifen wollen, mit Anspielung auf diese Sage:

„Landgraf werde hart"[1]

zu ihm, vgl. Büchmann S. 215, der aber diesen Ausdruck zu Unrecht als „Geflügeltes Wort" in seinem Sinne bezeichnet, aus der Literatur ableitet und auf einen bestimmten Dichter zurück führt. Sie ist vielmehr ein ausgezeichnetes Musterbeispiel für eine Wendung, die auf die Sage anspielt, ebenso wie:

Der Freiheit eine Gasse.

Und wenn Büchmann S. 218 zu dieser sagt: „Daß Arnold von Winkelried, wie erzählt wird, sich mit diesen Worten 1386 in der Schlacht bei Sempach in die Speere der Feinde gestürzt habe, läßt sich nicht nachweisen," so ist das eine ganz schiefe Stellungnahme zur Überlieferung überhaupt. Geschichtlich läßt sich natürlich nicht nachweisen, daß Arnold von Winkelried diesen Ausdruck gebraucht habe; denn diese Einzelheit ist nicht geschichtlich sondern sagenhafte Ausschmückung der Geschichtsüberlieferung, wie wir sie aller Orte und bei allen Kulturvölkern der Erde von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein finden. Wenn die Sage dem Arnold von Winkelried diese Worte in den Mund legt, so ist damit schon nachgewiesen, daß sie auf die Sage anspielen, ebenso wie der Inhalt der Sage vom Landgrafen Hermann von Thüringen und dem Schmiede in der Ruhla ohne weiteres beweist, daß die Redensart „Landgraf, werde hart!" dieser Sage entstammen muß. Daß es sich bei „Der Freiheit eine Gasse" um eine uralte und vermutlich gemeinarische Redewendung handelt, beweist ja Büchmann selber, wenn er weiterhin sagt:

„Einen Anklang bieten die Worte bei Seneca, de provid. 2, 10, wo er schildert, wie Cato Uticensis sich nach der Niederlage bei Thapsos (46 v. Chr.) das Leben nahm: ‚Una manu latam libertati viam faciet', ‚Mit einer Hand wird er der Freiheit eine breite Bahn schaffen.'"

Ja, es ist sogar möglich, daß dieser Arnold von Winkelried gar nicht einmal eine geschichtliche Persönlichkeit ist, die

---

[1] BW Nr. 727.

etwa von der Sage umrankt wurde wie bei den Römern Cato Uticensis und bei den Germanen der Ostgotenkönig Theodorich und der Frankenkönig Karl der Große, sondern daß sie vielmehr ganz ungeschichtlich ist. Die Sage kennt nämlich auch noch einen Strut oder Strutan von Winkelried. Sie erzählt von ihm, daß er in uralten Zeiten einen Lindwurm besiegt habe. Er ist also einer der vielen tausend Drachenkämpfer, von denen die arische Sage zu berichten weiß, und dafür, daß dieser Winkelried dieselbe Gestalt ist wie die, der die Schweizer Überlieferung den Sieg bei Sempach zuschreibt, spricht der Umstand, daß, wie Arnold von Winkelried bei seiner Tat sein Leben dahin gab, so auch Strutan von Winkelried unmittelbar nach Erlegung des Ungeheuers selber den Tod fand, weil ihm das giftige Drachenblut von seinem frohlockend empor gehaltenen Schwerte auf den bloßen Arm floß. Er wurde also von ihm ebenso getötet, wie Thor von dem Pesthauche der von ihm erlegten Midgardschlange.[1] Die Geschichtssage über die Schlacht bei Sempach wird also der allbekannten mythischen Gestalt des Winkelried nur einen anderen Vornamen gegeben haben.

Bei

getreuer Eckhart

dagegen hat Büchmann S. 93 richtig verfahren, indem er es in den Abschnitt „Aus Sagen und Volksmärchen"[2] gestellt hat.

---

[1] Vgl. DS Nr. 218 und die z. T. allerdings verfehlten Ausführungen über „die Winkelriede" in Hermann Brunnhofer, Die schweizerische Heldensage, Bern 1910, S. 196. Das Buch söllte betitelt sein: „Die schweizerischen Geschichts- und Ortssagen". Eine besondere schweizerische Heldensage gibt es nicht. Der Titel enthält eine Verschiebung der Grundbegriffe.

[2] Nur hätte Büchmann nicht Eckart sondern Eckhart schreiben sollen, wie noch das von G. Schwab bearbeitete Volksbuch vom „Doctor Faustus" tut; vgl. auch V. von Scheffels „Ekkehard". Die Weglassung des h verdunkelt den zweiten Bestandteil des Namens, der der gleiche ist wie in Eberhard, Reinhard, Gotthard usw. und als erster Bestandteil in den Namen Hartmut und Hartmann enthalten ist. Es ist also so, wie wenn wir „Artmann von der Aue, statt Hartmann von der Aue, schreiben und danach auch sprechen wöllten. Wir sind doch keine Franzosen und können das h noch sehr wohl zu Gehöre bringen, und wenn der Franzose das h auch nicht mehr zu Gehöre bringen kann, so bringt er es trotzdem noch immer wenigstens im Schriftbilde zu Gesichte. Einen ähnlichen Fehler wie Büchmann macht die amtliche deutsche Rechtschreibung, indem sie

Walter neben Walther

und Günter neben Günther

Auch hier sagt die Überlieferung wieder selber, daß sie Quelle des Ausdruckes geworden ist:

Faust und der getreue Eckhart[1]

Ein alter frommer Nachbar versuchte einmal, den Faust von seinem wüsten Lebenswandel und von seiner Zauberei abzubringen: „Er verfügte sich deswegen an einem Nachmittage zu Doctor Faust und als er ihm mit freundlichen Worten die Ursache seines Einkehrens zu erkennen gegeben, wurde er auch von diesem gütig empfangen; und es gehet die Sage, als sei dieser alte Warner der getreue Eckhart gewesen der schon seit viel hundert Jahren zum Wächter am Venusberge bestellt ist und die unwissenden Menschen warnt und abmahnt, daß sie nicht zu den teuflischen Unholdinnen in den Berg hinein gehen: wie denn ein Sprichwort ist, daß man zu einem, der andere getreulich warnet und hütet, gemeiniglich spricht:

Du bist der getreue Eckhart,
du warnest Jedermann."

Wenn auch Musaeus die deutschen „Volksmärchen" in einem öfters an den Neapolitaner Basile und seinen Pentamerone erinnernden Stile mit einem hochmütig herab lassenden und überlegen spöttelnden Rokoko-Gewitzel widerlich überzuckert hat, so hat er doch sicher echte Überlieferungen benutzt. Das beweist neben den Namen vor allem der Kern der Erzählungen selber. Und so hat er vielleicht ganz recht, wenn er die Redensart

einen Korb bekommen

aus der Libussa-Sage herleitet:

Die Rätsel der Libussa.[2]

Libussa, die erste Königin von Böhmen, hat die Hand des Fürsten Wladimir und die des Ritters Mizisla verschmäht und statt dessen den unbekannten und verarmten Junker Primislaw vom Pfluge auf den Thron holen lassen, wie weiland die Römer den Cincinnatus[3] vom Pfluge weg zum Diktator und die Abgesandten des Deutschen Reiches den Sachsenherzog Heinrich den Finkler[4] vom Vogelherde auf den Thron beriefen. Beim Erscheinen des Primislaw erhub sich unter

zuläßt. Der zweite Bestandteil dieser Namen ist derselbe, den wir als ersten in Herwalt, der genauen Umkehrung von Walter, Herbert und Herwig haben. In Elisabeth verlangt die amtliche deutsche Rechtschreibung ausdrücklich das h um der hebräischen Etymologie Willen, obgleich man gerade um dieser Willen sehr über die Berechtigung des th streiten könnte. Söllte uns die deutsche nicht doch noch etwas mehr am Herzen liegen?

[1] Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher, Doctor Faustus, Rekl.-Ausg. S. 40.

[2] Musaeus, Volksmärchen, Libussa, Meyers Volksbücher I S. 44ff.

[3] Vgl. Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte Berlin 1912, S. 121.

[4] Hertslet a. a. O. S. 168; doch handelt es sich weder bei Cincinnatus noch bei Heinrich I. um eine „Anekdote". Auch ist die Erzählung nicht zu dem Beinamen hinzu erfunden, sondern umgekehrt, dieser stammt aus der Sage wie viele geschichtliche Beinamen.

den Großen Unzufriedenheit mit der seltsamen Wahl, die die Königin getroffen hatte, und, um diese zu rechtfertigen, bot Libussa ihren drei Freiern einen Korb mit Pflaumen dar und sagte: „Einer unter Euch soll die Hälfte davon haben und eine drüber, der andere soll wieder die Hälfte haben und eine drüber, der dritte soll nochmals die Hälfte haben und drei drüber. So sich nun befindet, daß der Korb ausgeleert ist, sagt mir an, wie viel Pflaumen jetzt innen sind?“ Mizisla riet 60, worauf Libussa antwortete: „Du hast einen Fehltritt getan. Es müßten ihrer noch einmal so viel, einhalbmal und ein Drittel so viel sein, wie das Körbchen in sich faßt, und über das noch fünf hinzu gezählt werden, so wären ihrer gerade so viel übers Schock, wie jetzt daran fehlen.“ Wladimir riet 45, aber Libussa sagte: „Wenn ihrer ein Drittel, ein halbmal und ein Sechstel so viel wären, wie ihrer sind, so würden gerade so viel über 45 in meinem Körbchen liegen, wie jetzt darin fehlen.“ Primislaw aber riet 30, und Libussa bestätigte die Richtigkeit dieser Lösung, indem sie dem Fürsten Wladimir 15 Pflaumen in den Hut zählte und eine drüber, dem Ritter Mizisla 7 und noch eine, und es lagen noch 6 in dem Fruchtkörbchen; die Halbscheid davon teilte sie dem weisen Primislaw zu, hernach auch die drei übrigen, und der Korb war ledig ..... Den ledigen Korb verlieh das Fräulein den beiden Rittern, die ihrer Liebe nicht teilhaftig werden konnten, zum Andenken der erloschenen Liebschaft. Daher kommt die Gewohnheit, daß man von einem zurück gewiesenen Freier sagt, er habe von seinem Liebchen einen Korb bekommen, bis auf den heutigen Tag.“[1] –

Besonders reich an Stellen, in denen die Sage ausdrücklich als Quelle eigentümlicher sprachlicher Ausdrücke und sprichwörtlicher Redewendungen bezeichnet wird, ist die jüngere Edda.[2] Überhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß die jüngere Edda ja eigentlich nur eine Poetik ist, ein Lehrbuch der Dichtkunst, ausdrücklich zu dem Zwecke geschrieben, jungen Leuten, die Skalden werden wollten, die wichtigsten und hauptsächlichsten der sogenannten Kenningar zu erklären. Das Wort „Kenning“ würden wir entsprechend „Tarnkappe“ am besten mit „Tarnwort“ verdeutschen; denn es bedeutet: „verhüllender Ausdruck“. Die Hülle aber, mit der hier die Sache dichterisch umschrieben wird, ist ausnahmslos der Sage entnommen. Das werden folgende Beispiele zeigen. Die auf S. 210 ausführlich behandelte Geschichte Frodis von Dänemark wird mit den Worten eingeleitet:

Warum heißt das Gold
Frodis Mehl

Das erklärt die folgende Sage.

---

[1] Eine andere Erklärung hat Hildebrand gegeben, vgl. Schr. S. 320, BW Nr. 689 und R Nr. 114. Keiner der bisherigen Deuter aber hat die Stelle bei Musaeus erwähnt, geschweige denn sich mit ihr abgefunden. Auch weist der von ihnen beigebrachte Stoff gleichfalls auf Herkunft der Redensart aus der Sage.

[2] Die Edda übers. von H. Gering, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. [3] a. a. O. S. 375.

Die Erzählung, wie Hrolf Kraki auf der Fyrisebene die Verfolgung durch die Schweden unter König Adils aufhielt, dadurch, daß er Gold und Kleinode aus einem Füllhorne hinter sich warf, nach denen sich die habgierigen Feinde bückten, schließt mit den Worten:

„deswegen heißt nun das Gold
das Saatkorn Krakis oder der Fyrisebene.“[1]

Das Gold, das Hrolf Kraki hinter sich warf, fiel natürlich hinter seinen Fersen nieder. Er gab also dem Adils gewisser Maaßen Fersengeld. Daß ich hiebei die Ferse — man verzeihe das hinkende Bild — nicht an den Haaren herbei ziehe, zeigt der in den Volksmärchen häufig wieder kehrende Zug, daß Kinder bei ihrer Geburt die Wundergabe empfangen, in jeder ihrer Fußstapfen eine Rose, einen Edelstein und dgl. zu hinterlassen. Vgl. z. B. das ungarische Volksmärchen „Vom armen Mädchen, das goldene Blumen schritt“, Sklarek II Nr. 8. Wir haben also eine Sagengestalt zu erschließen, die auf der Verfolgung in ihren Fußstapfen Gold hinterläßt,[2] die also im ganz eigentlichen und wörtlichen Sinne ihrem Verfolger

Fersengeld gibt;

vgl. die auf ähnliche Vorstellungen zurück gehenden Sprichwörter:

Die Schafe verwandeln ihre Tritte in Gold

und

Des Herrn Ritt über die Saat läßt goldenen Huf.

Odin, Loki und Hönir leisteten dem Hreidmar für den in Ottergestalt von ihnen getöteten Sohn Buße, indem sie den ganzen Balg inwendig mit Golde „ausfüllten“, dann aufrichteten und auswendig wieder mit Golde „zuhüllten“. Hreidmar hatte also nunmehr Gold in Hülle und Fülle; vgl. unsere Redensart

etwas in Hülle und Fülle haben,

die selbst BW Nr. 591 aus dieser Sage abgeleitet hat. Freilich erfreute sich Hreidmar des Schatzes nicht lange. Weil er nämlich seinen anderen beiden Söhnen nichts davon abgab, geriet er mit

---

[1] a. a. O. S. 383.

[2] Goldene Fußspuren hinterläßt auch die Heldin eines wälschtiroler Märchens (Schneller, Nr. 22).

ihnen darüber in Streit und wurde von ihnen getötet. In der Edda aber schließt diese Sage mit den Worten:

„Nun ist erzählt, warum das Gold
Otterbuße
heißt oder **die erzwungene Gabe der Asen**
oder **das Streit bringende Erz**“[1]

Der Begeisterungsmet, von dem im Folgenden noch ausführlicher die Rede sein wird, entstand, als die Götter und Wanen nach längerem Kampfe zusammen kamen, um Frieden zu schließen. Sie gingen da zusammen zu einem Gefäße und spieen Speichel hinein. Daraus schufen sie den Kwasir; der war allwissend. Er wurde aber von den Zwergen Fjalar und Gjalar heimlich getötet und sein Blut in den Kessel Odrerir und die Krüge Sodn und Bodn getan und mit Honig vermischt. Dann töteten die Zwerge auch den Riesen Gillingr. Dessen Sohn aber, Suttungr brachte die Zwerge zu einer Klippe, die zur Flutzeit vom Wasser umspült wird. Dort händigten sie ihm den Met als Vaterbuße aus. Suttungr aber ließ ihn von seiner Tochter Gunnlod nun hinter den Hnitbergen hüten. Diese Erzählung schließt mit den Worten:

„Darum heißt die Dichtung
Blut des Kwasir
oder **die Flüssigkeit des Odrerir** oder des **Sodn** oder **Bodn**
oder **der Zwerge Fahrzeug,**
da der Met sie von der Klippe fort brachte und ihr Leben rettete,
oder **Suttungs Met**
oder **das Naß von Hnitbjorg**“.[2]

Die Redensart:

An dir ist Hopfen und Malz verloren

bedeutet demnach: „Du wirst kein Weisheitsrauschtrank und nicht allwissend wie Kwasir.

Als roter Faden soll sich aber von nun an durch diesen I. Teil der Lebenslauf eines Sagenhelden und einer Sagenheldin hindurch ziehen, Sigfrids und Brunhildes. Jedoch wird die inhaltliche Verwandtschaft der Wendungen unter einander oft dazu zwingen, diesen leitenden Faden für eine Weile aus der Hand zu lassen. Ich werde ihn aber stets nach Erkundung des seitlichen Geländes wieder aufnehmen.

[1] a. a. O. S. 368. [2] a. a. O. S. 355f.

Wer auch alle anderen Märchen, die er in seiner Kindheit gelesen hat, wieder vergaß, eins hat er sicher nicht vergessen, das liebliche Märchen vom

Dornröschen.[1]

Ein Königspaar, das lange kinderlos war, bekam endlich ein Kind, ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: ,die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und tot hinfallen. Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um, und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben sondern nur mildern konnte, so sagte sie, es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt'.

Dieses Märchen, dessen Eingang zwecks Klarheit hier wörtlich eingefügt werden mußte, haben die Gebrüder Grimm nach der mündlichen Erzählung der hessischen Bäuerin Viehmann, einer deutschen Schäherzädä, aufgezeichnet.[2] Es war aber schon vorher in Deutschland auch unter den so genannten Gebildeten wieder bekannt geworden, nämlich durch den Franzosen Charles Perrault.[3] In der französischen Fassung hießen die weisen Frauen „fées". Dieses Wort ist aber aus lat. fatae lautgesetzlich entstanden, und so hießen bei den alten Römern die Schicksalsgöttinnen, und es besteht auch sachlich eine ununterbrochene und lückenlose Kette der Entwicklung von den Schicksalsgottheiten des römischen Altertums, den Fati und Fatae[4] zu den „Feen" der heutigen romanischen Völker.

---

[1] KHM Nr. 50.

[2] Der Verfasser des C. S. unterzeichneten Aufsatzes im Globe von 1830; S. 292 hat eine französische Schährzädä gekannt:

„Ma mère avait une vieille domestique fort complaisante, qui avait bien dans son mémoire autant de récits qu'en contiennent les Mille et une Nuits; elle aurait lutte contre Sherehazade", vgl. KHM III, Zeugnisse Nr. 26 S. 292.

[3] Charles Perrault, Les contes de ma mère l'Oye 1697.

[4] Vgl. W. Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie unter Fatus und Fata.

Söllten nicht also auch „die weisen Frauen“ des deutschen Dornröschenmärchens uralte Schicksalsgöttinnen sein?

Treiben wir einmal ein klein wenig Märchenvergleichung, zunächst nur innerhalb der Grimmschen Märchen selbst und dann über den Kreis dieser hinaus. In einen langen, todesähnlichen Zauberschlaf verfällt nicht nur das Dornröschen, sondern auch die Heldin eines anderen nicht minder bekannten und beliebten Grimmschen Märchens, das Schneewittchen, sie sogar mehrere Male. Nun haben aber auch die Albanier ein Schneewittchen-Märchen,[2] und in diesem wird das künftige Schicksal Schneeweißchens von drei Moiren fest gelegt. Hier stehen also, was wir uns zunächst merken wollen, den dreizehn weisen Frauen des deutschen Dornröschen-Märchens nur drei gegenüber, und diese führen denselben Namen, den im Altgriechischen die Schicksalsgöttinnen, führten. Die Neugriechen nennen diese in ihren Volksmärchen, entsprechend der Neigung ihrer Sprache zu den I-Lauten, Miren. Weiterhin zeigt aber nun der Eingang des Dornröschen-Märchens die größte Ähnlichkeit mit dem einer altnordischen Heldensage, der Sage von

Nornagest.[2]

Es zogen damals wahrsagende Weiber durchs Land, welche Wolwen genannt wurden, und weissagten den Leuten ihr Schicksal. Deshalb ladeten viele Männer sie zu sich ins Haus, bewirteten sie und gaben ihnen beim Abschiede wertvolle Kleinode. Mein Vater machte es auch so, und sie kamen mit großem Gefolge zu ihm und sollten mein Schicksal weissagen. Ich lag damals in der Wiege, und als sie über meine Sache (Schicksal) ihren Spruch abgeben sollten, brannten über mir zwei Kerzenlichter. Sie sprachen Günstiges über mich und sagten, ich würde ein gar glücklicher Mensch werden, und ich würde glücklicher werden als alle meine Voreltern und als die Söhne der Häuptlinge im Lande, und so sollte es mir in allen Dingen ergehn. Die jüngste Norn fühlte sich neben jenen beiden zurück gesetzt, weil sie bei einer Weissagung von solcher Wichtigkeit nicht befragt wurde. Auch war da viel rohes Gesindel, welches sie von ihrem Sitze stieß, so daß sie zu Boden fiel. Hierüber ward sie entrüstet, rief laut und zornig drein und hieß jene mit so günstigen Verheißungen für mich inne halten: „denn ich bescheide ihm, daß er nicht länger leben soll, als die Kerze brennt, die hier bei dem Knaben angezündet ist.“

Hierauf ergriff die ältere Wolwa die Kerze, löschte sie aus, und hieß meine Mutter dieselbe aufbewahren und nicht eher anzünden, als zu meinen letzten Lebenstagen. Dann gingen die Wahrsagerinnen fort, und banden die junge Norn und führten sie so hinweg, mein Vater aber gab ihnen reiche Geschenke beim Abschiede. Als ich nun völlig erwachsen war, übergab meine Mutter mir diese Kerze zur Verwahrung.

---

[1] J. G. von Hahn, Griechische u. albanesische Märchen, Leipzig 1864, Nr. 103.

[2] Nach A. Edzardi, Volsunga- und Ragnarssaga nebst der Geschichte von Nornagest, S. 343ff. und E. Wilken, Die pros. Edda im Auszuge nebst Volsunga-Saga und Nornagest-þattr, Paderborn 1912.

Auch hier wünschen also einem eben geborenen Kinde mehrere Frauen etwas Gutes, die letzte aber, die sich zurück gesetzt und beleidigt fühlt, etwas Böses, was von der vorletzten wieder gemildert wird, und hier sind es wiederum, wie im albanischen Märchen, entgegen den dreizehn des deutschen Dornröschen-Märchens nur ihrer drei. Sie führten aber noch einen altgermanischen Namen, eben den Namen der Schicksalsgöttinnen; denn sie heißen Wolwen oder Nornen. Damit ist also lückenlos bewiesen, daß „die weisen Frauen" des deutschen Dornröschen-Märchens die altgermanischen Nornen sind, und daß die dreizehn der Grimmschen Aufzeichnung unecht und unursprünglich und an Stelle einer älteren 3 getreten ist. Was es aber mit dieser Ersetzung einer älteren 3 durch eine jüngere 13 auf sich hat, haben Georg Hüsing und Wolfgang Schultz ermittelt und wird auch im weiteren Verlaufe dieser Ausführungen aus einander gesetzt werden. Jedes Falles hatten auch die Nordgermanen drei Nornen, wie es in der jüngeren Edda heißt:

„Unter der Esche am Brunnen steht ein Saal, und aus diesem kommen drei Jungfrauen; sie heißen Urd, Werdandi und Skuld. Diese Jungfrauen bestimmen den Menschen ihr Los, und wir nennen sie Nornen."[1]

Am Mittelrheine leben sie fort als Ainbet, Warbet und Wilbet.[2] In diesem Zusammenhange ist es denn doch immerhin auffällig, daß die Frau „Viehmännin" nur von dreien dieser weisen Frauen zu erzählen wußte, was sie dem Kinde Gutes wünschten, und noch auffälliger, daß sie nur von einem großen Feste sprach, das nach der Geburt Dornröschens gefeiert wurde, nicht von einem Tauffeste, wie es das in diesen und anderen Beziehungen viel verderbtere französische Märchen tut. Daß das Kind getauft wurde, davon steht kein Wort in der Grimmschen Aufzeichnung. Die Geschichte wurde eben Jahrhunderte, ja Jahrtausende durch mündliches Erzählen von Geschlecht zu Geschlechte weiter gegeben und im Volksgedächtnisse fort erhalten, ist uralt und stammt in ihren Grundzügen aus vorchristlich-germanischer Zeit. Der Königsohn, der durch die Dornen in das verwunschene Schloß eindringt und die Schlafende durch einen Kuß wieder zum Leben erweckt, ist kein anderer

---

[1] Edda übers. von Gering S. 310.

[2] Vgl. Hermann Göll, Illustrierte Mythologie, Leipzig 1905, S. 271. Von dem Namen „Warbet" wird „Worms" abgeleitet, lat. Borbetomagnus.

als Sigfrid, der durch die Waberlohe zur schlafenden Brunhilde dringt und diese auf gleiche Weise erlöst.[1]

Das deutsche Dornröschen-Märchen und die altnordische Nornagest-Sage erzählen überein stimmend, daß die Nornen das Schicksal der eben geborenen Kinder „in Sprüchen" verkündeten. Sie sagten also den Kindern an der Wiege Sprüche auf. Dasselbe aber taten bis vor kurzem bei unseren Kindern die Paten und Patinnen. Diese also, die ja als solche priesterliche Obliegenheiten mit zu übernehmen sich verpflichten, sind demnach nichts weiter als menschliche Vertreter und Vertreterinnen der Schicksalsgottheiten, wie ja überhaupt die Priester und Priesterinnen in jedem Kulte des Altertumes Vertreter und Vertreterinnen, ja sogar oft schauspielerische Darsteller und Darstellerinnen ihrer Gottheiten waren und die Handlungen dieser wenigstens andeutend im Gottesdienste nachahmten. Welch neuen Hintergrund erhalten in diesem Zusammenhange Goethes Worte:

Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren!

Die Paten und Patinnen schrieben auch diese Wünsche auf und legten sie in Form von gereimten Patenbriefen samt einigen Geschenken den Kindern in die Wiege. Bezeichnender Weise wurden diese Patenbriefe mit einem roten Faden kreuzweise zugebunden,[2] die Patenbriefe und Patengeschenke wurden dann von den Eltern der Kinder sorgfältig für diese aufbewahrt. Auch ich fand noch im Schreibtische meiner Mutter nach deren Tode einen solchen, äußerlich schön verzierten, mit liebender Sorgfalt geschriebenen Patenbrief, der für mich selber bestimmt war. Auf diesen ehrwürdig-alten Volksbrauch, der wie so viele andere in der Sage wurzelt, geht die bekannte Redensart zurück:

einem etwas in die Wiege legen.[3]

Noch heute heißt die Wehmutter, die Hebamme allgemein

die weise Frau.

War sie etwa in älterer Zeit immer auch zugleich eine der Patinnen des Kindes? Jedes Falles trägt die Hebamme auch heute noch das Kind bis zur Kirche und übergibt es erst dort den

[1] Vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 50, Recl.-Ausg. S. 92.
[2] Vgl. R. S. 5.
[3] Vgl. R „Zum Angebinde (Eingebinde) schenken".

Paten und Patinnen, unter denen es dann von Hand zu Hand geht. Aber was soll man dazu sagen, daß man die Geschlechtsteile bisweilen noch volkstümlich

Patengeschenk

nennen hört? Welche Zusammenhänge hier obwalten, wird erst spätere Forschung klarer ergeben. Jedes Falles sind auch die Schicksalsgottheiten zugleich immer Zeugungs- und Geburtsgottheiten.

Die Sprüche, in denen die weisen Frauen das künftige Geschick der Kinder an deren Wiege weissagten, waren keine gewöhnlichen Sprüche; es waren Liedersprüche, und die wurden gesungen. Es wurde also dem jungen Menschenkinde schon

an der Wiege gesungen,

was ihm im Laufe seines Lebens bevor stund. Dabei werden sich die Schicksalsgottheiten, wenn sie sich auch oft rätselhaft und zweideutig ausgedrückt haben mögen, wie die altgriechischen Orakel, kaum jemals geirrt haben. Wohl aber wird das des öfteren bei ihren menschlichen Vertretern und Vertreterinnen der Fall gewesen sein, und deshalb sagen wir noch heute von einem, der zu einer unerwarteten und überraschenden Lebenswende gelangt:

Das ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden.[1]

In dem Eingange der Nornagestsage ist eine auffällige Unklarheit. Anfangs ist gesagt, daß neben der Wiege des eben geborenen Knaben zwei Wachslichter brannten; dann aber wird erzählt, daß die jüngere, erzürnte Norne dem Knaben beschied, daß er nicht länger leben solle, als die bei ihm angezündete Kerze brennen würde. Hier klingt es also so, als habe nur ein Wachslicht an der Wiege des Knaben gebrannt. Wie sich dieser Widerspruch aufklärt, kann erst bei späterer Gelegenheit gezeigt werden. Jedes Falles nahm die ältere Norne, die den „bösen Spruch" der jüngeren mildern wollte, die Kerze, löschte sie aus und gab sie der Mutter des Knaben mit dem Auftrage, sie

[1] BW Nr. 1235 lehnt die ihm unbewußt aufgestiegene richtige Erklärung schroff ab mit den Worten: „An Wunschlieder, die den Kindern gesungen worden wären, ist dabei nicht zu denken." Solche Stellen, in denen das Richtige beinahe grob bei Seite geschoben wird, finden sich in jüngeren, die deutsche Sprache und Sage behandelnden Werken erschreckend oft, z. B. auch in den Anmerkungen Gerings zu seiner Übersetzung der Edda. Die Gedankenverbindungen, die G. ausdrücklich ablehnt, sind gerade die fruchtbaren, die wirklich zu neuen Erkenntnissen führen.

aufzubewahren und nicht eher anzustecken als am letzten Tage seines Lebens.

Jedermann kennt das einfache und doch so ergreifende deutsche Volkslied von „den beiden Königskindern",[1] die einander so lieb hatten, aber nicht zusammen kommen konnten, da sie durch ein tiefes Wasser getrennt waren:

> ‚Ach Schätzchen, ach könntest du schwimmen,
> so schwimm doch herüber zu mir!
> Ich will dir drei Kerzen anstecken,
> die sollen (es) leuchten dir.'
>
> Da war eine falsche Nonne,
> die tat, als wenn sie schlief;
> die tat die drei Kerzen auslöschen:
> der Jüngling und der sank so tief.

Es handelt sich im Grunde um eine deutsche Entsprechung der altgriechischen Sage von **Hero** und **Leander.** Die mitgeteilten Strophen sind der bekanntesten Fassung des Liedes entnommen.[1] Aber warum söllte diese gerade die echteste und ursprünglichste sein? In einer anderen aus Ostfriesland[1] lauten sie vielmehr:

> Du kannst ja good swemmen, min Leve,
> so swemme herover to mi:
> van Nacht sal een Fackel hier brannen,
> de See to belüchten vör di.
>
> Der was ook een falske Nunne,
> dee sleek sück ganz sacht na de Stee
> un dampte dat Lucht hüm tomaal nut;
> de Königsohn bleev in de See.

Hier sind es also nicht mehr drei Kerzen, die die Geliebte dem Jünglinge anzündet, sondern nur eine Fackel. Aber auch die Nonne ist sehr verdächtig. Warum söllte sie gerade den Tod des Königsohnes gewünscht haben. Zur Not könnte man sagen „aus Eifersucht". Aber in einer schweizerisch-alamannischen Fassung des Liedes[1] lauten die Eingangsstrophen:

> Es wend[2] zwöi Liebi z'sämme,
> wenns vor em Wasser gsi möcht;
> er schrau[3] (= schrie) im Lieben äunet (= hinüber),
> ob es nit zündä wett?[4]

---

[1] Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1893 I Nr. 84 u. 85.
[2] = wöllten.
[3] Vgl. Hebels Alem. Gedichte, Das Spinnlein: „'s isch, ass es ehne dure cha."
[4] = wöllte; der Schlesier sagt „wellde".

Wol frili will i dir zünda,
wenn du dö übere swimmst;
wo müesse das Liechtli stella,
daß mirs nit abe-wütscht?

Stell ich's i die Höchi,
so löscht mir's ab der Wind,
und stell ichs i die Mitti,
so löscht mir's ab die Chind.

Und stell ichs i die Teufi,
dört lit das alti Wib,
die Hägs dört nebe dem Seeli
verlöscht's mit ihrem Chib = (Neid).

Denn chanst du nit übere finda,
und blibst verloren im See.

Hier ist es also ein altes Weib, von dem die Geliebte fürchtet, daß sie das Licht auslöscht. Bei dem kann nicht Eifersucht der Beweggrund für die dem Jünglinge so verderbliche Tat gewesen sein. Das alte Weib, die Hexe oder vielmehr Hägse (vgl. S. 309) ist einfach niemand anders als die dritte Norne, die Todesgöttin[1] selbst. Längst ist denn auch, sogar ohne Kenntnis der schweizerischen Abart dieses Liedes, die Vermutung ausgesprochen worden, daß das Wort „Nonne“ in der zweiten Strophe der allbekannten Fassung aus „Norne“ verschliffen sei. Es wird sich also nicht um drei Kerzen, sondern nur um eine Kerze, eine Fackel, ein Licht gehandelt haben, um

die **Lebenskerze,**
die **Lebensfackel,**
das **Lebenslicht**

des Jünglings. Folglich spielt auch die Redensart:

einem das Lebenslicht ausblasen

auf die Sage an, wie schon Grimm[2] erkannt hat. „Im letzten Grunde geht Bismarcks Wahlspruch:

Patriae inserviendo consumor

auf dieses Bild zurück. Wenigstens fügte noch Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seinem Wahlspruche „*Aliis inserviendo consumor* das Bild einer nieder gebrannten Kerze

---

[1] Über die Hägse als Todesgöttin später mehr!

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 44, Recl.-Ausg. S. 76. BW Nr. 743 bringt weiteren Stoff; nicht zu billigen aber ist die Behauptung, daß dieser Vergleich „dem Menschen angeboren“ sei; vgl. auch Nr. 124.

hinzu.“ Auch Richard Wagner hat es vielleicht noch vorgeschwebt, wenn er seinen Sigfrid in der Götterdämmerung singen läßt:

„Einzig erbt' ich
den eigenen Leib;
lebend zehr ich den auf.“[1]

Bekannt ist, daß die alten Griechen und Römer gerne auf den Gräbern ihrer Angehörigen einen Genius mit gesenkter Fackel darstellten, den man noch auf heutigen Gräbern, dem klassischen Stile nachgeahmt, vielfach findet, häufig auch zwei Genien, einen mit aufrecht gehaltener und einen mit gesenkter Fackel. Die aufrechte versinnbildlicht das Leben, die gesenkte den Tod. Und so fällt auf einmal Licht auf die eben nachgewiesene Unklarheit in der Nornagestsage, in der zuerst von zwei Wachslichtern, nachher aber nur von einer Kerze die Rede ist. Das eine Wachslicht entspricht der Lebensfackel, das andere der Todesfackel. Um aber hier soviel Klarheit zu gewinnen, wie erreichbar ist, müssen wir auch noch die altgriechische Sage von Meleagros heran ziehen. Auch das Leben des Meleagros war an etwas einer Kerze Ähnliches gebunden, nämlich an ein Holzscheit, und auch dieses hatte wieder seine Mutter in Verwahrung, und als sie es, erzürnt über den Sohn, verbrannte, setzte sie damit dem Leben desselben ein Ende. Wenn ein solches Holzscheit in einen Brennstoff getaucht und mit diesem getränkt wird, so wird es eine Fackel. Das Holzscheit, das die erzürnte Mutter des Meleagros in Brand setzte, muß also Todesfackel gewesen sein. Hier ist die Mutter des Helden erzürnt, und zwar auf diesen. An der Wiege des Nornagest dagegen erzürnt sich die jüngste Norne, aber nicht eigentlich gegen diesen sondern gegen die anderen beiden Nornen und die übrigen Anwesenden. Doch läßt sie den Knaben ihren Zorn entgelten. Und die Kerze, die sie als Maaß und Ziel seines Lebens bezeichnete, die aber seine Mutter auf den Rat der älteren Wolwa, also wohl der zweiten, mittleren Norne erst am letzten Tage seines Lebens anzünden sollte, d. h. wenn er des Lebens überdrüssig sein würde, muß gleichfalls seine Todeskerze gewesen sein.

Jetzt sehen wir auch, warum die Zahl der Kerzen in den verschiedenen Fassungen des Liedes von den beiden Königskindern

[1] Richard Wagner, Götterdämmerung, I. Aufzug.

so schwankt. Ist bloß von einem Lichte die Rede, so handelt es sich um die Lebenskerze. Daneben aber bestund die Vorstellung von zwei bedeutsamen Lichtern, der Lebenskerze und der Todeskerze. Endlich aber trat noch die Dreizahl der Nornen verwirrend hinzu, und so sind die drei Kerzen hinein gekommen.

Nach und nach vergrößerte sich übrigens im Volksglauben auch die Zahl der Nornen, und so sagt die jüngere Edda: „Übrigens gibt es noch mehr Nornen, die zu jedem neugeborenen Kinde kommen und ihm sein Schicksal schaffen; die einen sind göttliches Geschlechtes, andere vom Elbengeschlechte und noch andere vom Geschlechte der Zwerge ...... Die guten Nornen, die von edler Abkunft sind, schaffen ein glückliches Los; wenn aber Menschen ins Unglück geraten, so sind böse Nornen daran schuld."

Freilich leuchtet noch an dieser Stelle neben der Dreifaltigkeit der Nornen, — göttliche, elbische und zwergische — auch noch eine Zweifaltigkeit derselben hindurch, nämlich gute und böse Nornen. Wir könnten auch sagen: weiße und schwarze.

Musikern, denen etwa diese Zeilen zu Gesichte kommen, möchte ich ans Herz legen, sich auch einmal in die Weise zu versenken, die Erk-Böhme zu den verschiedenen Fassungen dieses Liedes mitteilt. Besonders mache ich auf die flämische Melodie zu Nr. 85 aufmerksam. Wenn in unsern Koncerten Volkslieder gesungen werden, so hört man immer wieder dieselben Stücke: „Jetzt gang i ans Brünnele", „Spinn, spinn Tochter mein" u. a. Und doch besitzen wir noch einen großartigen Schatz weniger bekannter Weisen, die nur der Auffrischung bedürften, um im Volke wieder Wurzel zu fassen.[1]

Die königlich preußische Staatsregierung wußte gar wohl, was sie tat, als sie Franz M. Böhme beauftragte und unterstützte, den Deutschen Liederhort Erks zu veröffentlichen. Das Übrige wäre nun Sache unserer Musiker.[2]

[1] Nachdem Traugott Heinrich unter dem Titel „Nordischer Sang" im Auftrage des germanistischen Vereines Breslau 1902 die Götterdämmerung wie sie auf Island gesungen wird, ein färöisches Sigurdlied, 2 norwegische Volkslieder (Ramund den unge und Store bror og lille bror) und ein schwedisches (Ritter Tynne) mit Melodien heraus gegeben hatte (Verlag C. Becher, Breslau), veranstaltete er hierauf Ausgaben einzelner germanischer Volkslieder auf Blättern, von denen ich besonders Nr. 7 Niederdeutsch, „altflämischer Schlachtgesang" hervor hebe.

[2] Ich habe die Humperdincksche Oper „die beiden Königskinder" nie gehört, weiß also nicht, ob sie die von Erk-Böhme mitgeteilten Weisen alle verwertet.

Jeder Mensch hat also sein Lebenslicht, und, wenn er ein begabter, tatkräftiger, bedeutender Mensch ist, dann hat er natürlich ein besonders großes; er ist dann, da überhaupt der Mensch „sich an seinen kräften verzehret wie ein kertz“:[1]

ein großes Licht,

wie wir mit einem leisen Anfluge von Neid gegenüber dem „Streber“ sagen, und wenn er ein Theologe ist oder so etwas Ähnliches, dann ist er:

ein Kirchenlicht.

Als solches wurde z. B. schon Augustinus im Mittelalter bezeichnet, vgl. Büchmann S. 45. Die Vorstellung vom Lebenslichte des Menschen ist keines Weges auf das deutsche Volk beschränkt. Sie war eben so gut auch bei den stammverwandten alten Griechen und Römern gäng und gäbe. Schon Cicero sprach von

Lumina civitatis,

von **Staatsleuchten,**

vgl. Büchmann a. a. O. Noch heute nennen wir einen, der sich in der Wissenschaft auszeichnet, eine

Leuchte der Wissenschaft,

vgl. Büchmann S. 408.

Von den Lebenslichtern der Menschen erzählt das deutsche Volksmärchen:

Der Gevatter Tod,[2]

in dem der Tod bezeichnender Weise „Gevatter“ beibenannt ist. Als Schicksalsgott ist er ebenso wie die Geburtsgottheit himmlisches göttliches Vorbild für die irdische, menschliche Einrichtung der Patenschaft.

Ein armer Mann bat, als ihm das 13. Kind geboren war, schließlich den Tod zum Gevatter. Dieser machte sein Patenkind, als es heran gewachsen war, durch Weisen des Lebenskrautes zu einem berühmten Arzte. Wenn dieser zum Kranken trat und den Tod zu Häupten desselben erblickte, brauchte er ihm nur das Lebenskraut zu geben, und er ward wieder gesund. Wenn er ihn aber zu Füßen

---

Wenn sie es nicht täte, wäre sie in dieser Beziehung verfehlt, wenn sie auch dem Stoffe nach bei Weitem erfreulicher ist als die verschiedenen Salomes und ähnliche fremdartige und uns innerlich zum Teile sogar widerwärtige Dinge vertonenden Opern der Zeit vor dem Weltkriege.

[1] BW Nr. 743 Fußnote.

[2] KHM Nr. 44.

des Kranken erblickte, dann gab es für diesen keine Rettung mehr: Zwei Mal aber betrog der Arzt den Gevatter Tod und zwar durch Umdrehen des Bettes, das erste Mal beim Könige, das zweite Mal bei dessen Tochter, die demjenigen als Gemahlin versprochen war, der sie von ihrer Krankheit heilen würde. Das erste Mal verzieh der Gevatter Tod dem Arzte seinen Ungehorsam; nach dem zweiten Male aber führte er ihn in eine unterirdische Höhle: „Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und her zu hüpfen schienen. ‚Siehst du,' sprach der Tod, ‚das sind die Lebenslichter der Menschen, die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen.' — ‚Zeig mir mein Lebenslicht,' sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: ‚Siehst du, das ist es.' — ‚Ach, lieber Pate,' sagte der erschrockene Arzt, ‚zündet mir ein neues an, tut mir's zu Liebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter.' — ‚Ich kann nicht,' antwortete der Tod, ‚erst muß eins verlöschen, ehe ein neues anbrinnt.' — ‚So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrinnt, wenn jenes zu Ende ist,' bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches großes Licht herbei: Aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fiel um und erlosch. Alsobald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

Der Gevatter Tod hat also mit seinem Patenkinde

nicht lange gefackelt,

eben so wenig wie die Hägse mit dem Jünglinge in der schweizerischen Fassung des Liedes von den beiden Königskindern.

Das Lebenslicht, das wir nun bereits als Kerze und als Fackel kennen gelernt haben, kann auch eine Lampe sein, (vgl. unten der Mond als Lampe) wie das bekannte Volkslied mahnt:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Mancher glaubt, die Brenndauer desselben dadurch zu verlängern, daß er recht oft

einen auf die Lampe gießt.

Weitere sprachliche Abkömmlinge des Lebenslichtes sind

die **Lebensflamme**

und

der **Lebensfunken.**

Das Bild, wie der Tod das Lebenslicht des Menschen auslöscht, lebt auch in der heutigen Dichtersprache noch fort. So schreibt Skowronek einmal:

„Und mitten im fröhlichen Planen winkte ihm der Tod mit milder Hand, löschte ganz sanft und leicht ein Leben aus, das so rein gewesen war wie ein kristallklarer Bach."[1]

Noch heute erstrahlt die Lebenskerze auf dem Geburtstagstische unserer Kinder in Mitten kleinerer Lichter, deren Gesamtzahl das Lebensalter des kleinen Sprößlings veranschaulicht. Auch dürfte sie noch in der

Kommunionkerze

fort leben, die bei uns in katholischen Gegenden die heran gereiften Knaben und Mädchen beim ersten Abendmahle in der Hand tragen. Und wenn wir einen besonders ehren wollen, bringen wir ihm einen

Fackelzug[2]

dar:

Lang soll er leben!
Hoch soll er leben!

Hoch, mit aufrecht gehaltener Fackel, lange, so viele Jahre, wie Fackeln im Zuge getragen werden, soll er leben. Der katholische Geistliche hat, wenn er zu einem Sterbenden kömmt, eine brennende Kerze in der Hand bis zum Verscheiden desselben. Auch der Brauch, daß wir die Särge unserer verstorbenen Angehörigen mit brennenden Kerzen umstellen, muß mit den hier aufgedeckten Volksanschauungen zusammen hangen; ebenso die katholische Sitte, am Abende des Allerseelentages auf die Gräber der Angehörigen brennende Kerzen anzubringen.[3] —

In der Kerze befindet sich ein Docht, in der Lebenskerze also der

Lebensdocht,

und so beschreibt Wilhelm Busch in seinem „Plisch und Plum" den Tod des alten Kaspar Schlich launig mit den Worten:

Fällt ins Wasser, daß es zischt,
und der Lebensdocht erlischt.

---

[1] Richard Skowronek, Bruder Leichtfuß und Stein am Bein, Ullstein-Ausg. S. 137.

[2] Die Redensart gehört trotz BW Nr. 310 zusammen mit „einem heim leuchten" vgl. unten.

[3] In jüdischen Häusern werden am Freitag Abend, also zu Beginne des Sabbats, zwei Lichter angezündet, und, wenn Tochter und Schwiegersohn mit im gleichen Hause wohnen, vier.

Ein Docht aber ist nichts anderes als ein Faden. Der in der Lebenskerze befindliche Faden ist also der

Lebensfaden,

und dieser Lebensfaden muß gesponnen werden. In der Tat wurden ja auch die Nornen von unseren Vorfahren als Spinnerinnen gedacht. Besonders natürlich hatten die Nornen zu tun, wenn die Männer, Sippen, Stämme oder Völker im Streite an einander gerieten, wenn

ein Kampf **sich entspann.**

Daß wir hier das Bild vom Spinnen noch heute gebrauchen, kann auf nichts anderes zurück gehen als auf den Glauben an die das Schlachtgeschick spinnenden Nornen, und es ist bezeichnend, daß es sich gerade in einem Ausdrucke des Kriegswesens noch erhalten hat. So heißt es in einem von Hermann Claudius während des Weltkrieges gedichteten niederdeutschen Siegesliede auf die Schlacht bei Hoornsriff:

De dütsche Schicksalsfru de spunn
un sät un spunn wull mannig Stunn
bi Hoornsriff.[1]

Die altbabilonische oder, wie wir heute richtiger sagen, akkadische Schlachtjungfrau Iš tar spann weiße und schwarze Fäden.[2] Merkwürdiger Weise fand ich noch in einem erst ganz kürzlich erschienenen Romane den Satz: „Um dieselbe Zeit wurde in das Gewebe von Gusts Schicksal ein schwarzer Faden eingeschlagen.“[3] Die Nornen wurden nämlich nicht nur als Spinnerinnen, sie wurden auch als Weberinnen gedacht. Als solche verwebten sie die Schicksalsfäden der einzelnen Menschen zu größeren Schicksalsgeweben der Sippen, Stämme und Völker. Als Weberinnen und zugleich Walküren treten uns die Nornen entgegen in dem

Speerlied der Njalssaga[4].

Vor der Schlacht bei Clontarf in Irland (1014) trug sich, wie die Njalssaga berichtet, am Karfreitage der Vorfall zu, daß ein Mann namens Dörrud vors Haus ging: er sah Leute, zwölf an der Zahl, nach einer Frauenkammer reiten und alle drin ver-

---

[1] Ztg. der 10. Armee vom 16. VI. 16.

[2] Vgl. R. C. Thompson, Semitic Magic S. 165 und den II. Teil über weißschwarz.

[3] Georg Engel, der Reiter auf dem Regenbogen, Ullstein-Ausg. S. 143.

[4] Lieder der älteren Edda in der Übertragung der Brüder Grimm, Insel-Verlag, Leipzig, S. 4.

schwinden. Er ging zu der Kammer hin. Er sah durch das Fenster, das dran war, und sah, daß da Weiber drin waren, die hatten einen Webstuhl bezogen: Männerköpfe dienten als Gewichte und Menschendärme als Zettel und Einschlag, Schwerter dienten als Schlagbretter und ein Pfeil als Kamm. Sie sprachen diese Gesätze:

Gespannt ist mächtig zum Männerfalle[1]
Webstuhls Wolke,[2] Waltau[3] regnet.
an Geren hat sich grau erhoben
Volksgewebe, das die Freundinnen
Odins[4] mit rotem Einschlage füllen.

Geflochten ist es aus Fechterdärmen
und stark gestrafft mit Streiterschädeln;
Kampfspeere sind die Querstangen,
der Webebaum Stahl, das Stäbchen ein Pfeil;
mit Schwertern schlägt man Schlachtgewebe.

Hild geht weben und Hjörthrimul,
Sangrid, Swipul[5] mit Siegesschwertern.
Schäfte brechen, Schilde krachen,
durch Harnische der Helmwolf[6] dringt.

Webet, webet Gewebe des Speers,[7]
wie längst es kannte der Königsproß![8]
. . . .
das Werk ist gewoben, die Walstatt rot;
Volksverderben fährt durch das Land.

Nun ist Schrecken rings zu schauen:
blutige Wolken wandern am Himmel;
rot ist die Luft von der Recken Blute,
denen unsre Lose zum Leide fielen.[9]

Dem jungen Könige[10] kündeten wir
Siegeslieder. Uns Singenden Heil!
Doch der es hört, behalte wohl
der Walküren Sang und sag' ihn den Mannen!

Spornet die Rosse zu raschem Laufe!
Mit bloßen Schwertern schwingt euch von hinnen.

Dann rissen sie das Gewebe herunter und in Stücke, und es nahm jede mit, was sie in der Hand hielt. Dörrud ging nun fort vom Fenster und nach Hause, sie aber stiegen auf ihre Pferde und ritten sechs nach Süden, die anderen sechs nach Norden.

Die gleiche Erscheinung hatte auf den Färöern Brand Gneistissohn.

---

[1] Als Vorzeichen der Schlacht [2] Das Gewebe [3] Blut [4] Die Walküren [5] Walkürennamen [6] Die Streitaxt [7] Eine Umschreibung der Schlacht, hier zugleich wörtlich verstanden [8] d. h. Sigtrygg, der Führer der Nordleute im Kampfe gegen die Iren [9] Denen wir den Fall in der Schlacht verhängten [10] Sigtrygg.

In gleichem Sinne sagen wir noch heute:

Sein Leben ist **verwirkt,**

d. h. die Norne hat seinen Lebensfaden so unentwirrbar in ihr großes Schicksalsgewebe verflochten, daß sie ihn abreißen und damit dem betreffenden Menschenkinde die Möglichkeit nehmen muß, weiter zu leben.[1]

Daneben sagen wir auch schon, mit allmählicher Loslösung vom Schicksalsglauben, entsprechend dem Sprichworte, daß jeder seines Glückes bezw. Unglückes Schmied sei, vgl. S. 66

er hat sein Leben verwirkt.

Wenn wir aber von einem eben Verstorbenen sagen:

Der Lebensfaden ist ihm abgeschnitten worden,

so geht diese Wendung vermutlich nicht auf die Vorstellung der altgermanischen Nornen zurück sondern vielmehr auf die uns in Folge der eigentümlichen Entwickelung unseres Geisteslebens schier vertrautere, allerdings auch wieder urverwandte altrömische Vorstellung von den 3 Parken und weiterhin auf die altgriechische von den 3 Moiren (vgl. S. 27) zurück, von denen die eine den Lebensfaden vom Spinnrocken abzieht, die zweite ihn weiter dreht und die dritte ihn mit der Schere abschneidet. Hier erhebt sich für den Allgemeinen Deutschen Sprachverein ein neues Ziel. Es gilt nicht bloß, Wörter fremdes Ursprunges zu vermeiden, falls sie sich durch gute deutsche Ausdrücke ersetzen lassen, sondern auch ganze Wendungen, die zwar aus lauter deutschen Wörtern bestehen, aber als Ganzes fremden Völkern entlehnt sind, also Übersetzungsdeutsch im weitesten Sinne. Wenigstens wird, wer Deutschheit des Stiles anstrebt, von zwei dasselbe besagenden Ausdrücken demjenigen den Vor-

[1] Eine Spinnerin und Weberin zugleich ist auch das in einer unterirdischen Höhle hausende Mädchen, das dem Dümmlinge in der 1. Abart des Grimmschen Märchens „die drei Federn“ (vgl. KHM III, Anm. Nr. 63, S. 121) erst das feinste Linnengarn spinnt, dann den schönsten Teppich webt, die zu beschaffen ihm auferlegt worden war. Dieses Mädchen dürfte den Nornen mindestens verwandt sein. Sie macht das Schicksal des Dümmlings zu einem glücklichen. Spinnen und Weben ist auch die Beschäftigung Berthas, der Braut Pippins, die durch eine falsche Braut, ihre eigene Dienerin, verdrängt wurde und in einer Mühle spann und webte. Vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 89, S. 170. Sie webte ihr eigenes schlimmes Geschick in einen Teppich, der dann ihre Wiedererkennung und Erhebung zur Königin herbei führte. Vgl. Simrock, Bertha die Spinnerin. Frankfurt a. M. 1853.

zug geben, dessen deutscher Ursprung ihm unzweifelhaft feststeht und z. B. lieber

Die unerbittliche Norne

statt „die unerbittliche Parze“ sagen.

Aber auch für die bildende Kunst ist diesen Ausführungen eine Anregung zu entnehmen. Thumanns bekanntes und weitverbreitetes Bild „die drei Parzen“ war, vom deutsch-völkischen Standpunkte aus wenigstens, völlig verfehlt, indem es uns aufs neue die Vorstellung der altrömischen Schicksalsgöttinnen aufdrängte, während doch auch die altgermanischen Schicksalsgöttinnen in den uns erhaltenen Quellen so ausführlich und anschaulich geschildert sind, daß ein Künstler wie Karl Ehrenberg[1] eine ansprechende und zu Herzen gehende Darstellung derselben schaffen konnte.[2] Warum gibt es auch noch keine deutsche illustrierte Ausgabe der Edda? Eine englische ist längst vorhanden.[3] Dabei liegen diese Dinge dem englischen Volke, das doch zum Teile auf keltischem und vorkeltischem Grundstocke ruht, eigentlich ferner.

Aber wenn auch die Redensart jemandem den Lebensfaden abschneiden der antiken Vorstellungswelt entstammen mag, so entstammt doch der Lebensfaden als solcher der altgermanischen Anschauung.[4] Das folgt allein schon mit zwingender Gewalt aus der Tatsache, daß die Nornen als Spinnerinnen gedacht wurden. Außerdem bietet die ältere Edda noch einen besonderen Beleg dafür in der Weissagung Gripirs. „Sag' mir, Mutterbruder, wenn du es weißt: Wie wird Sigfrids Leben(sfaden) sich winden?“[5]

Die Nornen begleiteten ihre Tätigkeit mit Arbeitsliedern[6], mit Spinnliedern, in denen sie die Geschichte der Kinder Midgards weissigten. Wie treffend Richard Wagner im ersten Auftritte der „Götterdämmerung“ die Tätigkeit

---

[1] Vgl. Wilhelm Wägner, Unsere Vorzeit I, Germanische Göttersagen S. 57.

[2] Vgl. was Th. Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Wien 1859 S. 65ff. über die germanische Vorstellung von Wotan-Tod und über die Möglichkeit, sie künstlerischen Schöpfungen zu Grunde zu legen, sagt.

[3] The elder Edda, Miß Olive Bray's edition, illustrated by W. G. Collingwood, Viking Club Translation Series Vol. II, King's Weighhouse Rooms, London 1908.

[4] Er ist nicht den Griechen entlehnt, wie Schr. S. 6 meint.

[5] Edda, Grimm S. 41.

[6] Vgl. Bücher, Arbeit und Rhythmus.

der Nornen veranschaulicht hat, zeigt folgende Stelle des ersten Liedes von Helgi dem Hundingstöter, mag sie ihm nun wirklich vorgelegen bezw. vorgeschwebt haben oder nicht:

In alter Zeit wars, als Aare kreischten,
heilige Wasser vom Himmelsberg rannen,
da hatte den Helgi, den heldenmüt'gen
Borghild geboren in Bralunds Reich.

Nacht ward's im Hofe, Nornen kamen
und schufen dem Kinde des Königs sein Schicksal:
die Fülle des Ruhms dem Fürsten verliehn sie,
den herrlichsten Namen im Heldenkreise.

Sie schlangen gewaltig das Schicksalsgewebe,
während Sturm die Burgen in Bralund stürzte,
sie entwirrten flink die Fäden aus Gold
und knüpften sie mitten im Mondsaale fest.

Sie bargen die Enden im Osten und Westen,
das Land des Königs lag in der Mitte;
Neris Tochter schwang gen Norden die Schlinge,
dieser einen verhieß sie ewige Dauer.[1]

„Das Schicksal webt" heißt es auch im zweiten Sigurdliede. Das Bild vom Weben der Schicksalsgötter klingt noch nach in Goethes

sausendem Webstuhl der Zeit,

und noch bedeutsamer ist es, wenn Schiller in den Göttern Griechenlands singt:

An ewig gleicher Spindel weben
sich von selbst die Monde auf und ab,

vgl. dazu den II. Teil über den Mond. Der Volksglaube kennt noch heute eine Spinnerin im Monde. Ihr Gespinst ist der

Altweibersommer,

und wenn derselbe auch

Jungfern-, Mädchen- oder **Mettensommer**

genannt wird,[2] so sind diese Jungfern, Mädchen und Metten eben wieder die Nornen.

In welcher Weise die Schicksalsgötter mit Hülfe des Schicksalsfadens das künftige Los des eben Geborenen im voraus fest legten, das ist uns zufälliger Weise im germanischen Schrifttume

[1] Vgl. Edda, übers. v. Gering S. 160.
[2] Schr. Nr. 141.

meines Wissens nicht erhalten, wohl aber in der mündlichen Überlieferung eines Nachbarvolkes der Germanen, nämlich der Esten. Die estnischen Volksmärchen spiegeln überhaupt vorwiegend nur die altgermanische Sagenwelt in estnischer Brechung wider. Ein estnisches Märchen:

Schnellfuß, Flinkhand und Scharfaug[1]

erzählt uns, wie eine reiche Bauersfrau, die zehn Jahre kinderlos gewesen war, nun plötzlich auf die Verheißung eines Zwerges[2] hin Drillinge zur Welt brachte. Kurz vor dem Tauffeste erschien er wieder heimlich im Kinderzimmer, weissigte der Mutter, daß ihre Söhne weltberühmte Männer werden würden, kletterte auf den Rand der Wiege, nahm ein Knäulchen rotes Garn aus der Tasche und band dem einen Knaben einen Faden um beide Fußgelenke, dem zweiten einen um die Handgelenke und dem dritten einen über die Augenlider um die Schläfe herum. Hierauf schrieb er der Mutter vor, die Fäden bis zur Taufe an ihrer Stelle zu lassen, dann sie zu verbrennen, die Asche in einem kleinen Löffel zu sammeln und sie bei der Heimkunft der Kinder mit etwas Milch aus ihrer Brust zu netzen. Von dieser stärkenden Aschenmilch sollte sie jedem Knaben ein paar Tropfen auf die Zunge gießen, ehe sie ihm die Brust reichte. Dadurch werde jeder von ihnen da stark werden, wo der Faden haftete, der eine an den Füßen, der andere an den Händen und der dritte an den Augen. Dann werde es ihres Gleichen nicht geben auf der Welt. Jeder werde schon mit seiner Gabe allein Ehre und Reichtum finden. Wenn sie aber selbdritt etwas unternähmen, so würden sie Dinge ausrichten können, die man nicht für möglich halten würde, wenn man sie nicht vor Augen sähe.

Die Drillinge söllten also:

Die Weisheit mit Löffeln gefressen haben.

Die Mutter verfuhr nach der Vorschrift des Zwerges, und der erste Knabe wurde ein so guter Läufer, daß kein Roß, auch das beste nicht, mit ihm Schritt halten konnte. Man nannte ihn daher Schnellfuß. Der zweite hatte eine so geschickte Hand, daß es ihm in jedem Handwerke glückte; er war Schneider, Schuster, Tischler, Drechsler, Gold- und Grobschmied, und es ging ihm alles so flink von der Hand, daß es ein Wunder war zu schauen, und man nannte ihn deshalb Flinkhand. Der dritte Knabe, Scharfaug, sah so wunderbar gut, daß er ein Meisterschütze wurde, dem kein Schuß fehl ging.

Rotes Garn nimmt also hier der Schicksalsgott, um die Wundergaben seiner Schützlinge fest zu legen. Wir dürfen folgern, daß der Lebensfaden überhaupt gerne rot gedacht wurde, deshalb, weil er natürlich bald in Zusammenhang mit dem Lebenssafte, dem Blute gebracht wurde, und so kommen wir auf den

roten Faden[3]

---

[1] F. Kreutzwald, Estnische Märchen, übersetzt von F. Löwe, mit Anmerkungen von R. Köhler, Halle 1869 I Nr. 3.

[2] Es ist allerdings möglich und sogar wahrscheinlich, daß der Zwerg selber der Vater der Drillinge ist; vgl. das Verhältnis des Zwerges Alberich zur Mutter Ortnits in der langobardischen Heldensage.

[3] Vgl. E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heid-

Büchmann S. 151 sagt über diesen Ausdruck: „Als Erkennungszeichen kommt der rote Faden bereits 1. Mos. 38, 28—30 vor.“ Und es ist doch geradezu verblüffend, daß an dieser Stelle der Zusammenhang ein ganz ähnlicher ist wie in dem estnischen Märchen, obwohl dieses andererseits seinem Inhalte nach gar nicht aus der Bibel geflossen sein kann. Auch hier handelt es sich wieder um eine Geburtsgeschichte, zwar nicht um Drillinge, aber wenigstens um Zwillinge, auch wieder Knaben, und diesmal ist es die Hebamme, also die weise Frau, die Stellvertreterin der Norne, die demjenigen der beiden, der zuerst seine Hand aus dem Mutterleibe heraus streckt, durch Umbinden eines roten Fadens um den Finger etwas zusichert, nämlich das Erstgeburtsrecht. — In dänischen Volksliedern binden die Helden, um sich fest zu machen, rote Seidenfäden um ihre Helme.[1] Ein roter Faden wird auch heute noch in die auf S. 134 beschriebenen Himmelsbriefe gelegt.[2] Der Riese, der dem Gesser-Chan seine Gemahlin geraubt hat, besitzt „rote Fäden“, aus denen er alles mit Sicherheit erfahren kann, und wegen dieser ihrer Eigenschaft müssen auch diese Fäden die Fäden der Schicksalsgottheiten sein: sie verkünden ihm ja, was ihm bevor steht.

Wenn Büchmann ferner in Betreff des roten Fadens auf die englische Marine verweist, in der jedes Stück, Segel, Tau usw. durch einen darein gewebten roten Faden als Eigentum der Krone gekennzeichnet ist, so spricht diese Tatsache weder gegen hohes Alter noch gegen mythischen Ursprung des „roten Fadens“, zumal da auch ein anderer Gegenstand, der in der englischen Marine bis zum Jahre 1881 gebraucht wurde und in der bürgerlichen Rechtspflege noch heute bisweilen zur Anwendung kömmt, ganz sicher mythisches Ursprunges ist, nämlich die neunschwänzige Katze, auf die wir noch zu sprechen kommen.

---

nischen Vorzeit, Berlin 1867, II S. 204ff. „Der rote Faden“ und Felix Liebrecht, zur Volkskunde S. 305—310 „Der hegende Faden“. R Nr. 46 behauptet, die Redensart „sich wie ein roter Faden hindurch ziehen“ sei dem Volke erst durch gelehrte Vermittlung bekannt geworden,“ muß aber selber eingestehen, daß sie trotzdem sehr häufig gebraucht werde.

[1] Vgl. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Göttingen 1881, S. 183.

[2] In dem Grimmschen Märchen „Ferenand getrü und Ferenand ungetrü“ behält Ferenand getrü, dem von der Königin der Kopf abgeschlagen und wieder aufgesetzt worden ist, seitdem einen roten Faden um den Hals. Dazu sagt Grimm in der Anmerkung: „Der rote Faden am Halse des wieder lebendig gemachten ist sagenmäßig“; s. Armer Heinrich S. 192; vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 126 S. 223.

Wir reden gerne von dem roten Faden, der sich durch eine Erzählung oder Abhandlung hindurch zieht. Wir reden aber auch von dem Faden eines Gespräches, den jemand anfängt, verliert, wieder anknüpft[1] und ausspinnt. Der Seemann spinnt sein Garn. Das Spinnen der Fäden durch die Nornen hat also eine recht ansehnliche sprachliche Nachkommenschaft hinterlassen, zu der auch noch die Redensart:

Keinen guten Faden spinnen[2]

und das Sprichwort:

Wer den Faden zu fein spinnt, dem reißt er

gehören. Als in Deutschland die Seidenindustrie aufkam, wurde erstere zeitgemäß umgewandelt in

keine Seide bei etwas spinnen.[3]

Endlich gehört hierher auch noch

Trübsal spinnen

und **der Faden der Geduld,** der einem manchmal **reißt.**

Im Süddeutschen wird

er spinnt

im Sinne von „er ist verrückt" gebraucht.

Paul Quensel redet im „Admiral Popp" von „Hoffnungsfäden", die „den Alten umsponnen" hatten, „immer fester und dichter, daß er zuletzt nichts mehr vor Augen sah als das Gespinst mit seinen bunten, lockenden Farben und Bildern",[4] und Ludwig Wolff schreibt: „Golubjew konnte sich nicht einmal diese kleinliche Genugtuung versagen. Sie wollte keinen Zweifel übrig lassen, daß sie die Fäden lenkte,"[5] die Fäden des Ränkegewebes nämlich, das sie gegen den Hauptmann von Heinersdorff sich ausgedacht hatte. Sie spielte sich gewisser Maßen als böse, als schwarze Norne auf, die in das Schicksalsgewebe des Hauptmannes einen schwarzen Faden nach dem andern schlug.

---

[1] Schr. Nr. 67. [2] BW Nr. 312.

[3] Vgl. R. Köhler zu Gonzenbach Nr. 84 II S. 257: In allen diesen Märchen (den Rumpelstilzchen-Märchen Grimm, KHM Nr. 55) hilft das Wesen, dessen Namen binnen einer bestimmten Frist erraten werden muß oder — wie im Märchen von Ricdin-Ricdon (Ritterhaus, Neuisländische Märchen Nr. 86) und bei Müllenhoff, Sage Nr. 417 — nicht vergessen werden darf, einem Mädchen oder einer Frau, sei es nun, daß diese in kurzer Zeit eine große Menge Flachs, oder gar daß sie aus Stroh oder Flachs Gold oder Seide spinnen soll."

[4] Fürstenwerth, Vom köstlichen Humor I, S. 103.

[5] Ludwig Wolff, Der Krieg im Dunkel, Ullstein-Ausg. S. 91.

Der rote Faden in der englischen Marine zeigt schon die „Übertragung des Ausdruckes von Menschen auf Sachen. In welcher Weise sich der Übergang leicht vollziehen konnte, sei an dem Beispiele des Theseus gezeigt. Der Faden vom Knäuel der Ariadne (vgl. das Garnknäuel im Busen des Zwerges S. 43), der ihn aus dem kretischen Labyrinthe heraus führte, war für ihn ein Lebensfaden, da er ohne ihn in dem Wirrsale der zahllosen, vielfach verschlungenen Gänge und Gemächer des von Daidalos errichteten, kunstvollen Baues, der übrigens in dem altgermanischen Wielandhause seine Entsprechung hat, rettungslos verloren gewesen wäre. Der Faden der Ariadne war also für ihn ein

Leitfaden,

vgl. Büchmann S. 87. Das Leben des Theseus hing demnach gewisser Maaßen nur mehr an einem Faden. Ludwig Finkh läßt in seinem „Rapunzel"[1] Mutter Bärbele den Kindern die Sage vom Ursulaberge erzählen. Es ist eine ausgeprägte Tannhäusersage. Aber auch der Faden der Ariadne spielt hinein, und an ihm hängt hier ein Mühlstein über dem Haupte des Helden. Woher mag Finkh dieses köstliche Stück haben, das nur bei ihm etwas ins Abergläubische hinab gezogen ist?

„Sein Leben hängt nur noch an einem Faden",

sagen wir von einem, der zwischen Leben und Tod schwebt, zwischen der Lebensfackel und der Todesfackel,

der nicht leben und nicht sterben kann.

Als Dionysios den Damokles einen Tag lang seine eigene Rolle spielen ließ, erblickte dieser plötzlich beim Mahle ein gezücktes Schwert über seinem Haupte, das an etwas einem Faden Ähnlichem hing, nämlich an einem Pferdehaare. Sein Leben hing also auch nur noch an diesem.

Um ein Haar

hätte ihm das Schwert den Kopf abgeschlagen, während er gerade arg- und sorglos den Tafelfreuden huldigte.

Haarscharf

ging er am Abgrunde des Todes vorüber. In Oberschlesien sagt man:

Um ein dickes Bauernhaar.[2]

---

[1] Ludwig Finkh, Rapunzel, Hamburg-Großborstel, Dichter-Gedächtnisstiftung S. 106.

[2] Vgl. H. 1073 **„Nicht (um) ein Haar", sagt der Kahlkopf** (Simrock).

„Beinah,
nur noch ein gespaltenes Kälberhaar,“

spottete der Schießunteroffizier auf dem Scheibenstande gutmütig-schadenfroh, wenn ich einmal ausnahmsweise eine Elfe schoß. Söllten etwa die Ausdrücke:

Haarspalterei

und

haarspalterisch und haarklein

auch noch mit der Sage zu tun haben? „Burkhard Waldis spricht einmal von einem, der ein glatten Aal beim Schwanz kann halten und in vier Teil ein Härlein spalten, das Gras hört aus der Erde wachsen,“[1] stellt also die Redensart mit zwei sicher der Sage entstammenden Redensarten zusammen. Zu

Den Aal beim Schwanze fassen

vergleiche man, wie Loki als Lachs am Schwanze fest gehalten wird,[2] und zu „das Gras wachsen hören“ S. 106. Die mit

Haare spalten

gleichbedeutende Wendung

den Kümmel spalten

scheint, wenigstens dem Bilde nach, gemeinarisch.[3]

Mit dem berühmten

Damoklesschwert,

vgl. Büchmann S. 366, wird die in Kinds Spruche fort lebende Weisheit:

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der dunklen Mächte Hand

zusammen zu nehmen sein, die Büchmann zwar davon trennt, aber S. 201 gleichfalls ins römische und griechische Altertum hinein zurück verfolgt und die aller Orten in Europa wieder auftaucht, ohne daß man dabei immer an den Einfluß klassischer Bildung zu denken bräuchte. Die dunklen Mächte sind die bösen Mächte, die, mythischer ausgedrückt, die schwarzen

---

[1] R Nr. 70 „Haare spalten“.
[2] Edda übers. von Gering S. 347.
[3] Vgl. R Nr. 70: „Sie findet sich schon im Altertume, wo κυμινοπριστης und κυμινοπριστοκαρδαμογλυφος vorkommen, z. B. in Platons Symposion und in Aristophanes' Wespen.“

Mächte heißen müßten, vgl. den II. Teil über weiß und schwarz. Es hätte dem Damokles leicht so gehen können, wie es dem „Englein an der Wand“ in folgendem deutschem Rätselspruche[1] wirklich ergeht:

Hängt ein Englein an der Wand,
Hat ein Äpflein in der Hand,
Möcht' es gerne essen,
Hat kein Messer,
Kommt ein Messer von oben herab,
Haut dem Englein sein Köpflein ab.

Dieses Englein wollte also auch gerade sich dem Genusse des Schmausens hingeben, als es „der dunklen Mächte Hand“, die in Form eines Messers über ihm schwebte, plötzlich traf.

Das Messer saß ihm in diesem Augenblicke an der Kehle. Ebenso ersticht in der von Hüsing heran gezogenen Stelle aus 1001 Nacht[2] ein Königsohn versehentlich den von ihm innigst geliebten Agib mit einem Messer, das er ihm gerade zum Zuschneiden einer Melone von einem Gesimse über seinem Kopfe reichen will. In diesem Augenblicke gleitet er nämlich aus und fällt so unglücklich, daß er dem Knaben das Herz durchbohrt. Auch dieses Messer kömmt also von oben herab. In dem noch genauer zu behandelnden Grimmschen Märchen, Von dem Machandelboom[3] kömmt allerdings nicht ein Messer sondern ein großer schwerer Kastendeckel mit einem großen, scharfen, eisernen Schlosse von oben herab und haut dem auch wieder nach einem Apfel langenden Knaben den Kopf ab.[4] Aber dieser Knabe erleidet zwei Mal das Geschick Agibs und des „Engleins an der Wand“; denn nach seiner Ermordung bindet ihm die Stiefmutter den abgeschlagenen Kopf mit einem weißen Tuche fest an den Rumpf und setzt ihn so, mit dem Apfel in der Hand, auf einen Stuhl vor die Haustüre. Dort kömmt nun zwar nicht ein Messer aber dafür die Hand seiner Schwester von oben herab und schlägt ihm noch

[1] G. Hüsing, Beiträge zur Kyros-Sage, Berlin , S. 65 und AZ S. 26.

[2] Tausend und eine Nacht, übertr. von M. Henning, Leipzig, Reclam I S. 24 (14. Nacht).

[3] KHM Nr. 47.

[4] Um welche Äpfel es sich hier gehandelt haben wird, zeigt die Tatsache, daß auch Idun ihre goldenen, den Göttern ewige Jugend spendenden Äpfel in einer Truhe aufbewahrt. Gewöhnliche Äpfel halten sich in einer solchen nicht, und in der Wieland-Sage liegt ja in der Truhe, deren Deckel durch herunter Schlagen tötet, an Stelle der Äpfel goldenes Geschmeide.

ein Mal den Kopf ab, freilich nur in der Absicht, ihm eine Ohrfeige zu geben, weil er ihr scheinbar den Apfel nicht schenken will. Das Schicksal des Knaben im „Machandelboom“ gleicht aber dem der Söhne des Niarendrostes Nidung,[1] die von Wieland in genau der gleichen Weise getötet werden wie jener von seiner Stiefmutter, nur daß dieselben nicht gerade nach Äpfeln, aber auch nach etwas goldfarbenem, nämlich nach kostbaren goldenem Geschmeide die Hände ausstrecken. In der dritten Abart der von Grimm mitgeteilten Erzählung „Der alte Sultan“[2] kömmt eine Holzaxt von einem Baume herab und schlägt einem darunter den Kopf ab.

Das Fallbeil spielt also im Mythos eine große Rolle. Es begegnet auch in einer altnordischen Heldensage[3] und mit noch größerer Ähnlichkeit zur geschichtlichen Guillotine in keltischer Überlieferung, ausgerechnet in keltischer.[4] Und vielleicht darf man nunmehr ganz bescheiden die Frage aufwerfen, ob nicht etwa auch

die Henkersmahlzeit

nicht lediglich menschenfreundlichem Sinne sondern vielmehr uralter mythischer Anschauung ihr Entstehen verdankte. In Tschina werden oder wurden noch bis vor kurzem die schweren Verbrecher zu den Qualen des mythischen Tantalos verurteilt; sie wurden nämlich in ein überall geschlossenes Faß gesteckt, aus dem nur ihr Kopf hervor ragte und vor denselben wurde alsdann eine köstliche Mahlzeit gesetzt.

Ähnliches wie die Redensart „Das Messer sitzt ihm an der Kehle“ besagt auch die Wendung:

Das Wasser sitzt ihm am Halse oder bis zum Halse.

So saß z. B. dem Bruder Lustig[5] das Wasser am Halse, das der Heilige Petrus quer über den Weg gezaubert hatte. Er wollte seinen Begleiter dadurch zwingen, endlich einzugestehen, daß er das Herz des Lammes gegessen habe. Das tat aber Bruder Lustig erst, als der Heilige Petrus das Geld, das sie für die Wiedererweckung einer Königstochter erhalten haben, in drei Teile teilt

[1] Edda übers. von Gehring S. 145 f. und meine „Kyros-Sage in Europa“ S. 33 Fußnote.
[2] KHM III, Anm. zu Nr. 48 S. 86.
[3] Saxo Grammaticus, übers. von H. Jantzen S. 427.
[4] J. Curtin, Hero Tales of Ireland Nr. 5, 19 und 21.
[5] KHM Nr. 81.

und dann sagt: ein Teil für mich, ein Teil für dich, ein Teil für den, der das Herz des Lammes gegessen hat.[1] In den beiden Abarten dieses Märchens, die Grimm in den Anmerkungen erzählt,[2] ist es nicht das Herz sondern die Leber des betreffenden Schlachttieres. In der zweiten Abart entspricht dem Landsknechte ein Schwabe, und so leitet bereits Grimm aus diesem Märchen das Sprichwort her:

Der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben.[3]

Dieser aber ist im Laufe der Zeit verhundst worden in des Wortes stammgerechter Bedeutung[3] und lautet jetzt:

Der Hund muß das Leberlein gefressen haben.[4]

Oder gibt es hier eine Tiersage, die noch genauer zu der Redensart paßt?

Im Übrigen ist im Bruder Lustig bereits der Zug verdunkelt, daß der Genuß des Herzens bzw. der Leber des Getöteten eine besondere Wundergabe verleiht, das Herz Fafnirs z. B. die Kenntnis der Tiersprache, Leber und Herz des Goldvogels das allmorgenliche Finden eines Goldstückes unter dem Kopfkissen.[5]

Während ein heutiges Sprichwort sagt:

Für oder **wider den Tod ist kein Kraut gewachsen**

zeigte uns schon das auf S. 17f. besprochene Märchen vom Gevatter Tod, daß in der Sage wirklich ein Kraut „wider denselben gewachsen ist", nämlich „das Lebenskraut". Blätter von ihm müssen es auch gewesen sein, die in dem deutschen Volksmärchen:

Die drei Schlangenblätter[6]

eine entsprechende Rolle spielten. Der Held desselben hatte bei seiner Vermählung mit der Tochter des Königs dieser versprechen müssen, daß er sich, falls sie vor ihm stürbe, mit ihr zusammen begraben lassen wolle, wogegen sie ihm für den umgekehrten Fall die gleiche Zusicherung gab. Sie starb vor ihm, und er wurde mit ihr in das königliche Grabgewölbe eingeschlossen. Da sah er aus einer Ecke der

---

[1] Wie Bruder Lustig durch Wassernot zu einem bestimmten Geständnisse gebracht werden sollte, so wurde das „Marienkind" am Schlusse des gleichnamigen Grimmschen Märchens durch Feuersnot endlich zu einem solchen gebracht.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 81, S. 139ff.; vgl. auch Bechstein, Schreiter, Berlin, S. 115.

[3] Schr. S. 142; danach söllten wir auch „hundsen" schreiben, wie ich oben getan habe, statt „hunzen".

[4] Andere Erklärung bei Schr. S. 147 u. 295.

[5] KHM Nr. 60.

[6] KHM Nr. 16.

Gruft eine Schlange auf die Leiche zu kriechen. Er zog sein Schwert und hieb sie in drei Stücke. Bald darauf kroch eine zweite Schlange aus demselben Winkel hervor, und als sie die andere tot und zerstückt liegen sah, ging sie zurück und kam bald darauf mit drei grünen Blättern im Maule zurück. Sie legte die drei Stücke der toten Schlange zusammen, wie sie zusammen gehörten, und tat auf jede Wunde eines der Blätter. Da fügte sich das Getrennte wieder an einander. Die Schlange regte sich wieder, und beide krochen zusammen fort. Der Jüngling nahm hierauf die Blätter, die auf der Erde liegen geblieben waren, legte eins davon auf den Mund der Toten und die beiden anderen auf ihre Augen, worauf sie wieder zum Leben erwachte.

Auch diese Erzählung ist uns in verwandter Form wieder in der Heldensage erhalten, nämlich in der Wölsungensage[1] von

Sigmund und Sinfiötli.

Sie schweiften einst als wilde Werwölfe in den Wäldern umher und hatten einander versprochen, falls einer von ihnen von mehr als sieben Männern zugleich angegriffen würde, ihre Hülfe gegenseitig in Anspruch zu nehmen. Dieses Versprechen brach aber Sinfiötli eines Tages, indem er sich gegen elf Männer allein wehrte. Er tötete sie, schlief jedoch alsdann vor Ermattung unter einer Eiche ein. Dort fand ihn Sigmund in Mitten der Leichen der Getöteten, weckte ihn und fragte: „Warum riefst du mich nicht?“ Sinfiötli antwortete: „Ich wollte dich nicht zu Hülfe rufen, um elf Männer zu töten.“ Grimmig sprang da Sigmund dem Sinfiötli an die Kehle und biß ihn tot. Dann schleppte er die Leiche seines Sohnes in ihre gemeinsame Hütte, wo er zerknirscht die Trolle bat, ihnen die Wolfshemden abzunehmen. Bald darauf sah er im Walde zwei Buschkatzen mit einander kämpfen, von denen die eine die andere in die Gurgel biß. Da lief jene in den Wald, holte ein Blatt und legte es über die Wunde. Sofort sprang die tote Buschkatze heil auf. Ein solches Blatt legte auch Sigmund auf Sinfiötlis Kehle, und alsbald kehrte dieser ins Leben zurück.

Sigmund und Sinfiötli haben hier Wolfshemden über ihre menschliche Gestalt gezogen und sich damit in Werwölfe d. h. Mannwölfe („Wer“ ist die deutsche Entsprechung des lat. vir) verwandelt. Sie haben aber nicht nur das Aussehen von Wölfen angenommen sondern auch deren inneres Wesen; denn sonst könnte nie und nimmer Sigmund seinem eigenen Sohne, aus so nichtigem Anlasse noch dazu, an die Kehle springen und ihn tot beißen. Er verfährt also ganz nach dem Sprichworte:

Mit den Wölfen muß man heulen[2]

und damit ist bewiesen, daß auch dieses eine Anspielung auf die Sage enthält. Es überfiel also Sigmund, um einen anderen der

[1] Raszmann, Die deutsche Heldensage, Hannover 1857 I S. 68.

[2] Der von Schr. S. 151 zu dieser Redensart beigebrachte Stoff beweist wieder, daß es sich um ein gemeinarisches Sprichwort handelt.

altgermanischen Sage entstammenden Ausdruck zu gebrauchen, eine

Berserkerwut.[1]

Die Berserker waren nämlich ähnliche Zwitterwesen zwischen Mensch und Tier, nur nicht, wie die Werwölfe, zwischen Mensch und Wolf, sondern zwischen Mensch und Bär; denn der Name bedeutet dasselbe wie „Bärenhäuter".[2]

In größerer Ähnlichkeit mit dem deutschen Märchen ist uns die Sage vom Lebenskraute vom „Kraute, das wider den Tod gewachsen ist", auch in altgriechischer oder noch vielmehr altkretischer Form überkommen in der Sage von:

Glaukos und Polyidos.[3]

Glaukos, der Sohn des Königs Minos von Kreta, fiel als Knabe beim Spielen in ein Honigfaß und ertrank darin. Alle Bemühungen der Eltern, den Verbleib des geliebten Kindes zu ermitteln, blieben erfolglos. Endlich fand es der Seher Polyidos aus Korinthos, aber nur als Leiche. Und als er diese vor Minos brachte, verlangte der König von ihm, daß er den Glaukus nun auch wieder zum Leben erwecke. Da Polyidos das nicht konnte und Minos glaubte, er wolle es nur nicht, ließ ihn der König zusammen mit der Leiche des Glaukos in ein Grabgewölbe lebendig einmauern. Als nun Polyidos so in dumpfem Brüten über sein scheinbar unabwendbares Geschick an der Bahre des Toten saß, kroch aus einer Ecke des Grabes eine Schlange hervor und ringelte sich auf den Knaben zu. Polyidos aber, der sich selbst durch sie bedroht glaubte, warf ihr einen Stein an den Kopf und tötete sie dadurch. Bald darauf erschien eine zweite Schlange. Als sie aber den toten Körper der ersten erblickte, verschwand sie wieder und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Kraute im Maule zurück. Dieses legte sie auf den Leichnam der ersten Schlange, worauf dieselbe wieder lebendig wurde und beide unter Zurücklassung des Krautes eiligst davon krochen. Polyidos aber nahm es und legte es auf das Antlitz des Glaukos. Da schlug dieser die Augen auf und erwachte wieder zum Leben. Beide machten sich nun vorüber Gehenden durch Rufen bemerkbar, wurden aus ihrem Gefängnisse befreit und vor den König geführt.

Diese Erzählung lehrt uns also, daß die alten Griechen den Schlangen ebenso eine besondere Kenntnis heilkräftiger Kräuter zuschreiben, wie es das deutsche Märchen von den drei Schlangenblättern tut. Nach anderen Überlieferungen aber gelang die Wiederbelebung des Glaukos nicht dem Polyidos, sondern dem Asklepios, d. h. also dem altgriechischen Heilgotte. Und nun wissen wir auch auf einmal, was die zwei Schlangen zu bedeuten haben, die sich um den Stab desselben herum winden. Bei den

---

[1] Vgl. BW Nr. 142.

[2] KHM Nr. 101.

[3] Roscher, a. a. O. unter Glaukos I, Sp. 1686.

Römern aber hieß dieser Gott Äsculapius, und noch heute wird auf den Feldachselstücken unserer Sanitätsoffiziere der

Äskulapstab

angebracht.

Auch das altbabylonische **Gilgamesch-Epos**[1] kennt bereits das Lebenskraut, und zwar im Besonderen als verjüngendes Kraut. Es führt nämlich dort den eigentümlichen Namen: „Als Greis wird der Mensch wieder jung", vgl. das auf S. 56 behandelte **Grimm**sche Märchen „Das jung geglühte Männlein", und die Jungfernmühle S. 201. Gilgamesch holt das Kraut aus der Jenseitswelt, es ist nicht recht klar, zu welchem Zwecke, ob zu dem, sich selber von schwerer Krankheit zu heilen, oder zu dem, seinen toten Stierfreund **Engidu** wieder zum Leben zu erwecken. Dieses Heilkraut wird dem Helden hier nicht von einer Schlange in der Unterwelt gebracht, aber dafür von einer solchen auf der Oberwelt geraubt. Solche Umkehrungen sind in der sagenhaltigen Überlieferung gäng und gäbe und spiegeln Erscheinungen am Urbilde des Mythos wider, vgl. den II. Teil.

Dasselbe Kraut begegnet auch in der **Etana-Sage,**[2] deren Herkunft aus Elam Hüsing wahrscheinlich gemacht hat.[3] Hier erscheint es als „Gebärkraut", weshalb Hüsing an die den **Rostahm** nicht gebären könnende **Rodabah** und ihres Gatten **Zal** Fahrt zu seinem Pflegevater, dem Adler erinnert, von dem er freilich nicht das Gebärkraut erhält aber dafür den Rat, der Mutter das ungewöhnlich große Kind aus der Seite zu schneiden. Auch das **Rapunzel**[4] dürfte die Mutter nicht haben gebären können und deshalb der Gatte gezwungen gewesen sein, für sie die Rapunzeln aus der Hägse Garten zu holen, die demnach also auch ein „Gebärkraut" wären; denn das Rapunzel-Märchen und die Heldensage von Zal und Rodabah sind auch wieder durch den Zug des hinauf Kletterns an den Haaren des Mädchens verbunden, der in Firdausi's Königsbuche wenigstens trummhaft erhalten ist.[5]

---

[1] KB (-Keilinschriftliche Bibliothek) VI Assyrisch-Babylonische Mythen und Epen von P. Jensen, S. 253. [2] KB VI S. 109ff.

[3] Archiv für Religionswissenschaft 1903, S. 178. [4] KHM Nr. 12.

[5] Vgl. die formvollendete, hochdichterische und allen Zauber des iranischen Orientes atmende Übersetzung der „Heldensagen des Firdusi" durch den Grafen von Schack, Stuttgart, Cotta. In Rückerts Übersetzung von Firdosi's Schahname, Berlin 1890, die sehr viel mehr davon bringt als die Schacksche, fehlt aber gerade dieses Stück.

Nach allem dem dürfen wir uns nicht wundern, daß auch der Äskulapstab nicht von den Hellenen erfunden worden ist sondern bereits im akkadischen Altertume begegnet. Eine Vase aus der Zeit des sumerischen Königs Gudea, die etwa 4½ Jahrtausende alt ist, zeigt ihn bereits.[1] —

Eben so wie Schnellfuß, Flinkhand und Scharfaug in dem auf S. 43 erörterten estnischen Märchen wird auch die Hauptgestalt der altgriechischen Heldensage „der schnellfüßige Achilleus" gleich nach seiner Geburt mit einer vortrefflichen Wundergabe ausgestattet. Seine Mutter Thetis hält ihn nämlich als Säugling über ein Feuer[2] und härtet dadurch seine Haut, daß sie wird wie ein undurchdringlicher Panzer. Er wird also von ihr einer Art von

Feuertaufe

unterzogen, wenn auch freilich in ganz anderem Sinne, als dieses Wort heute auf unsere Soldaten angewendet wird.[3] Nach anderer Überlieferung badet nämlich Thetis ihr Söhnlein im Unterweltflusse, der Styx, und macht ihn dadurch unverwundbar. Freilich, der Körperteil, an dem ihn seine Mutter bei dem Feuerbade hielt, die Ferse, blieb verwundbar. Sie ward zur

Achilleusferse,

vgl. Büchmann S. 88.

Auch Sigfrid war unverwundbar. Nur hatte er seine Unverwundbarkeit im Gegensatze zu dem griechischen Helden selber erworben. Nach dem **mittelhochdeutschen Nibelungenliede[4] badete er sich** nämlich, nachdem er den Lindwurm erlegt hatte, in dem heißen Blute desselben, und von diesem Drachenbade, das also auch ein

Blutbad

war, ward seine Haut hürnen. Nur fiel ihm dabei ein Lindenblatt zwischen die Schultern, und deshalb blieb er an dieser

---

[1] A. Jeremias ATAO (Das alte Testament im Lichte des alten Orients).

[2] Auch diese Sage war nicht nur den Griechen bekannt, sondern auch den Persern. (Eine Fassung kann man in der von Paul Ernst heraus gegebenen Sammlung 1001 Tag, Bd. I S. 68, nachlesen. Vgl. Mitra Sp. 43.) Die Sage ist also wohl auch den Germanen bekannt gewesen.

[3] Büchmann S. 44 leitet den Ausdruck aus der Bibel her und zwar aus Matthäus 3, 11; aber auch er muß zugestehen, daß der ursprüngliche Sinn in ihm nicht fest gehalten ist.

[4] Das Nibelungenlied, übers. v. L. Freytag, Berlin 1896 und 127.

Stelle verletzlich. Er hatte also gewisser Maaßen die Achilleusferse auf dem Rücken unter dem Nacken.[1] Beide aber, Sigfrid wie Achilleus, werden

hart gebadet,
abgehärtet,

würden wir jetzt sagen, und da bei beiden das Bad ein heißes war, sogar

hart gesotten,

und dieses schmückende Beiwort legen wir noch heute jedem alten Sünder bei. Hier wird vielleicht mancher einwenden, das Bild sei einfach vom Sieden der Eier hergenommen, die man weich und hart kochen kann.[2] Sie werden doch aber schließlich durch längeres Sieden auch nicht härter, so bald sie es einmal sind. Vor allem aber gebraucht man in dem bildlichen Sinne von hart gesotten auch

abgebrüht,

und dieses Wort wird nicht auf Eier angewendet und ist auch gar nicht auf sie anwendbar. Das Eigentümliche und höchst Auffällige an solchen Ausdrücken wie „hart gesotten", „abgebrüht" und ähnlichen, wie sie noch in großer Zahl hier zur Sprache kommen werden, ist ja doch, daß sie auf Menschen bezüglich gebraucht werden, und in dieser ihrer Anwendung müssen wir sie erst einmal ganz wörtlich verstehen lernen. Daß sie uns jetzt fast sämtlich als im übertragenen Sinne gebraucht erscheinen, ist Täuschung unsererseits und nur Folge der späteren Entwickelung des deutschen Volksgeistes, der nach und nach den Zusammenhang mit dem Urgrunde dieser Erscheinungen mit der Sage nämlich, aus den Augen verlor. Es liegt mit diesen Ausdrücken ähnlich wie mit dem Worte „Zweck", das wir jetzt nur noch im übertragenen Sinne verstehen, während es doch ursprünglich weiter nichts bezeichnete als ganz sinnlich „den Zweck", d. h. „die Zwecke", die in die Mitte der Schießscheibe als Ziel hinein gedrückt wurde. Nur liegt bei diesem Worte gerade keine Beziehung zur Sage vor. Der seltsame bildliche Gebrauch

---

[1] Es wäre an der Zeit, auch für die schon schrecklich abgedroschene Achilleusferse einen deutschen Ausdruck zu prägen. Nur ist es leider sehr schwer, da wir wohl für die Stelle zwischen den Schultern keine besonderen Namen haben. Wer hilft?

[2] Vgl. Schr. S. 29.

der Wörter „hart gesotten" und „abgebrüht" aber erklärt sich einzig und allein aus dieser. Der hart gesottene Sünder war, so haben wir zu schließen, ein Menschenkind, das gleich nach der Geburt im Höllenpfuhle hart gesotten und abgebrüht wurde, so daß ihm Zeit seines Lebens das Gute nichts mehr anhaben konnte und er zum Bösen voraus bestimmt blieb. Wie sich aber der Widerspruch erklärt, daß Sigfrid und Achilleus gerade keine hart gesottenen Sünder waren, sondern lichte herrliche Helden, kann erst bei Besprechung des Gegensatzes weiß-schwarz im II. Teile klar gemacht werden, so bei der Frage, wie der Weiße allmählich in den Schwarzen übergeht. Dafür aber, daß die Ausdrücke „hart gesotten" und „abgebrüht", zu denen noch

ausgekocht

hinzu zu fügen ist, wirklich dem Mythos entstammen, dafür folge hier noch einiger weiterer Beweisstoff. In der Argonautensage kocht die zauberkundige **Medeia** einen alten Bock wieder jung oder, wie wir nunmehr sagen könnten, sie siedet ihn wieder hart, sodaß er als munteres Zicklein, aus dem Kessel heraus springt. Dadurch, daß sie dies vor den Augen der Töchter des **Pelias** macht, verführt sie diese, mit ihrem alten Vater das Gleiche zu versuchen, was freilich mißlingt. Auf der

Fahrt zu **Utgardloki**[1]

schlachtete auch **Thorr** bei einem Bauern übernachtend, der nichts zu essen hatte, seine Ziegenböcke und schwang am anderen Morgen über den auf den Fellen zusammen gelegten Knochen derselben seinen Hammer **Miölnir**, worauf die Tiere wieder frisch und heil da standen. Weil aber **Thialfi**, der Sohn des Bauern, wider das Verbot des Gottes einen Schenkelknochen zerschlagen hatte, um das Marg daraus zu verzehren, lahmte der eine Bock am Hinterfuße.

Er behielt also gewisser Maaßen auch eine Achilleusferse. Auch dem **Bruder Lustig**[2] mißlang dasselbe Kunststückchen, das ihm der Heilige Petrus zwei Mal vorgemacht hatte, nämlich eine tote Königstochter wieder lebendig zu sieden. Die **Grimm**schen Märchen enthalten noch eine hieher gehörige Geschichte,

Das jung geglühte Männlein.[3]

Zur Zeit, da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmiede ein und bekam willig Herberge. Nun geschah's,

[1] Edda a. a. O. S. 334f. Vgl. MB II S. 84. [2] KHM Nr. 81.

[3] KHM Nr. 147 und dazu MB V, 1 Wolfgang Schultz R II (= Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise, Leipzig 1912, S. 101f.). Das Märchen ist verchristnet, und der Herr und Petrus haben hier die Stelle altgermanischer Götter eingenommen; vgl. auch KHM III, Anm. zu Nr. 147, Recl.-Ausg. S. 247.

daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmiede Almosen forderte; da erbarmte sich Petrus und sprach: „Herr und Meister, so dir's gefällt, heil' ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen.“ Sanftmütig sprach der Herr: „Schmied, leih mir deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen.“ Der Schmied war ganz bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein, schob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nach dem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammen schlug, und nachdem ers fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: sieh, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund, und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen hatte, ladete sie alle zum Nachtmahle. Er hatte aber eine alte, halbblinde und bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jünglinge hin und forschte ernstlich, ob ihm das Feuer hart gebrennt habe. Nie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Glut gesessen wie in einem kühlen Tau. Der Versuch, den am folgenden Tage der Schmied mit seiner alten Schwieger unternahm, scheiterte natürlich kläglich.

Nun erinnern wir uns auch der auf S. 20 erwähnten leider veralteten Wendung:

Er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Der Landgraf wird ursprünglich nicht im übertragenen Sinne durch Schmieden fest gemacht worden sein, trug er doch nach einer anderen Sage[1] stets einen eisernen Panzer unter seinen Gewändern, um gegen Meuchelmord gesichert zu sein, und deshalb wurde er der eiserne Landgraf genannt, nicht wegen seiner Unbeugsamkeit. Daß in den auf die Sage anspielenden Sprichwörtern und Redensarten der wörtliche Sinn immer älter ist als der übertragene, wird noch an einer großen Anzahl von Beispielen gezeigt werden. Es wird also tiefer liegen, wenn Karl der Große in der Sage auch der „eiserne Karl“ hieß, vgl. S. 75. Jedes Falles zeigt all dieser Stoff, daß die Ausdrücke:

hart geschmiedet,
hart gebrannt,
hart gesotten
abgebrüht und
ausgekocht

sämtlich auf gleiche Stufe zu stellen sind, und wenn die ersten beiden der Sage entstammen, so wird es auch bei den letzten beiden der Fall sein.

---

[1] DS Nr. 557.

In einem südslavischen Märchen[1]

Der Jüngling und das Wilapferd

erklärt am Schlusse „die Goldhaarige", sie werde nicht eher den von ihr nicht geliebten König heiraten, als bis jemand in kochender Stutenmilch ein Bad genommen habe. Der Jüngling, der das Mädchen unter Überwindung größester Schwierigkeiten an den Hof des Königs gebracht hat und der von ihr geliebt wird, muß das

„ausbaden."

Es gelingt ihm mit Hülfe seines Zauberrosses, das während des Badens seines Herrn die ganze Hitze in sich hinein zieht, und der Jüngling wird dadurch dreimal schöner als früher. Das Bad ist also hier kein Verhärtungsbad oder Verjüngungsbad sondern ein Verschönerungsbad, was allerdings mit dem Verjüngungsbade auf eins hinaus kömmt. Das reizt aber den König, nun auch seinerseits in die kochende Stutenmilch hinein zu steigen. Jetzt läßt jedoch das Wilapferd wieder alle Hitze aus seinen Nüstern in das Bad hinein, und der König stirbt eines jämmerlichen Todes. An seiner Stelle heiratet der Jüngling die Goldhaarige.

Dem Könige wurde also gründlich

das Bad besorgt.

Das haben auch die Stiefmutter und die Stiefschwester der jungen Königin in dem Grimmschen Märchen „Brüderchen und Schwesterchen"[2] getan. Sie trugen sie nämlich nach ihrer Niederkunft in die Badestube, hatten aber „ein rechtes Höllenfeuer" angemacht, daß die Wöchnerin bald ersticken mußte. Sie hatten ihr also tüchtig

eingeheizt.

Sehr auffällig wirkt in diesem Zusammenhange die Antwort, die in Schillers auch nach einer Sage gearbeitetem „Gang nach dem Eisenhammer" die Knechte am Eisenofen auf Fridolins Frage, ob des Grafen Gebot geschehen sei, grinsend geben:

Der ist **besorgt** und aufgehoben.

In der ursprünglichen Fassung dieser Erzählung ist auch Fridolin selber im Eisenofen gewesen, nur daß er die

Feuerprobe[3]

bestanden hat, während sie Robert sehr schlecht bekömmt. In dem Grimmschen Märchen „Die sechs Diener"[4] sagt „der

---

[1] Friedrich S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven. Leipzig o. J. I. Bd. Nr. 80. Vgl. MB II, 2 G. Hüsing, Die iranische Überlieferung S. 57.

[2] KHM Nr. 11.

[3] Vgl. BW Nr. 347 „er hat die Feuerprobe bestanden"; nach Aufdeckung des Zusammenhanges dieser Wendung mit der Sage erübrigt sich die Annahme einer Übertragung vom Golde auf den Menschen.

[4] KHM Nr. 134.

Frostige", der desto mehr friert, je heißer es ist, und dem desto heißer wird, je kälter es ist, als er drei Tage (und drei Nächte) auf einem brennenden Scheiterhaufen gesessen hat und nach Verlaufe derselben wie ein Phönix in der Asche lebend steht und wie Espenlaub zittert: „Einen solchen Frost habe ich mein Lebtag nicht ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt."

Die Brücke zwischen der Quelle zu Schillers Ballade und dem eben besprochenen südslavischen Märchen bilden zwei sicilianische Märchen,[1] in denen an Stelle der kochenden Stutenmilch ein feuriger Ziegel- bzw. Kalkofen steht. Der Jüngling muß sich in ihn hinein stürzen, nachdem er drei Tage und drei Nächte geheizt worden ist. Auf den Rat seines Zauberpferdes hat er sich aber vorher den ganzen Leib mit dem Schweiße bzw. Schaume desselben eingerieben und besteht die Feuerprobe. Er hat sich also vorher

in Schweiß gebadet.

Er muß gewisser Maaßen erst eine Wassertaufe mit sich vornehmen, ehe er die Feuerprobe wagen kann. Nun aber stellt die Prinzessin an den König das gleiche Ansinnen. Dieser befragt den Jüngling, was er gemacht habe, um nicht zu verbrennen — vgl. die Befragung des jung geglühten Männleins durch die Schwieger des Schmiedes — und erhält die Antwort, er habe sich mit Fett eingeschmiert, worauf der König natürlich sofort von den Flammen verzehrt wird. Bei der Verchristnung der Fridolin-Sage wurde die Feuerprobe in einen Kirchgang gemildert. Auch Sigfrid besteht einmal auf seinem treuen Rosse Grani eine solche, indem er nämlich die Waberlohe durchreitet, von der die schlafende Brunhilde umlodert ist.

Eine Feuerprobe ist es auch in gewisser Weise, wenn Mucius Scaevola d. h. Linkhand nach Mißglücken seines Anschlages auf das Leben des Rom belagernden Etruskerkönigs Porsena mit Folter und Tode bedroht, zum Zeugnisse seiner Standhaftigkeit und Verschwiegenheit seine rechte Hand in das Feuer des nahen Altares streckte und verbrennen ließ. Auf diese Geschichte spielt die Wendung an:

Ich lege meine Hand dafür ins Feuer.

---

[1] Laura Gonzenbach, Sicilianische Märchen, Leipzig 1870, Nr. 30 und 83; vgl. auch die Anm. Rh. Köhlers zu diesen Märchen.

Sie entstammt also eigentlich einer altrömischen Sage. Auch hier ist die Brücke zur germanischen Götterwelt leicht zu schlagen, in so ferne als dieser altrömische Held, hinter dem sich natürlich ein altrömischer Gott verbirgt, als Einhändiger eine Entsprechung des einarmigen Schlacht- und Schwertgottes Tyr-Ziu sein dürfte, um so mehr als Tyr seinen rechten Arm zur Bekräftigung eines heiligen Eides der Asen in den Feuer speienden Rachen des Fenriswolfes steckte und dadurch verlor, daß dieser, aus Wut über die Meineidigkeit der Asen, den Rachen zuschnappte.

Es kann einem also, wenn man sich in ein gefährliches Unternehmen einläßt, dabei ähnlich ergehen, wie dem Mucius Scaevola, nämlich daß man

sich dabei die Hand oder **die Finger verbrennt,**

oder, wenn man mit der Zunge fehlt,

sich die Zunge verbrennt,

und für einen so durch Schaden klug Gewordenen gilt das Sprichwort:

Gebrannt Kind scheut das Feuer.

Hieher gehört auch noch

sich den Mund verbrennen,

und so wird wohl auch das Gaukelkunststück des Feuerfressens wie so viele andere der Sage entstammen.

Rudolf Baumbach erzählt in seinen „Abenteuern und Schwänken“,[1] die sämtlich „alten Meistern nacherzählt“ sind:

Der Stein des Virgilius.

Ein weiser Meister war Virgil,
ein Zaubrer auserkoren;
von seinen Künsten melden viel
die heidnischen Scriptoren.
Es gab von seiner Meisterhand
ein steinern Mannsbild Kunde.
Dasselbige am Markte stand
zu Rom mit offnem Munde,
und wer von Eid und Treue ließ
und hatte falsch geschworen
und in den Mund die rechte stieß,
dem ging die Hand verloren.
Das Zauberbild mit einem Biß
Die rechte von dem Arme riß.

[1] Rudolf Baumbach, Abenteuer und Schwänke .alten Meistern nacherzählt, Leipzig 1893.

Wer erinnert sich hier nicht des bekannten Gellertschen Gedichtes:

Der Bauer und sein Sohn.

Letzterer hat auf Reisen, die er mit seinem Junker gemacht hat, die Gabe, recht dreist zu lügen, sich erworben. Er will seinem Vater vorreden, daß er bei Haag einen Hund gesehen habe, der größer war als das größte Pferd. Der Bauer vergilt Gleiches mit Gleichem und behauptet, sie würden nach einer kleinen Weile zu einer Brücke kommen, auf der ein Stein liege und wenn man an demselben Tage gelogen habe, so stolpere man über diesen und bräche sogleich ein Bein. Je näher nun der Knabe der gefürchteten Brücke zu kommen glaubte, desto mehr zieht er von seiner Aufschneiderei ab. Erst verkleinert er den Hund zur Größe eines Ochsen, dann eines Kalbes. Endlich als sie wirklich an die Brücke kommen, gibt er zu, daß der Hund nur so groß war, wie alle Hunde sind.

Eine Zeile dieses Gedichtes ist denn auch im Sinne Büchmanns zum „Geflügelten Worte“ geworden, nämlich:

die Brücke kommt. Fritz, Fritz! Wie wird dir's gehn.

Nun hat aber dieses Gedicht eine Erzählung des Burchard Waldis „vom lügenhaften Jüngling“ zur Quelle, d. h. der Schwank dürfte auf ein viel höheres Alter zurück blicken, als wir zunächst ahnen. Nach dem Glauben der Huronen gehen die Seelen der Verstorbenen auf einem Baumstamme über den Totenfluß, wobei manche (offenbar doch die Bösen z. B. die Lügenhaften) von den Wächtern der Brücke oder einem Hunde angegriffen und hinab gestürzt werden.[1] Man bekreuzige sich nicht, daß ich so weit in die Ferne schweife. Auch das amerikanische Sagengut ist zum größten Teile, vielleicht sogar durchgängig, arischer Herkunft.[2] Es handelt sich im Grunde um die altiranische Brücke Tschinwat, über die die Guten, die das Gericht bestanden haben, zur Seligkeit eingehen.[3] Es ist keine andere als die nach Wallhall führende Brücke Bilröst, über die die Riesen nicht gehen dürfen, und als die goldbelegte über den Höllenfluß Gjoll führende Brücke, über die Hermoder zur Hel ritt, um seinen Bruder Balder zurück zu holen. An ihr wachte der Höllenhund Garm, der Odin auf seinem Ritte zur Seherin blutbefleckt entgegen kam und ihn bellend verfolgte aber doch nicht abwehren konnte.[4]

[1] Peschel, Völkerkunde S. 298.

[2] G. Hüsing, Iranische Mythologie S. 38, Göll, Ill. Myth. S. 342.

[3] Edda übers. von Gehring, S. 16.

[4] Wahrscheinlich ging der Weg der Entlehnung über Indien; man lese nur Leopold v. Schroeders Abschnitt über Kerberos (Denkschriften der Wiener Akademie Bd. 58, Abh. 3, S. 85ff.), der als Sarwara auch den Iraniern bekannt (vgl. Hüsing, Iranische Überlieferung S. 159).

Das Sprichwort:

Wenn das Wort eine Brücke wäre,

spielt also gleichfalls auf die Sage an und ist älter als das Gellertsche und das Burchard Waldissche Gedicht und weder aus jenem noch aus diesem geflossen entgegen Büchmann[25] S. 115; denn sonst müßte es ja vielmehr lauten:

Wenn das Wort ein Stein auf der Brücke wäre.

Die beiden Gedichte enthalten ein und dasselbe Motiv, das wir den Wahrheitsweiser nennen könnten, in zwiefacher Ausprägung nämlich als Lügenstein und als Lügenbrücke, über einander geschoben. Jedes Falles ist es mythisch:

Feuer-steinern Mannsbild oder einfach Stein-Brücke.

Daß die Brücke aber weiter auch der späterhin genauer erörterten Waberlohe entspricht, zeigt allein schon die Erwägung, daß kein Furchtsamer die Waberlohe durchschreiten darf, wie kein Lügenhafter die Feuerprobe aushalten oder die Brücke überschreiten kann. Nur so wird es verständlich, wenn in den Grimnismal von der Brücke der Asen gesagt wird, daß sie „in brennender Glut stehe". Auch im Felde fand ich einmal eine gelungene Anspielung auf die Sage von der Lügenbrücke. Da war nämlich an einer von unseren Feldgrauen geschlagenen Brücke eine Tafel angebracht mit der Inschrift:

Achtung!
Passage für Jägerlateiner
mit Lebensgefahr verbunden.

In einem ungarischen Märchen soll der Held über eine Brücke von Rasiermessern gehen.[1] Dazu gehört auch ausgesprochener Mut. Wer etwa auf dieser Brücke stehen bleibt, der

steht auf des Messers Schneide,

d. h. er schwebt, da es die Brücke in die Jenseitswelt ist, zwischen Leben und Tod. Die Redensart wird jetzt freilich nur von Sachen gebraucht, deren Entscheidung in allernächster Zukunft erfolgen muß;[2] vgl. auch das Auslosen mit:

Messer oder Schneide

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 127 S. 227. Man vergleiche die Speerbrücke in Goethes Märchen.

[2] Vgl. BW Nr. 434: „Eine der berühmten Statuen des griechischen Bildhauers Lysippos war die Allegorie des Kairos oder des günstigen Augenblicks. Der Künstler hatte ihn dargestellt auf einer Kugel stehend in der einen Hand die Wage, in

In Schlesien sagt man von einem stumpfen Messer:

Auf dem Messer kann man ja nach Breslau reiten.

Auch diese Wendung läßt sich offenbar nur aus dem hier besprochenen Zusammenhange heraus verstehen.[1]

Aber nun zurück zum Feuerbade. Auch Odin selber macht einmal ein solches durch, nämlich als er sich bei Geirröd

zwischen zwei Feuern

befand.[2] Es wird wohl das Lebensfeuer und das Todesfeuer, entsprechend der Lebensfackel und der Todesfackel, vgl. S. 33f., gewesen sein.[2] Odin befand sich also damals wirklich recht sehr

in der Brenne.

Zu „in der Brenne sein" vergleiche man „in der Klemme sein" auf S. 162. Die Redensart

zwischen zwei Mühlen sich befinden,
sich zwischen zwei Stühle setzen

wird wohl nur eine Abschwächung der Redensart „zwischen zwei Feuern" und deshalb gleichfalls mythisches Ursprunges sein, zumal da nach einer Überlieferung Odin von Geirrod gezwungen wird, sich auf einen Stuhl zu setzen, der zwischen zwei Feuern aufgestellt ist. Dort wird es natürlich sehr heiß gewesen sein, und Odin wird an einem bestimmten Körperteile ein brennendes Schmerzgefühl gehabt haben wie derjenige, der

sich in die Nesseln setzt.

Dat Krut kenn ick, sä de Düwel, da sett he sick in de Brennnetteln.[3]

Der Teufel ist in der Volkssage häufig an Stelle des Odin der Göttersage getreten. Überhaupt ist der Stuhl ein oft wieder kehrendes mythisches Motiv, vgl. z. B. den Stuhl des Schmiedes von Jüterbog, aus dem sich niemand, der sich darauf gesetzt hat, gegen den Willen des Besitzers wieder erheben kann. Der

---

der anderen das Schermesser (weil die Entscheidung auf der Schneide des Messers ruht)".

[1] Schr. S. 53: „Von einem stumpfen Messer sagt man, auf ihm könne man **nach Rom reiten** (ohne auf diesem Pferde oder Sattel sich durchzureiten)." Gerade die Nennung Roms macht die Herkunft der Redensart aus der Sage nur noch wahrscheinlicher, vgl.: „Es führen viele Wege nach Rom, (aber keiner heraus)" S. 166 und: „Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden" S. 167.

[2] Vgl. Schr. S. 28 **„Zwischen zwei Feuer geraten"** und BW Nr. 345 **„Zwischen zwei Feuer kommen".** Beide wollen die Redensart aus dem Kriegsleben ableiten; aber das Bild ist sicher älter als der Gebrauch der Feuerwaffen.

[3] G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter II[7] Langensalza 1906, S. 60.

Betreffende ist also alsdann in dem Stuhle fest geklemmt, vgl. in die Klemme bringen S. 162. Auch in folgender Erzählung der jüngeren Edda spielt der Stuhl eine bedeutende Rolle:

Thorr bei Geirrod.[1]

Als Thorr zu Geirrod kam, war dort kein anderer Platz zum Sitzen als ein einziger Stuhl. Auf diesen setzte sich Thorr. Da hub sich der Stuhl unter ihm zum Dache empor. Thorr stemmte daher den Stab Gridarwol gegen das Dach und drückte mit dem ganzen Gewichte seines Leibes den Stuhl nieder. Da entstand ein heftiges Geschrei, und kurz darauf hörte man ein Knacken. Es hatten nämlich Geirrods Töchter Gjalp und Greip unter dem Stuhle gesessen, und er hatte beiden das Rückgrat zerbrochen. Da sprach Thorr:

Einmal hab' ich all' meine Kraft
im Riesenreiche gebraucht,
als Gjalp und Greip, Geirrods Töchter,
mich huben zum Himmel empor.

In seiner Jugend lernte Sigfrid das Schmiedehandwerk. Seine Lehrmeister waren Regin bzw. Mime. Die Überlieferungen gehen in den Namen derselben aus einander. Ein anderer kunstreicher Schmied der altgermanischen Heldensage war Wieland. Der Schmied ist überhaupt eine der Hauptgestalten der arischen Ursage. Bei den alten Iraniern hieß er Kawija, bei Firdousi Kaweh, bei den alten Indern Twaschtar, bei den Hellenen Hephaistos bzw. Daidalos.

Odin und Rinda.

Auch Odin tritt einmal als Schmied auf, nämlich als er das zweite Mal um Rindas Gunst wirbt. Um nicht wieder erkannt zu werden, hat er fremde Kleider angelegt und sein Antlitz geschwärzt (über den schwarzen Odin vgl. II. Teil). So schmiedet er für sie mehrere Ringe und ein kostbares Armband, kann aber auch durch diese Geschenke den Sinn der Jungfrau nicht beugen.[2]

Auch bei Loki finden sich zahlreiche Spuren des Schmiedehandwerkes. Zwar verfertigte er selber keine Schmiedearbeiten, gab aber solche in Auftrag. Als er der Gattin Thors aus Bosheit alles Haar abgeschnitten hatte, ließ er durch die Söhne Iwaldis neues goldenes schmieden und außerdem den Speer Gungnir und das Schiff Skidbladnir herstellen. Dann reizte er durch die Behauptung, daß niemand den Söhnen Iwaldis in der Schmiedekunst gleich käme, den Zwerg Brokk, den Eber Gullinbursti, den Ring Draupnir und den Hammer Mjölnir zu schmieden. Aber der altarische Schmiedegott war zugleich auch ein Schicksalsgott, der die Geschicke der Götter und Menschen,

[1] Edda, übers. von Gering S. 363.
[2] Saxo Grammaticus, Jantzen, S. 126.

der Sippen, Stämme und Völker ebenso schmiedete, wie die Nornen sie spannen und webten. Nun stiftet Loki fortwährend Unfriede zwischen den Asen und Riesen, indem er

Ränke schmiedet,

durch die sie beständig gegen einander gehetzt werden. Er ist also das Urbild eines

Ränkeschmiedes

und **Lügenschmiedes,**

wie ihn auch Freyr in der Lokasenna den „Schmied alles Bösen"[1] nennt und Regin, der seines Zeichens wirklich ein Schmied ist, in den Fafnismal von den Spechtmeisen „der Ränkeschmied (*bolva smiðr*)" genannt wird.[2] Wenn einer nicht Lügen und Ränke sondern Verse und Reime schmiedet, so nennt man ihn nicht ohne spöttischen Beigeschmack einen

Verseschmied

oder **Reimschmied.**

Dieses Bild malt Herman Kurz in seinem „Witwenstüblein", wo er die törichte Gepflogenheit der damaligen württembergischen höheren Schulen, von den Zöglingen selbstgemachte lateinische Verse zu verlangen, mit köstlichem Hohne geißelte, breiter aus mit den Worten:

„Ist es denn auch wirklich ein Mirakel, ein Dichter zu sein oder in einem anderen Menschen ein dichterisches Bewußtsein anzuregen? O keines Wegs, vielmehr ist jeder natürliche, das heißt, seinem Volke und seiner Sprache getreue Mensch in den ungetrübten Stunden seines Lebens ein Dichter und trifft selbigen Nagel so gut, ja oft noch besser als der größte Künstler auf den Kopf, den Nagel meine ich, den er nicht erst zu schmieden braucht, weil ihm derselbe gewachsen ist, nämlich das rechte Wort in der rechten Sprache. . . . Wozu sollten also wir arme kleine Schmiedezunft, die wir erst in die Lehre gingen und das Lernen so nötig hatten, ein Eisen zu gießen versuchen, das selbst alte Meister nicht ganz weich hämmern und noch viel weniger zum Schmelzen bringen konnten."[3]

Auch

den Nagel auf den Kopf treffen

hängt also mit dem der Sage entstammenden Bilde des Verseschmiedes und weiterhin des Schmiedes seines eigenen Glückes, des Schicksalschmiedes zusammen. Der Held der auf S. 69 erzählten Volkssage vom Stocke im Eisen in Wien ist Nagelschmied.

[1] Edda, übers. v. Gering S. 37.
[2] Edda, übers. v. Gering S. 208.
[3] Herman Kurz in Max Hesses Volksbücherei Nr. 134–135 S. 87.

Das Bild vom „Verse schmieden" liegt auch der Wendung:

Die letzte Feile anlegen

zu Grunde, die auch lateinisch belegt ist.[1]

Im Übrigen ist der Schmiedegott nur eine bestimmterè Ausprägung der mythischen Gestalt des „Kunstreichen", und dieser kann auch ein Künstler in Holz, ein Holzbildhauer oder Tischler sein (Er ist z. B. der Anfertiger des „Tischlein-deckdich" KHM N. 36). Das muß ja z. B. Daidalos zugleich gewesen sein; denn er verfertigte der Pasiphae, der Gattin des Minos, eine hölzerne Kuh, die so natürlich aussah, daß es der Kreterin gelang, sich, in ihr verborgen, von einem Stiere begatten zu lassen. Ein hölzernes Kalb gibt auch „das Bürle" des Grimmschen Märchens dem Gemeindehirten mit auf die Weide. Als Tischler aber faßt noch Ferdinand Raimund, der bekannte Wiener Verfasser der dramatischen Zaubermärchen das Schicksal auf, wenn er singt:

Das Schicksal setzt den Hobel an
und hobelt alles gleich,

vgl. Büchmann S. 220. Merkwürdiger Weise ist nämlich auch im Fränkischen „Hobel" ein Ausdruck für Teufel.[2] Es werden also weniger die Menschen als die Schicksale sein, die den Menschen zurecht hobeln, und darum ist auch derjenige, dem es im Leben stets gut gegangen ist, für gewöhnlich

ein ungehobelter Mensch[3] –

ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Ein heutiges Sprichwort sagt freilich:

Jeder ist seines Glückes Schmied.

Es wird so recht beleuchtet durch die bekannte Sage vom „Schmiede von Jüterbog". In Jüterbog nämlich war der Teufel

vor die rechte Schmiede gekommen;[4]

---

[1] Vgl. BW Nr. 333.

[2] Vgl. Schr. S. 511: „Wei, der Hobel." Nur ist Schr.s Vermutung, daß eine gewisse Klangähnlichkeit mit Deubel zu diesem Glimpfworte geführt habe, nach obigen Ausführungen unhaltbar.

[3] Es wird also nichts sein mit Schr.s vernünftelnder Erklärung S. 294; vgl. auch noch besonders die von ihm angeführte Redensart:

Der **soll den Hobel fühlen** (derb gezüchtigt werden).

[4] BW Nr. 1046 ahnt noch nicht den tiefen Hintergrund dieser Redensart, drückt aber seine Verwunderung über das „merkwürdig vollständige Gleichnis" aus, „daß der auch bildlich gut beschlagen ist, der vor die rechte Schmiede gegangen ist."

denn der pfiffige Meister hielt, als der Teufel ihn holen wollte, seinen Kohlensack vor das Schlüsselloch, so daß der Teufel, der nur diesen Eingang in die Schmiede hatte, in diesen hinein geriet. Und wie der Schmied in der Ruhla den Landgrafen Ludwig hart schmiedete, so daß er fortan „der Eiserne" hieß, so ließ nun der Schmied von Jüterbog den Teufel, über dem er den Kohlensack blitzschnell zugebunden hatte, von seinen Gesellen auf dem Amboße ordentlich weich schmieden.[1] Der Teufel mag schließlich bei sich selber gedacht haben:

Das soll der Teufel aushalten!

Und so schwur er denn endlich „bei allen Teufeln", den Schmied niemals zu holen. Dann erst durfte er aus dem Kohlensacke wieder heraus schlüpfen und in die Hölle zurück kehren. Dieser Schmied war also im eigentlichen und wörtlichen Sinne „seines Glückes Schmied". Und wenn wir uns fragen, warum dieses Sprichwort gerade das Bild vom Schmiede gebraucht, so ist die Antwort darauf wieder: Das kann auf nichts anderes zurück gehen als auf die Sage. Im übrigen führt uns dieses Sprichwort ebenso wie die Redensart „er hat sein Leben verwirkt", vgl. S. 40, die allmähliche Loslösung der deutschen Volksseele vom altgermanischen Schicksalsglauben vor Augen, indem es betont, daß jeder selber Herr über sein Geschick ist und daß es ihm nicht von einer über ihm schwebenden unerbittlichen Macht aufgedrückt wird; denn es wird auch oft in dem Sinne gebraucht: Er hat sich sein Unglück selber zuzuschreiben, etwa wie wir auch sagen:

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, aber auch seine Hölle[2]

Nach Büchmann[25] S. 411 wäre das Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied" römisches Ursprunges. Der hier zusammen

[1] Nach einer von Schr. Nr. 53 S. 367 mitgeteilten Fortsetzung hat der Landgraf nach etlichen Jahren strengen Herrschens wiederum die Waldschmiede aufgesucht in der Hoffnung, wegen seiner Strenge sein Lob aus dem Munde des Schmiedes zu vernehmen. Statt dessen habe er denselben das Eisen hämmern hören unter dem Rufe: „Landgraf, werde weich!"

[2] Diese allmähliche Loslösung vom Schicksalsglauben, nur nicht vom schmiedenden sondern vom spinnenden Schicksale, zeigen auch die von BW Nr. 312 zusammen gestellten Wendungen:

Seinen Faden spinnen
keinen guten Faden spinnen usw.
keine Seide bei etwas spinnen.

Doch fehlt bei BW jeder Hinweis auf die Sage als Quell dieses sprachlichen Bildes.

gestellte Stoff widerlegt diese Behauptung. Es handelt sich vielmehr wieder um ein gemeinarisches Sprichwort.

Das Bild des Schmiedens lebt auch sonst noch bildhaft in unserer Sprache weiter fort:

Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist,

sagt ein deutsches Sprichwort. Nicht nur Ränke, Lügen und Reime, auch Pläne werden geschmiedet. Die französische Fassung des Sprichwortes

Übung macht den Meister

lautet:

A force de forger on devient forgeron.

Endlich schwebt es auch noch Goethe — gewiß vielleicht nur unbewußt, aber das ist ja gerade um so beherzigenswerter — vor in den Versen des Prometheus.

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
die allmächtige Zeit?

wobei das Auffällige ist, daß die Zeit und der Schmied mythisch tatsächlich das Gleiche sind, wie der II. Teil zeigen wird. Andererseits

spann Loki lauter Lügengewebe
und Truggewebe.

Beide Tätigkeiten der Schicksalsgottheiten, das Schmieden wie das Weben, haben also in unserer Sprache noch bis auf den heutigen Tag reichlich Spuren hinterlassen, deren Erwähnung z. T. schon bei den Nornen vorweg genommen werden mußte. Aber Loki ist auch der Erfinder des Netzes, und noch heute lautet ein deutsches Sprichwort:

Schlechte Ratgeber sind des Teufels Netzweber.[1]

Wenn wir Bismarck gerne als

des deutschen Reiches Schmied

oder kurz den

Reichschmied

feiern, der das deutsche Reich

mit Blut und Eisen zusammen geschweißt

hat, so liegt doch auch in diesem Bilde noch ein Nachklang aus grauer, sagenbildender Vorzeit.

---

[1] G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter, II. Bd.[?] Langensalza 1906, S. 51.

Wilhelm I. hat den Ausspruch getan:

Bismarck hat das Schwert geschmiedet,
Roon es geschärft
und Moltke es geführt.

Gemeint ist das

Reichsschwert

und dieses ist ein Heiliges Schwert, wie die Sage eine Heilige Lanze, z. B. die Lanze von Antiochia und einen Heiligen Speer, nämlich den Speer Gungnir des Götterkönigs Wotan kennt.[1] Unseren Vorfahren war das Schwert ihr Gott, der Schwertgott Ziu (Tyr). Darum wurde es dem Könige und obersten Richter als Sinnbild seiner Macht und Herrschaft voran getragen.

In Zeiten nationaler Aufrüttelung greift das Volk ganz von selber und schier unbewußt in seine eigene Vergangenheit zurück auf die großen völkischen Erinnerungen, aber nicht bloß auf die geschichtlichen sondern besonders auf die vorgeschichtlichen. In Zeiten des Weltkrieges ist in Wien zuerst die Sitte aufgekommen, in eine hölzerne Nachbildung eines alten Wahrzeichens der Stadt — des Stockes im Eisen an dem Hause und Platze gleiches Namens — eiserne Nägel einschlagen zu lassen. Diese Sitte stammt aus der Sage:

Der Stock im Eisen in Wien.[2]

Ein Schlosserlehrling entwendete einst seinem Meister einen sehr kunstvoll geschmiedeten Nagel und entlief damit. Aber schon in dem großen Walde, der das zu dieser Zeit noch ziemlich kleine Wien umgab, verirrte er sich. Um sich zurecht zu finden, merkte er sich einen besonders auffallenden Baum. Nach welcher Richtung er aber von diesem ausging, immer kam er wieder zu ihm zurück. (Wald = Labyrinth = Wielandhaus.) Da meinte er, daß der Nagel daran schuld sei, und schlug ihn, um sein los zu werden, in den Baum. Plötzlich erschien ihm der Teufel und sprach zu ihm: „Du warst wohl im Stande, den Nagel in den Baum zu schlagen, nicht aber, einen ebensolchen zu schmieden. Wärest du das und könntest du außerdem ein Schloß herstellen, das von niemandem zu öffnen wäre,[3] so wäre dir geholfen. Das zu lernen brannte der Junge und ging mit dem Teufel einen Vertrag ein, in dem er ihm seine Seele verschrieb. Nun wurde er durch seine Künste ein schwer reicher Mann, und zum Zeichen, daß er seinen Meister übertroffen habe, schlug er einen von ihm selber geschmiedeten eben so kunstvollen Nagel neben den alten, den er in seiner Lehrzeit hinein getrieben hatte, in den Baum, ließ diesen darüber absägen, so daß nur der Stock übrig blieb, um-

[1] Bei den Persern der Speer des Kawus, vgl. Hüsing, Rostahmsage S. 1.

[2] Sepp, Altbairischer Sagenschatz. Auf diese Sage hat mich mein Schüler Hanns Niggemann aufmerksam gemacht.

[3] Das Schloß, das niemand öffnen kann, ist ein Gegenstück zu dem Nachschlüssel, der alle Schlösser öffnet, zum Dietrich und zur Sprengwurzel, vgl. S. 174ff.

legte ihn mit einem starken Eisenringe und hängte an denselben eins seiner von niemand zu öffnenden Kunstschlösser. Viele seiner Zunftgenossen maßten sich seitdem an, das Schloß an dem Eisenringe zu öffnen; keiner vermochte es. Als Wien immer größer wurde, ließ man den Stock im Eisen als Wahrzeichen stehen, wie weit der Wienerwald einst gereicht habe. Jeder wandernde Schlossergeselle aber, der vorüber kam, schlug einen Nagel in den Stock, so daß er endlich über und über mit Nägeln bedeckt war.

Dieser benagelte Baum der Altwiener Volkssage hat aber bereits in der altgermanischen Göttersage sein Vorbild. Während der Götterdämmerung war die Weltseche ganz verdorrt; nach derselben aber hängte Wotan seinen Schild an sie, worauf sie wieder zu grünen begann. Er wird seinen Schild an den Baum genagelt haben, und das Anhängen bzw. Annageln des Schildes ist in der Volkssage zum Anhängen eines kunstvollen Schlosses und zum Benageln des ganzen Baumstockes geworden. Alles dies gab ja dem Baume gewisser Maaßen eine eiserne Rüstung und machte ihn zu einem eisernen. Der Held der Wiener Volkssage verfertigt kunstvoll Schlösser und Nägel. Er ist also nicht nur Schlosser sondern auch Nagelschmied, d. h. hinter seinem Handwerk verbirgt sich wieder das Schmiedehandwerk und zwar, wie der soeben aufgedeckte Zusammenhang mit der Göttersage zeigt, besonders das des Waffenschmiedes.

Wenn man in Bremen das gleiche Verfahren an einer hölzernen Nachbildung „Rolands des Riesen am Rathaus“ geübt und so einen

Eisernen Roland

hergestellt hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß der Roland, das Wahrzeichen so vieler niedersächsischen Städte, ein altehrwürdiger Zeuge vorchristlich-germanischer Bildnerkunst ist und einen altdeutschen Gott darstellt, den Gott des Rechtes, dem in der altnordischen Überlieferung Forseti, „der Vorsitzer“, der Sohn Balders entspricht.[1] Und so kann der

[1] Da ich weiß, daß die Rolandbilder auch anders gedeutet werden, führe ich hier die Gründe an, die mich zur Gleichsetzung Rolands mit Forseti geführt haben. Wie bei Saxo Grammaticus Balder und Hoder fortwährend Zweikämpfe um Nannas Willen ausfechten, so tun dies in der altfränkischen Heldensage Roland und Oliver um Aldas Willen. Es verhalten sich also:

Balder: Hoder: Nanna – – Roland: Oliver: Alda.

Später werden zwar Roland und Oliver Freunde. Trotzdem aber erscheinen immer wieder Spuren des ehemalig feindlichen Verhältnisses zwischen ihnen. Gegen Ende der Schlacht im Tale Roncevalles haut z. B. der durch das Aufsteigen der

geistvolle, glückliche und wirklich tiefe Gedanke des Künstlers gar nicht genug gepriesen werden, der für das Bismarckdenkmal in Hamburg die über ganz Niedersachsen verbreiteten steinernen Rolande zum Vorbilde nahm und seinen Bismarck diesen Standbildern anglich, die ebenso wie die geschnitzten Rübenzagelfiguren meiner schlesischen Heimat altgermanische Götterbilder sind. Der auch baukünstlerisch sehr wirkungsvolle Gedanke stellt also endlich einmal wieder einen frischen, draufgängerischen und höchst gelungenen Versuch dar, von der in der Bildhauerei immer noch herrschenden Hellenomanie sich zu befreien.

In Hamburg stellte man auf dieselbe Weise wie in Bremen den eisernen Roland einen

Eisernen Michel

her, vom Volke kurz „Michel" gesprochen. Dieser Name ist

Todesschatten blind gewordene Oliver statt auf die Saracenen auf Roland los, in gleicher Weise wie nach der Edda der blinde Hoder ahnungslos auf Balder die Tod bringende Waffe schleudert. Bei Rolands Tode erfolgen ähnliche Zeichen wie bei dem Tode Balders. Das Rolandlied schildert sie uns mit den Worten:

„In Frankreich weht ein wunderbarer Sturm,
Unwetter ist mit Donner und mit Wind,
und Regenguß und Hagel ohne Maß,
die Blitze fahren nieder dicht und häufig,
und ein Erdbeben spürt man dort fürwahr
von Saint Michel de Paris bis nach Sens
von Besancon bis an den Port von Wissant.
Die Mauern spalten sich in allen Häusern,
und große Finsternis ist gegen Mittag,
und Licht ist nur, wenn sich der Himmel aufreißt.
Das sah kein Mensch, der nicht in Grauen kam,
und mancher sprach: „Dies ist der Endetag!
Es bricht herein der Untergang der Welt!" —
Sie wissen's nicht und reden nicht die Wahrheit:
das ist der Jammer um Held Rolands Tod."

(Das Rolandslied, übers. von Wilhelm Hertz, Stuttgart 1861.)

Die Stelle verrät freilich auch eine wohl absichtliche Angleichung an die Eräugnisse beim Tode Christi. Wie der Nanna so bricht auch der Alda um den Verlust des Geliebten das Herz. Roland ist also die gleiche Mythengestalt wie Balder. Wenn aber die Sage Forseti einen Sohn Balders nennt, so dürfen wir schließen, daß Forseti nur einer der vielen Beinamen Balders gewesen sein wird, unter dem dann wieder eine besondere Gestalt von ihm abgespalten wurde wie Sleipnir von Loki als Stute. Folglich ist auch Forseti = Roland, und das stimmt zu dem anerkannten Sinne der Rolandbilder. Welche Irrwege die Deutung derselben bisher gegangen ist, darüber vergleiche man Hertslet a. a. O. S. 165.

nämlich nur eine erst in christlicher Zeit vorgenommene Umdeutung eines altdeutschen Götternamens, des Michel, nach dem der Michelstein am Harze und der Michelsberg im Zabergaue, der auch Gudins- oder Wudinsberg heißt, benannt sein sollen. Michel, d. h. der Große wird demnach ein Beiname Wotans sein,

dummer Michel = dummer Teufel

zu welchem Wotan in der mittelalterlichen deutschen Volkssage herab gesunken ist, vgl. S. 174ff. Dieser Michel war, zu einer Gestalt mit dem Erzengel Michael verschmolzen, auf dem Banner dargestellt, mit dem die Deutschen früher in die Schlacht zogen. Nach ihm wird das deutsche Volk noch heute von ihm selber und von den Ausländern als

der gute, dumme, deutsche Michel[1]

verspottet, vor dem diese wohl doch nach und nach ein gelindes Grauen bekommen haben werden.

„Wer sich wohl bewahrt will han,
der bind nicht mit den Deutschen an."

Dortmund hat im Weltkriege einen

Eisernen Reinold

gehabt. Dieser Reinold ist der Hauptheld der altfränkischen Sage von den vier Haimonskindern. Als nämlich seine Leiche in Köln in einem Kasten auf einen Wagen gehoben wurde, fing dieser an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde, ohne menschliche Hülfe, und blieb an dem Orte stehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebaut steht, wie noch heut zu Tage allda zu sehen ist.[2]

---

[1] Vgl. Schr. Nr. 92 S. 141, BW Nr. 811 und R Nr. 136, die aber sämtlich den spöttischen Beigeschmack dieses Ausdruckes unbefriedigend erklären.

[2] Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher[13], Gütersloh und Leipzig 1880, S. 369. In dem ungarischen Volksmärchen „Der feurige Ochse" (a. a. O. Nr. 17) verlangt der sterbende Vater von seinen drei Söhnen, daß sie ihm einen Eisensarg machen, „Eisenschrauben dazu, Eisenachse, Eisenräder, Eisendeichsel; dann sollten sie vier Stück Fohlen einspannen, sie mit der Peitsche tüchtig schlagen und sie dann sich selbst überlassen; wohin sie seinen Leib tragen werden, mögen sie ihn nur tragen!"
Dieser eiserne Sarg ist also eigentlich ein eiserner Wagen und entspricht einerseits dem gläsernen Sarge Sneewittchens und andererseits der Glaskutsche. Der Zug des sich selber überlassen Werdens geht aber wieder auf die Götter- und Heldensage zurück. So wird z. B. das Schiff Hringhorn, auf dem der tote Balder liegt, ohne Segel und Steuermann dem Meere übergeben. Auch Skeaf verlangt, daß mit seiner Leiche so verfahren werde. Wir sehen also nun,

In Altona hat man einen

Isern Hinnerik

benagelt. Heinrich aber ist in dieser Gegend der bei weitem verbreitetste Name, der seine Beliebtheit den Sachsenkönigen verdanken mag, und so wird auch der eiserne Heinrich, der treue Diener des Froschkönigs im Grimmschen Märchen Nr. 1 deshalb so heißen; es ist der übliche Name für den Diener oder Leibjäger, dessen man sich bedienen mußte an Stelle des eigentlichen Namens, den die rechte Braut des Froschkönigs führen mochte; denn wie schon die Grimm im III. Bande nachgewiesen haben, handelt es sich ja um diese und darum, daß sie als Mann verkleidet in die Dienste des entschwundenen Froschgatten getreten ist. Dieser vermeinte Heinrich ist auch gar nicht eigentlich eisern, das Mädchen trägt nur „drei eiserne Bande" um ihr Herz, d. h. sie kann nicht eher gebären, als bis sie bersten oder gelöst werden. Dagegen wird der „treue Johannes" des sechsten Grimmschen Märchens für die seinem Herrn bewiesene Treue ganz zu Steine[1]; und auch die drei steinernen Christoffeln in dem Grimmschen Märchen „De beiden Königskinner" sind treue Diener der drei Königstöchter. Zu Stein verwandelt sonst die Sonne den seinem Vertrage getreu arbeitenden, riesigen Baumeister, und überhaupt Riesen und Zwerge.

Gerade in der nächsten Umgebung der Reichshauptstadt hat die uralte Göttersage vom Anhängen des Schildes an die Weltesche, also vom Benageln dieser, einen allbekannten Nachklang hinterlassen: Die Sage vom Schildhorn bei den Pichelsbergen. An Stelle des letzten Asen steht hier der letzte Wendenkönig, der nach der Schlacht bei Caput seinen Verfolgern dadurch entging, daß er auf seinem treuen Rosse in die Havel sprengte (Harrassprung) und dabei gelobte, Christ zu werden, wenn er das andere Ufer erreiche. Gerettet hängte er Schild und Horn an einen Baum und ward Christ. Das Denkmal, das Friedrich Wilhelm IV. an der Stelle, wo er

---

welche Vorstellungen zu Grunde liegen, wenn nordamerikanische Indianer ihre Toten in Kähnen beisetzen, die sie auf Bäume aufhängen. Auch das Sneewittchen wird nämlich in einer Abart des Märchens (KHM III, 95 Anm. zu Nr. 53) in seinem gläsernen Sarge auf einem Baume aufgehängt. In der Tat ist in einem mährisch-walachischen Märchen bei Wenzig S. 59 „ein von selbst fahrender Wagen an die Stelle des (über Land und Wasser fahrenden) Schiffes getreten"; vgl. Rh. Köhler in den Anm. zu Gonzenbach Nr. 74 II S. 249.

[1] KHM Nr. 113.

gelandet sein soll, errichten ließ, die Nachbildung eines Stockes in Stein, steht dem Wiener Stocke im Eisen ähnlich gegenüber wie im Märchen der steinerne Johannes dem eisernen Heinrich. Es würde sich lohnen, den Gedankengängen und -zusammenhängen nachzugehen, die den „Romantiker auf dem Throne" bei der eigentümlichen Ausgestaltung des Schildhorndenkmales geleitet haben mögen. Und wenn man in Halensee einen Hindenburg-Schild benagelt hat, so wies auch dieser Schild eine vielleicht nur unbewußte aber immerhin doch noch zu erkennende Erinnerungsverwandtschaft mit dem Schilde am Schildhorndenkmale, also mit dem Götterschilde Wotans auf.

In Hannover lebte vor dem Weltkriege ein Schlossermeister, Namens Dietrich, der zu hohen Ehren kam, im Magistrate Amt und Würden erhielt und schließlich Senator wurde. Im hannoverschen Volksmunde aber sprach man immer nur vom

schmiedeeisernen Dietrich.

Sonst bezeichnet Dietrich den Diebsschlüssel, s. S. 174ff.

Wenn wir Bismarck den

eisernen Kanzler

nennen und von seiner

eisernen Hand,
eisernen Faust,
seiner **Eisenfaust**

reden, mit der er den Völkern Europas seinen

eisernen Willen

aufzwang und ihre Geschicke gewisser Maaßen als ihr Schicksalsgott lenkte, so sehen wir jetzt, daß auch diese Ausdrücke nicht etwa aus dem Nichts geschaffene Prägungen des Neuhochdeutschen sind sondern einen tieferen Ursprung haben. Wie der deutsche Volksmund Bismarck den eisernen Kanzler getauft hat, so kennt die deutsche Volkssage seit langem einen eisernen Landgrafen, der nicht bloß deshalb so hieß, weil er stets einen eisernen Panzer unter dem Wamse trug, sondern auch vor allem deshalb, weil er einst vom Schmiede in der Ruhla hart geschmiedet worden war wie Eisen. Er wird ganz aus Eisen bestanden haben wie der „Eisenhans" des gleichnamigen deutschen Volksmärchens, wie das kleine Männchen („es chlis isigs Manndle") des Grimmschen Märchens

„Der Vogel Greif“[1], wie der ungarische „Eisenláci“,[2] wie die Eisenmänner, die aus den Drachenzähnen empor wuchsen, welche Aietes dem Jason in die Furchen eines Ackers zu säen befohlen hatte, vgl. Büchmann S. 88 unter

Drachensaat,

und wie:

der eiserne Karl,

dessen Erscheinen vor Pavia, wo er sich die eiserne Krone der Langobarden aufs Haupt setzte, von der Sage geschildert wird mit den Worten:

„Da sah man den eisernen Karl in einem Eisenhelme, in eisernen Schienen, eisernem Panzer um die breite Brust, eine Eisenstange in der Linken hoch aufreckend. In der Rechten hielt er den Stahl, der Schild war ganz aus Eisen, und auch sein Roß schien eisern an Mut und Farbe.“

Die Sendboten des Christentumes vermochten nicht, alle Sagen, Sitten und Bräuche, die sie bei den neubekehrten Völkern vorfanden, sofort mit Stumpf und Stiel auszurotten; sie wollten es auch gar nicht, sondern begnügten sich damit, sie in christlichem Sinne umzudeuten und umzuprägen, und darum verselbigten sie bei den Germanen den Weltenbaum, welchen wir in dem Baume im Wiener Walde wieder erkannt haben, mit dem Kreuze Christi und schilderten dasselbe, der altgermanischen Anschauung von der Weltesche entsprechend, als einen Baum, dessen Wipfel zu den Himmeln strebe, dessen Zweige sich über die ganze Erde ausbreiteten und dessen Wurzeln unter der Erde bis in die Hölle hinab reichten. Die Gleichsetzung des Baumes mit dem Kreuze lag um so näher, als auch Wotan einmal am Baume hing wie Christus am Kreuze. Und so ging man in christlicher Zeit dazu über, auch hölzerne Kreuze zu benageln und sie dadurch zu eisernen zu machen. Bis vor kurzem stand in Prag auf dem Hradschin dort, wo der St. Veitsdom in die Lüfte ragt, ein vor Alter morsches Kreuz, das über und über benagelt war.[3] Während des Weltkrieges wurde das eiserne Kreuz am Brandenburger Tore in Potsdam benagelt. Das Schildhorndenkmal zeigt auf der Spitze ein Kreuz, dessen eigentümliche Form der unseres eisernen Kreuzes mindestens nahe steht. Nun verbindet das

[1] KHM Nr. 165.

[2] KHM III, Recl.-Ausg. S. 413.

[3] Sepp, Altbayrischer Sagenschatz S. 589

Gelübde, Christ zu werden, die Schildhornsage mit der Sage von Hubertus. Die Zwischenglieder bilden die „Geschichte" des Frankenkönigs Chlodwig I., der in der Alemannenschlacht, als der Kampf am heißesten stund, das gleiche Gelübde tat, und die des Constantinus, dem in der Nacht vor dem entscheidenden Kampfe mit seinem Thronnebenbuhler Maxentius ein leuchtendes Kreuz erschien, wobei die Stimme erscholl:

In hoc signo vinces,
In diesem Zeichen wirst du siegen.[1]

Den Hubertus bewog ein solches Kreuz, das ihm zwischen den Ästen des Geweihes eines von ihm verfolgten Hirsches entgegen strahlte, von nun an einen Bund mit dem Guten zu schließen, wie der Schlossergeselle zu Wien einen Bund mit dem Bösen schloß. Dieser

Hubertushirsch

aber ist den Bildern eines ein Doppelbeil zwischen den Hörnern tragenden heiligen Stieres, die bei den Ausgrabungen auf Kreta in großer Zahl gefunden wurden, auffallend ähnlich, und dieses Doppelbeil zeigt unverkennbar die Form unseres eisernen Kreuzes. Es besteht aus zwei kreuzweise über einander gelegten Beilschneiden, wie das Kreuz der altnordischen Runensteine aus zwei kreuzweise über einander gelegten Thorshämmern besteht. Und so sehen wir, daß auch das schlichte und doch so bedeutungstiefe Ehrenzeichen, das der deutsche Krieger mit Stolz auf der Brust trägt, eine lange Entwickelung hinter sich hat und in seinen Ursprüngen bis in die graueste Vorzeit zurück reicht. Es ist vermutlich das in vaterländischem Sinne umgewandelte Wahrzeichen eines der vielen religiösen Geheimorden der Zeit Friedrich Wilhelm II., die auch ihrerseits eine lange, lange Vorgeschichte haben, und der Nachfolger dieses, Friedrich Wilhelm III. hat hier offenbar den schwärmerischen Neigungen seines Oheims einen sehr glücklichen Gedanken abzugewinnen gewußt. Auch

das eiserne Kreuz

also, das Zeichen, in dem wir den Weltkrieg siegreich zu Ende geführt haben, ohne den

Ehrenschild

---

[1] Vgl. Büchmann S. 354.

unseres Volkes trotz allen Verleumdungen der Gegner zu beflecken, hat seine Wurzeln im Wunderreiche der Sage. Bezeichnender Weise entspricht dem eisernen Kreuze bei unseren tapferen türkischen Waffenbrüdern der

eiserne Halbmond,

vgl. den II. Teil. Auch daß der Ehrenschild letztes Endes auf sagenhafte Vorstellungen zurück gehen könnte, ist nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Auch jede Stadt hat ihr Wappenschild, das sie ebenso rein halten will. Die Wappentiere aber sind durchgängig keine naturwissenschaftlich getreuen sondern mythische Tiere. Nur so erklärt sich Vieles von dem, was man bisher ihre Stilisierung genannt hat, womit nicht abgestritten werden soll, daß sie auch einer solchen unterzogen worden sind.

Die Osteroder Zeitung vom 7. XI. 15 (Ostpreußen) brachte folgende Bemerkung:

Die Nagelung des kapitolinischen Jupiter.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter macht darauf aufmerksam, daß auch im alten Rom ein Brauch der „Nagelung" bestand. Wenn nämlich eine schwere Niederlage über die Republik herein gebrochen war oder sonst eine öffentliche Schmach die Gemüter erregt hatte, dann ward wie zu allen Zeiten der Not ein „Diktator", ein Mann mit unumschränkter Gewalt, ernannt, jedoch mit dem einen kleinen Unterschiede, daß dieser Diktator noch den Untertitel führte: ‚dictator clavis figendi causa', Diktator zum Nagel Einschlagen. Sein Amt bestand darin, in die rechte Mauer des Tempels einen — Nagel einzuschlagen. Offenbar wollte man die Gottheit dadurch auffordern, die Schmach von ihrem Volke abzuwenden. Ursprünglich war dies aber die Aufgabe der höchsten Behörde der Stadt schlechthin, und es geschah auch nicht zu außergewöhnlichen Eräugnissen, sondern alljährlich an den Iden des September, wenn die neuen Konsuln ihr Amt antraten. — Diese religiöse Cärimonie geht auf die alten Etrusker zurück. In Valsinii trug man jedes Jahr einen Nagel zum Tempel der Nortia, der Schicksalsgöttin. Die symbolische Nagelung ist also uralt."

Die Mitteilung ist leider ziemlich verworren gehalten. Der Verfasser hätte mit der gewöhnlichen, alljährlich an den Iden des September stattfindenden Nagelung durch die neu gewählten Konsuln beginnen müssen und dann erst zu der außergewöhnlichen durch den „Dictator clavis figendi causa" übergehen dürfen. Wolfgang Schultz vermutet, daß jene mit der Zeitrechnung zu tun habe. Auch die Bemerkung, daß diese religiöse Cärimonie auf die alten Etrusker zurück gehe, ist sicher unzutreffend. Beachtens wert ist es allerdings, daß auch dieses Volk die Sitte gekannt und geübt zu haben scheint. Sie ist

offenbar nicht nur gemeinarisch sondern hat auch auf Nachbarvölker über gegriffen. Sehr bezeichnend ist es auch, daß es gerade der Tempel der Schicksalsgöttin war, zu dem in Valsinii jedes Jahr ein Nagel getragen wurde. Ist denn nicht auch überliefert, was dort mit dem Nagel geschah?

Untersuchens wert ist es vielleicht, ob die geheimnisvoll dunkelen Verse der Hrolfs-Sage, für deren Übersetzung ich Ettmüller[1] die Verantwortung überlassen muß, mit dem Ursprunge der Sitte des Benagelns etwa auch noch etwas zu tun haben:

„War schlug Nägel und War sie köpfte,
Aber Wahr den Wahrsamen Wahrnägel schlug."

Führte etwa der altnordische Schicksalsschmiedegott auch den Namen „War"? Oder war ursprünglich die Göttin War gemeint, von der die jüngere Edda sagt: „Wār hört auf die Eide und heimlichen Abmachungen der Männer und Frauen; darum heißen solche Verpflichtungen ‚várar' (Gelübde). War ist auch weise und wißbegierig, so daß ihr nichts verborgen bleiben kann."[2] Die allwissenden Gottheiten sind aber auch meist die Schicksalsgottheiten; sie wissen alles, weil sie die Geschicke selber spinnen, weben oder schmieden.

Eben sahen wir, daß der Baum, an dem Odin einmal hing, bei Einführung des Christentumes mit dem Kreuze Christi verselbigt wurde. In älterer Form der Hubertussage muß also der Hirsch nicht ein Kreuz sondern einen Baum zwischen den Ästen seines Geweihes getragen haben, und das tut er auch wirklich in einem Abenteuer Münchhausens. Schon Grimm hat erkannt, daß die meisten Aufschneidereien des Meisters alles Jägerlateins nichts weiter sind als rätselhaft klingende mythische Wahrheiten.[3] Münchhausen erlegt aber einmal einen Hirsch, der einen Kirschbaum mit Früchten zwischen den Ästen des Geweihes trägt.[4] Daß Münchhausen auch noch erzählt,

[1] L. Ettmüller, Altnordischer Sagenschatz, Leipzig 1870.

[2] Edda, übers. von Gering S. 327.

[3] Vgl. KHM III, Recl.-Ausg. S. 209: „Die meisten dieser volksmäßigen Lügen sind nicht von diesem (Münchhausen) erfunden, sondern uraltes Gut und brauchen nur in einem anderen Tone erzählt werden, um in weitverbreitete Mythen einzugreifen, z. B. das Winden eines Seiles aus Spreu, ganz übereinkommend mit dem ‚vinda or sandi sima' (Harbardsl. 17), ‚vinde Reb of Sande og med de Reb til Maanen löbe' (Danske Viser I Nr. 43) und Anm." In der letzten Anführung ist wieder der Mond ausdrücklich genannt, vgl. den II. Teil.

[4] G. Bürger, Münchhausen, Recl.-Ausg. S. 16.

wie der Kirschbaum dorthin gekommen ist, ändert nichts an der Tatsache, daß das durch die Beweisführung geforderte Bild in der Tat durch die Überlieferung bestätigt wird. Hier sehen wir auch einmal wieder recht deutlich, daß es auf die Zeit der Aufzeichnung gar nicht ankömmt. Spät Aufgezeichnetes kann mythisch sehr alt und früh Aufgezeichnetes mythisch sehr jung sein. Die Münchhausen-Sage ist in dieser Beziehung älter, meinetwegen heidnischer als die Hubertus-Sage.

Das Hauptwerkzeug des Schmiedes ist der Hammer. In Folge dessen war der altgermanische Schmiedegott auch der Hammergott. Weder die altgriechischen noch die altgermanischen Göttergestalten lassen sich wirklich streng aus einander halten. Sie fließen alle, genauer besehen, in einander über, hier also Loki und Thorr, die ja auch des öfteren gemeinsame Fahrten unternehmen, z. B. die zu Thrym und Utgardloki. Aber Thor benützt den Hammer nicht als Schmiedehammer sondern als Streitaxt, um damit die Thursen und die Midgardschlange und andere Feinde der Götter zu bekämpfen. Einmal freilich herrschte Friede oder wenigstens Scheinfriede zwischen den Göttern, nämlich als Thors Streithammer acht Klaftern tief unter der Erde vergraben lag, und der Kampf hub erst wieder an, als die Waffe von den Thursen selber wieder ausgegraben wurde, um dem als Freyja verkleideten aber zu den entsprechenden Verstellungskünsten glatt unfähigen rechtmäßigen Besitzer als Brautgabe überreicht zu werden.[1] Auch Wielands Schmiedewerkzeuge waren einmal vergraben.[2] Die Sitte der nordamerikanischen Indianer,

die Streitaxt zu begraben,

wenn sie wieder Frieden halten wollen, wurzelt also, wie so viele andere Sitten und Gebräuche, in der Sage.

Ein altflämisches Schlachtlied[3] schließt mit den Worten:

„Der Hammer soll euch schlahn!
Und mit Flanderns Mannen ist Gott und Wodan."

Hier stoßen wir zum ersten Male auf jene eigentümliche Verquickung altgermanisches und christliches Götterglaubens, der

[1] Vgl. Edda a. a. O. S. 18 „Das Lied von Thrym".

[2] Vgl. Raszmann, Deutsche Heldensage 2 S. 227, F. H. v. d. Hagen Wilkina- und Niflunga-Saga I S. 73.

[3] Trg. Heinrich, Germanische Volkslieder Nr. 7.

wir auf den folgenden Seiten noch oft begegnen werden. Auch die

Schicksalsschläge

sind also Hammerschläge, des Schicksalsschmiedegottes nämlich, und so kann Paul Oskar Höcker einmal sagen: „Heute war Rolf ein ganzer Mann,

vom Schicksal gehämmert,

und auf sein Wort war Verlaß“.[1] Aber der Hammergott hat im Neuhochdeutschen auch noch andere Spuren hinterlassen, einmal im kriegerischen Sinne. Die sehr beliebten weil sehr wirksamen Stilhandgranaten mit Aufschlagzünder wurden im Weltkriege von den Sachsen an der Westfront

Thorshämmer

getauft. Außerdem aber spielt der Hammer noch bei heutigen Rechtshandlungen und Rechtsgeschäften eine Rolle, die auf nichts Anderes zurück gehen kann als auf die alte Göttersage. Thorr selber gebrauchte nämlich den Hammer Mjolnir nicht bloß als Waffe sondern auch gewisser Maaßen als Sinnbild des Rechtes. So weihte er mit ihm das Totenschiff Hringhorni, auf dem die Leiche Balders dem Meere übergeben wurde. Dann verlangte er ihn als Brautgabe, als er, als Freyja verkleidet, bei dem Thursen Thrym weilte. Auch bei unseren Vorfahren hatte die Ehe ihre rechtsgeschäftliche Seite. Noch heute wird bei Versteigerungen auf den zu veräußernden Gegenstand mit dem Hammer geschlagen, um die Angebote noch weiter in die Höhe zu treiben oder abzuschließen. Selbst in der Wendung:

etwas losschlagen

im Sinne von „veräußern“ liegt also noch eine Anspielung auf den alten Götterglauben, mehr noch in der Redensart:

das und das **ist unter den Hammer gekommen.**[2]

Auch das Kinderspiel:

Glocke und Hammer

beruht, wie alle alten Spiele und zumal die Kinderspiele, auf dem Mythos.

Das Pferd als Kläger.

König Karl der Weise hatte in einem Walde in der Nähe seines Schlosses eine Glocke aufhängen lassen, an der jeder ziehen sollte, der zu klagen hatte. Als sie einst wieder erscholl, ging er mit seinem Gefolge hinaus, um zu schauen, wer Recht begehrte. Da sah er, daß ein altes lahmes Pferd den Strang benagte und dadurch die Glocke zum Leuten brachte. Es brachte auf diese

[1] Paul Oskar Höcker, Kleine Mama, Ullstein-Ausg. S. 28.
[2] Vgl. BW Nr. 501.

Weise die Ungerechtigkeit seines Herrn an die große Glocke. Es hatte ihn in vielen Schlachten zum Siege getragen und bei Niederlagen vor verfolgenden Feinden errettet und dennoch hatte er ihm das Gnadenbrot versagt.

Mit dieser Geschichte vergleiche man folgende Grimmsche Sage:

Der Kaiser und die Schlange.[1]

„Als Kaiser Karl zu Zürich in dem Hause, genannt ‚zum Loch' wohnte, ließ er eine Säule mit einer Glocke oben und einem Seile daran errichten, damit es jeder ziehen könne, der Handhabung des Rechtes fordere, so oft der Kaiser am Mittagsmahle sitze. Eines Tages erklang die Glocke, die hinzu gehenden Diener fanden aber niemand beim Seile. Es schellte aber von neuem in Einem weg. Der Kaiser befahl ihnen, nochmals hinzugehen und auf die Ursache Acht zu haben. Da sahen sie nun, daß eine große Schlange die Glocke zog. Bestürzt hinterbrachten sie das dem Kaiser, und dieser ging alsbald hin, da er dem Tiere nicht weniger als den Menschen Recht sprechen wollte. Der Wurm neigte sich ehrerbietig vor ihm und führte ihn an das Ufer eines Wassers, wo auf seinem Neste und seinen Eiern eine übergroße Kröte saß. Karl gab der Schlange Recht und verdammte die Kröte zum Feuertode.

Aber die Sage „Das Pferd als Kläger", die ich hier nach einem Gedichte Simrocks wieder gegeben habe, hat auch noch eine viel genauere Entsprechung, und die klingt bezeichnender Weise aus recht weiter räumlicher Ferne zu uns herüber. Es ist die persische Sage vom

König Nuschirwan.[2]

„König Nuschirwan ließ am Tore seines Palastes eine Glocke aufhängen, an deren Stricke jeder, der zu klagen hatte, zog. Einmal schallte die Glocke, und niemand kam. Nuschirwan sah zum Fenster heraus; ein alter abgezehrter Esel hatte den Strick gezogen. Der Eigentümer ward vorgefordert und Nuschirwan befahl ihm, den alten, abgelebten Diener zu nähren. So erstreckte sich seine Gerechtigkeitsliebe bis auf die Tiere."

In Indien finden wir Ähnliches wieder:

Akbar der Große.[3]

„Akbar befahl, bei seiner Kammer eine Schelle oder Glocke von Silber an ein 20 Ellen langes Kettlein zu henken, das alle diejenigen ungescheut ziehen dorfften, welche von seinen Ambtleuten kein Recht erlangen konnten, dann sobald er die Glocke klingen hörte, kam er hervor getreten und verhalf einem jeden zu seinem Rechte."

Damit ist doch wohl wider allen Zweifel bewiesen, daß die Redensart:

etwas an die große Glocke hängen oder **bringen**

auf die Sage anspielt.[4]

---

[1] DS Nr. 459. [2] Hammer, Rosenöl Bd. 2, 30.
[3] Dapper, Indien S. 154.
[4] Vgl. den krampfhaften Versuch BW Nr. 455, die Redensart anders zu er-

Von dem, was an die große Glocke gehängt worden ist, **haben** allerdings die Hinterwäldler auch nur **etwas läuten gehört.** Aber diese Glocke, die nicht nur Menschen sondern sogar auch Tieren zu ihrem Rechte verhalf, war selbstverständlich eine heilige Glocke; sie war der Heilige Bimbam, den wir auch heute noch im Scherze oft anrufen, indem wir sagen:

Heiliger Bimbam!

Alle diese Dinge klingen noch nach in dem ergreifenden und viel zu wenig bekannten Gedichte Gabriel Seidls „Das Glöcklein des Glücks". Ein persisches Märchen „Chan Weißbart der Schusterkönig"[1] erzählt von einer von selbst läutenden Glocke (Gong) der Gerechtigkeit, die im Deutschen wenigstens noch der Aberglaube[2] kennt. Sie hat neuerdings in Gerhard Hauptmanns „Versunkener Glocke" ihre Wiederauferstehung gefeiert.

Es gab auch Sagen von „wandelnden Glocken"[3]. Goethe hat also den Stoff zu seinem Gedichte „Die wandelnde Glocke" wiederum nicht frei erfunden. Die Sage mag auch einen wandelnden Krug gekannt haben. Auf ihn spielt das Sprichwort an:

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

---

klären, während der von BW selber beigebrachte Stoff für meine Erklärung spricht. In den ungarischen Volksmärchen kömmt sehr häufig die Verlobungsformel vor: „Ich bin dein, du bist mein; das Grabscheit und die große Glocke mögen uns scheiden," oder: „Ich bin dein, du bist mein, der Tod und die Glocke soll uns scheiden." Hier denkt man natürlich zunächst an die Sterbeglocke; die ist doch aber gerade nicht „die große Glocke" sondern vielmehr nur ein kleines Glöckchen, das Totenglöcklein. Wer weiß, ob nicht „die versunkene Glocke" gemeint ist; die ruht im Totensee, in der Wasserunterwelt. Im Übrigen ist die Formel keineswegs ursprünglich ungarisch sondern die alte deutsche Verlobungsformel; vgl. Bolte-Polivka II 58 und besonders das mittelhochdeutsche Liebeslied:

Ich bin din, du bist min,
Des solt du gewis sin.
Du bist beslozzen in minem herzen,
Verloren ist das slüzzelin,
Du mußt iemer darinne sin.

[1] S. Michael, Orientalische Märchenwelt 2, S. 27 (Spamers Verlag). Vgl. dazu Hüsing, Beitr. z. Kyrossage S. 134.

[2] DS Nr. 266 „Glocke läutet von selbst".

[3] Sepp, Altbayrischer Sagenschatz S. 408ff.

Das muß mythisches Ursprunges sein. So bilderkräftig ist die Sprache an und für sich ohne den Hintergrund der Sage, nicht; aber ich kann den Zusammenhang mit derselben noch nicht aufdecken. Wer hilft?

Nach dem frühneuhochdeutschen Liede vom „hürnen Seyfried" riß er, nachdem er das Ungeheuer nebst aller Lei anderem bösen Gewürm erschlagen hatte, Bäume aus und warf sie über dasselbe.[1] Er war also

ein Kerl zum Bäume ausreißen.

Auch diese Wendung entstammt demnach der Sage. Allerdings sind im Mythos der Baumausreißer und der Felsenwerfer, -spalter oder -klipperer sonst nur ständige Begleiter des eigentlichen Helden. So findet z. B. in dem bekannten deutschen Volksmärchen „Sechse kommen durch die ganze Welt",[2] der abgedankte Soldat in einem Walde einen, „der hatte sechs Bäume ausgerauft, als wären es Kornhalme" und nimmt ihn sogleich in Dienst. „Die sechs Diener"[3] werden oben von dem Herrn an Kräften zumal des Geistes noch bei weitem übertroffen. In der Sigfrid-Sage aber erscheint der Zug des Baumrausreißens ebenso wie in dem deutschen Volksmärchen „der junge Riese",[4] der den dicksten Eichbaum aus der Erde riß, „und war ihm nur ein Spaß", auf den Hauptthelden übertragen. In der deutschen Heldensage begegnet der Baumausreißer als Riese

Sigenot,

dem einst sogar der gewaltige Recke „Dietrich von Bern" unterlag. Auch Sigenot besaß nämlich wie Sigfrid eine hürnene Haut und war darum eigentlich unverwundbar. Erst kämpfte er mit der glänzend geschliffenen vierkantigen Eisenstange gegen den Berner. Als er aber mit dieser nichts ausrichtete, riß er Bäume aus, und schlug damit auf seinen Gegner los. Anfangs scherzte dieser über die neue Art des Kampfes, da es ihn fast belustigte mit seinem Schwerte **Nagelring** die Zweige der gegen ihn geschwungenen Bäume abzuhauen. Aber endlich beschwur er Sigenot „bei aller Riesen Ehre" wieder zur Stange zu greifen. Schließlich steigerte sich die Wut der Streitenden so, daß Dietrich der Feuerodem aus dem Munde schlug, von dem die Bäume des Waldes verwelkten und Sigenots Hornhaut weich wurde. Trotz dem wurde Dietrich von dem Riesen überwunden und Tage lang in einer tiefen, von Schlangen wimmelnden Höhle gefangen gehalten, bis ihn sein alter Waffenmeister, der greise Hildebrand, daraus befreite.

Die Gestalt des alten Hildebrand war das ganze deutsche Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein so volkstümlich,

---

[1] Vogt-Koch, Geschichte der deutschen Literatur 1, Leipzig 1897, S. 221.
[2] KHM Nr. 71. [3] KHM Nr. 134. [4] KHM Nr. 90.

daß es Wunder nehmen würde, wenn unter so vielen der Sage entstammenden Ausdrücken und Wendungen nicht eine wäre, die auf ihn anspielete. Nach Weigand[1] nannte noch Tieck einen hinterlistigen Griff, eine ränkevolle Handlung, einen

Hilpertsgriff.

Das ist aber nach jenem verkürzt aus:

Hildebrandsgriff.

Diesen schildert uns das im 16. Jahrhundert aufgezeichnete jüngere Hildebrandslied mit den Worten:

> Er nahm ihn bei der Mitte, da er am schwächsten was,
> Und schwang ihn hinder rucke wol in das grüne Gras.[2]

Die ältere deutsche Sprache war unendlich viel reicher an Wendungen, die auf die Sage anspielten. Das ließen uns ja die schon auf S. 19f. erwähnten Sprichwörter:

Er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden

und

Sankt Meinrads Raben

bereits ahnen.

Die erste Heldentat des jungen Sigfrid war also die Erlegung des Lindwurmes.

Der Kampf mit dem Drachen

ist eine Schillersche Ballade überschrieben. Den Stoff hat er der deutschen Übersetzung einer französisch geschriebenen Geschichte der Ritter von Rhodos[3] entnommen. Aber die Quelle zu dieser Erzählung muß eine ziemlich späte rhodesische Aufzeichnung einer Sage sein, die an zahllosen Orten mehr oder weniger gleichlautend nach dem Volksmunde nieder geschrieben wurde, der „Drachenkampfsage", die in Südeuropa zur Sankt-Georgs-Legende sich wandelte. Diese aber hat der Schöpfer des Denkmales am Fußende des Giebichensteines[4] bei Halle sehr hübsch zu einer sinnbildlichen Darstellung der Überwindung des Erbfeindes und der Einigung Deutschlands ver-

[1] Weigand, Deutsches Wörterbuch I Sp. 863.

[2] Raszmann, a. a. O. II S. 647.

[3] René Aubert Vertot d'Auboent, Historie des chevaliers de Rhode et aujourd'hui de Malte, Paris 1726, fortgesetzt von Bussy, 1859.

[4] Auch dieser Name, der eigentlich

Gibichenstein

geschrieben werden müßte, entstammt der Sage. In den älteren Edda heißt der Schwiegervater Sigfrids Gibich, vgl. Edda, Grimm S. 41ff.

wertet. Noch erfreulicher aber wäre gewesen, wenn er sich dabei die Erlegung des Lindwurms durch Sigfrid zum Vorwurfe genommen hätte. Wir söllten uns auch nunmehr angewöhnen, statt „Kampf mit dem Drachen" lieber

Kampf mit dem Lindwurm

zu sagen; wenigstens wenn von germanischer Überlieferung die Rede ist. Bei griechischer kann man ja ruhig beim Alten bleiben, denn „Drache" ist ein Fremdwort griechisches Ursprunges, für das wir ein gutes deutsches Wort haben. Dieses ist freilich in seinem ersten Bestandteile noch unerklärt, aber das tut doch seiner Schönheit und seinem Klange keinen Abbruch. Gerade einem auf die Sage anspielenden Ausdrucke darf etwas Geheimnisvolles sich beimischen, und das Wort „Drache" ist schon abgegriffen und tief, beinahe ins Lächerliche hinab gesunken, wie die später zu besprechenden Zusammensetzungen „Hausdrache" und „Küchendrache" beweisen.

Im Übrigen verstehe ich nicht recht, warum man eigentlich in dem ersten Bestandteile des Wortes Lind-Wurm auch noch durchaus einen Wurm, eine Schlange oder dgl. finden will, was doch schon durch den zweiten ausgedrückt ist. Warum söllte denn Lindwurm nicht einfach bedeuten: „Der Wurm unter der Linde?" Nach dem Volksbuche „Der gehörnte Sigfrid", das G. Schwab heraus gegeben hat, hält sich der „Drache", gegen den der Schmied den wegen seiner ungeheuren Körperkräfte unbequemen Lehrling schickt, in der Tat „bei einer Linde"[1] auf. Ich weiß sehr wohl, daß das eine Quelle ist, die schon durch mancher Lei literarische Schicksale getrübt sein wird. Trotzdem könnte dies doch wieder einmal ein alter, echter Zug sein. Auch nach dem mittelhochdeutschen Nibelungenliede muß doch wohl der Lindwurm unter einer Linde gehaust haben; sonst hätte dem in dem Blute des Getöteten Badenden nicht gerade ausgerechnet ein Lindenblatt auf die Stelle zwischen den Schultern fallen können. Da diese wie jede andere Heldensage auf die Göttersage zurück geht, muß es sich um den Weltenbaum handeln. An dessen Wurzeln nagt aber der Lindwurm Nidhogg. Wir dürfen uns bei dem Weltenbaume nicht durchaus auf die Esche versteifen. In der durch Chamisso bekannter gewor-

---

[1] Gustav Schwab, Die Deutschen Volksbücher, Recl.-Ausg. I „Der gehörnte Sigfrid" S. 4.

denen Sage vom Walserfelde ist es ein Birnbaum.[1] Die Äpfel der Idun müssen auch auf ihm gewachsen sein. Danach wäre er also in anderen Überlieferungen ein Apfelbaum gewesen, wozu ja der Apfelbaum der Frau Holle vorzüglich stimmt. Warum söllte er in wieder anderen Überlieferungen nicht auch einmal eine Linde gewesen sein?

Die Redensart

Feuer und Flamme speien

frz. *jeter feu et flamme*

ist bereits von Borchardt-Wustmann richtig auf die Drachensage zurück geführt worden.[2] Bezeichnender Weise aber führt er nur aus der altgriechischen Sage ein Beispiel an. Ungarisch wird

daß ihn der Teufel fresse

gleichbedeutend gebraucht mit:

daß ihn der Teufel hole,

vgl. a. a. O. S. 247. Der Teufel ist der Schwarze der Sage, also der Feuer speiende Drache.

Das altgriechische Wort, aus dem „Drache" entstanden ist, heißt bekanntlich „Drakon". Es lebt noch fort in den

Drakonischen Gesetzen

und der **Drakonischen Strenge,**

vgl. Büchmann S. 425. Dieser Drakon ist keine geschichtliche Gestalt sondern eine solche der Sage.[3] Das zeigt allein schon der Umstand, daß die Drakonischen Gesetze mit Blute geschrieben gewesen sein sollen. Mit Blute unterschrieben mußten nämlich auch die mit dem Teufel geschlossenen Verträge sein, von denen gleich noch ausführlicher die Rede sein wird. Der Teufel ist der Schwarze des Mythos, vgl. S. 127. Und die Teufelsbundsagen gehen im Grunde alle auf den Blutbrüderbund zurück, den Odin mit Loki in der Urzeit schloß. Loki ist als Schwarzer der Drache, ist er doch Vater dreier drachenähnlicher Wesen, nämlich des Fenriswolfes, der Midgardschlange und der Hel.

Der Drache der Sage hat mehrere Köpfe, z. B. 9 wie die lernäische Hydra, die Herakles gemeinsam mit seinem Freunde

[1] Die Quelle, der Chamisso leider recht unfrei gefolgt ist, ist die ganz verworrene Sage DS Nr. 24.

[2] BW Nr. 343.

[3] Ebenso wie sein Gegenbild Solon und der Gott Lykurgos der Spartaner.

Iolaos erlegte. Diese mythische Gestalt des neun- oder jedes Falles mehrköpfigen Drachen liegt auch zu Grunde, wenn Horatius nach griechischem Vorbilde das Volk ein

vielköpfiges Ungeheuer

oder eine **vielköpfige Bestie**

nannte, vgl. Büchmann S. 385.

Das Wort „Drakon" hat ferner einen eigentümlichen Rest in unserer Truppenbezeichnung hinterlassen, nämlich die

Dragoner,

die so hießen nach dem Dragon, dem Drachen, den sie früher einmal auf der Spitze des Helmes trugen in der Absicht, den Feinden Furcht einzuflößen, ähnlich wie dies auch jetzt noch mehrere deutsche Regimenter — zuerst waren es die Totenkopfhusaren — mit dem Schmucke an ihrer Kopfbedeckung bezweckten.

Es gibt auch Abarten der Sage, in denen die Jungfrau selber die **Schlange,** von der sie bewacht wird,

an ihrem Busen groß gezogen hat.

Sie hat ein Lindwurmei, ein

Basiliskenei,

geschenkt bekommen und es ausbrüten lassen. Das zierliche Würmlein aber, das daraus hervor schlüpfte,

war ihr bald über den Kopf gewachsen.

Schließlich umringelte es als scheußliches Ungeheuer das ganze Haus, in dem die Jungfrau wohnte, und es biß dabei in seinen eigenen Schwanz. Diesem Lindwurme der Heldensage (Thora) entspricht in dem Weltbilde der Göttersage die Midgardschlange, die, gleichfalls mit dem Maule in den eigenen Schwanz beißend um Mitgard, um die Welt herum liegt. Dieses Bild der Sage hat in der Kunst des altgermanischen Nordens zahlreichen Ringen, Ornamenten, Initialen und dgl. als Vorbild gedient.

Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt,

belegt, daß also auch der

circulus vitiosus

der Sage entstammt. Aber nicht in allen Fassungen der Sage bewacht der Lindwurm die Preisjungfrau. Sie kann auch selber in einen solchen verwandelt sein und der Erlösung aus ihrer Schreckgestalt harren. Dies ist vielleicht sogar die älteste und ursprünglichste Form der Drachenkampfsage. Ein Beispiel für

diese Abart der Nibelungensage ist das englische Lambton-Märchen (Jakobs) und das ungarische Märchen „Die verwunschene Ente" (a. a. O. Nr. 4 S. 50). Und die Schlangenjungfrau ist hier wieder die Fee Ilona, d. h. die schöne Helena. Daher wird es auch stammen, daß man ein boshaftes, tückisches und treuloses Weib gerne als

Schlange

bezeichnet. Der Held des ungarischen Märchens, der die schöne Ilona erlösen will, darf sich dabei wieder nicht fürchten, wie Sigfrid, als er durch die Waberlohe zu Brunhild reitet.

Im Scherze bezeichnen wir ein böses Weib oft als einen

Drachen,

und wenn es eine Ehefrau ist, als einen

Hausdrachen,

und wenn es eine Köchin ist, als

Küchendrachen.

Daneben sagt man auch:

Küchendragoner.

Solche hat es wirklich einmal im brandenburgisch-preußischen Heere gegeben, noch zur Zeit des alten Dessauer vgl. Büchmann S. 497. Daß man aber damit nicht etwa den Dragoner oder allgemein gesagt, den Soldaten bezeichnet, der so oft wie möglich in die Küche kömmt und sich dort von der in ihn verliebten Köchin ausfüttern läßt, sondern eben die Küchenfee selber, scheint in der Tat durch Vermittlung des Ausdruckes „Küchendrache", den man scherzhaft aber mit richtiger Etymologie in „Küchendragoner" verwandelte, geschehen zu sein. Wenn ein Ehegatte seinen keiflustigen Hausdrachen in Wut versetzt, so nennt man das in Schlesien

den Drachen steigen lassen.

Auch der Drache aus Papier, den unsere Knaben im Herbste steigen lassen, hat mit dem Drachen der Sage zu tun, fliegt er doch wie dieser durch die Luft. Das Drachensteigenlassen ist ein uraltes Spiel und, wie die meisten Spiele der Kinder und der Erwachsenen, mythisches Ursprunges. In Schlesien sagt man:

Den Hirsch steigen lassen,

vgl. frz. *le cerf volant,*

und in Ostpreußen:

den Alf steigen lassen.

Die tschinesischen Gaukler lassen bunte Papierdrachen an genau von ihnen bezeichnete Orte fliegen, ohne sie durch eine Schnur dorthin zu lenken. Auch Gauklerkunststücke, und nicht etwa bloß tschinesische, können im Mythos wurzeln.

Eine sehr lustige Form hat der Lindwurmkampf in dem deutschen Volksmärchen

Die sieben Schwaben[1]

angenommen. Als dieselben in einem Brachfelde einen Hasen schlafen sahen, der die Ohren in die Höhe steckte und sie mit seinen großen gläsernen Augen starr ansah, erschraken sie bei dem Anblicke des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst Gefährliche wäre; denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlinge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „Wir haben einen großen und gefährlichen Kampf zu bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!" faßten alle Siebene den Spieß an, der Herr Schulz vor und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief.

Veitli: Stoß zu in aller Schwaben Name,
sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme.
Hans: Beim Element, du hascht gut schwätze,
bischt stets der letscht beim Drachenhetze.
Michel: Es wird nit fehle um ei Haar,
so ischt es wohl der Teufel gar.
Jergli: Ischt er es nit, so ischts sei Muter
oder des Teufels Stiefbruder.
Marli: Gang, Veitli, gang, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn.
Jackli: Der Schulz, der muß der erschte sei,
denn ihm gebürt die Ehr allei.
Herr Schulz: So zieht denn herzhaft in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut".

und dann gingen sie vereint auf den Drachen los. (Man beachte die dramatische Form, die dieses Märchen wie so viele andere aufweist.)

Das war also ein richtiger

Schwabenstreich,

ein Ausdruck, gegen dessen Bosheit Ludwig Uhland seine Stammesgenossen in seinem bekannten Gedichte „Schwabenstreiche" ganz prächtig verteidigt hat. Es war aber auch ein

Schildbürgerstreich,

[1] Grimm hat dieses Märchen aus drei verschiedenen Fassungen zusammen geschweißt. In zweien derselben sind es nicht sieben Schwaben sondern neun. Hier wie anderwärts hat also Grimm parteilicher Weise der später eingedrungenen babilonischen 7 vor der altarischen 9 den Vorzug gegeben, vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 119, Recl.-Ausg. S. 214.

vgl. unten, und die sieben Schwaben, die zusammen nur einen Spieß haben, sind also zugleich auch

Spießgesellen, Spießbürger, Spießer[1]

in des Wortes eigentlicher und übertragener Bedeutung.

Mit dieser Geschichte hängt es auch zusammen, wenn man sagt, daß ein richtiger Schwabe erst mit vierzig Jahren klug wird, erst wenn

er **das Schwabenalter** erreicht hat.

Dann erst hat er sich die Hörner abgelaufen. Im Altertume standen die Phryger in dem Geruche, spät erst klug zu werden. Die Worte Marlis leben noch fort in der beliebten Redensart:

Hannemann, geh du voran,
du hast die größten Stiebeln an.

Auch Büchmann S. 93 leitet sie aus diesem Märchen ab, an das sie übrigens noch besser angelehnt sind durch die Worte, die sich als Unterschrift unter einer Darstellung dreier Schwaben mit dem langen Spieße vor dem Hasen an einem Wiener Hause befinden (oder befanden?):

Veitla, gang du voran,
denn du hast Stiefel an,
daß er dich nit beißen kann.[2]

Aber das ist immer noch nicht ganz klar. Warum sollte denn das Ungeheuer nicht im Stande gewesen sein, durch die Stiefel hindurch zu beißen, und so heißt es in Aurbachers[3] Wiedergabe des Märchens:

Gang, Jackele, gang du voran,
du hast Sporen und Stiefele an,
daß dich der Haas nicht beißen kann.

Freilich könnten „die größten Stiebeln" auch die bekannten „Siebenmeilenstiefeln" sein (die ursprünglich „Neunmeilenstiefeln" gewesen sein müssen), in denen der Däumling seinen sechs (ursprünglich 8) Brüdern stets voran geht.

Sehr wichtig ist auch, daß die sieben Schwaben die Befürchtung aussprechen, das Untier möchte sie

mit Haut und Haaren verschlingen,

wie der Fenriswolf, der ja auch kein anderer ist als der Lind-

---

[1] BW Nr. 1114 versucht mit wenig Glück, die Ausdrücke aus der Geschichte zu erklären, ebenso R Nr. 185, der aber wenigstens die sagverwandten Schildbürger erwähnt.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 119, S. 214.

[3] Ludwig Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. I S. 180.

wurm oder der Drache, Odin mit Haut und Haaren verschlingt. Welches irdische Tier kann denn überhaupt ein anderes mit Haut und Haaren verschlingen? Höchstens tut dies die Schlange; aber das nimmt bei ihr doch recht viel Zeit in Anspruch. Auch diese Redensart wird also auf die Sage anspielen und zwar auf den Drachen im Mythos, der seine Opfer nicht nur mit Haut und Haaren verschlingt, sondern sogar auch nach einiger Zeit, besonders wenn er seinerseits besiegt wird, wieder heil und gesund von sich gibt, wie z. B. der von Perseus überwundene „Drache" mit dem Chrysaor tut. Man erinnere sich hier auch des Rotkäppchens, das aus dem Leibe des Wolfes wieder frisch und lebendig heraus geschnitten wird und der sechs (ursprünglich acht) jungen Gaislein, mit denen dasselbe geschieht. Vgl. auch über die Redensart: „sich einem mit Haut und Haaren verschreiben" S. 154.

An Stelle des Lindwurmes kann auch ein Stier stehen. So kämpfte z. B. der Bruder des Mädchens im „gläsernen Sarge"[1] als Hirsch mit einem Stiere. Dieser Stier aber ist der Schwarzkünstler, der jenen in einen Hirsch verwandelt und diese in den Glaskasten gesperrt hat. Der Minotaurus, den Theseus erlegt, hat wenigstens noch einen Stierkopf, ebenso wie der von dem „Kalew-Sohne", dem Helden des estnischen Nationalgedichtes „Kalewipoeg" überwundene „Sarwik, der Gehörnte".[2]

Einen solchen **Stier** aber muß man **bei den Hörnern fassen.** Das niederdeutsche Sprichwort:

Gott giwt uns wohl'n Koh, awer nich glick bi de Höörn,[3]

dem das hochdeutsche:

Gott gibt wohl die Kuh,
aber nicht den Strick dazu[4]

entspricht, zeigt Sinnesverwandtschaft mit dem auf S. 219 besprochenen:

Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul.

Durch Überwindung des Lindwurmes, nach anderer Fassung durch Besiegung der beiden um das Vatererbe streitenden Nibelungenkönige und danach ihres Dieners Alberich erwarb

---

[1] KHM Nr. 163.

[2] Kalewipoeg, aus dem Estnischen übertr. von F. Löwe, Reval 1900 XIII. u. XIV. Gesch. und Anm. zu XIV, 333.

[3] BW Nr. 1146.

[4] G. Wunderlich a. a. O. II 7 S. 44.

Sigfrid den

Nibelungenschatz

oder **Nibelungenhort.**

Dadurch wurde er selber ein Nibelung; denn dieser Name übertrug sich auf den oder die jedesmaligen Besitzer desselben. Und Schatz und Name wandern von Hand zu Hand. Wenn man also wie Theseus und Kalewipoeg den Stier bei den Hörnern faßte, so faßte man dabei auch zugleich das Glück bei den Hörnern:

Das Glück bei den Hörnern fassen;

denn auch Kalewipoeg wurde durch die Überwindung des Sarwik Herr unermeßlicher Schätze und nicht nur das; er erwarb sich auch dadurch drei Mädchen zu Schätzen, wie überhaupt immer mindestens ein Mädchen der Lohn des Lindwurmbesiegers ist, die sogenannte Preisjungfrau. Sollte etwa auch die Übertragung des Wortes „Schatz" auf die Geliebte und den Geliebten:

Mein **Schatz,**
mein Gold,
mein Goldchen

auf der Sage beruhen? Ein nicht sehr anstelliges Frauenzimmer bezeichnet man auch scherzhaft als Perle. Vgl. die Ableitungen: Lebenslicht — ein großes Licht S. 35 aus der Haut fahren — eine alte ehrliche, gutmütige Haut — Balg S. 138 und Galgenstrick — Strick S. 186. Von der dem Sinne nach verwandten Redensart:

Die Gelegenheit beim Schopfe oder **bei der Stirnlocke fassen**

führt schon Büchmann[25] S. 83 aus, daß sie dem altgriechischen Mythos entstamme. Man dachte sich nämlich den Gott ‚Kairos' d. h. „die Gelegenheit" als eine Gestalt mit lockigem Vorhaupte und kahlem Hinterhaupte. Der Gegensatz lockig — kahl ist derselbe wie der später noch genauer zu behandelnde Gegensatz schwarz — weiß.

Nach Sigfrids Ermordung ging das Gold in den Besitz seiner Witwe Grimhild[1] über. Dieser aber ward von Hagen weg ge-

[1] So und nicht anders haben wir den Namen zu schreiben. Krimhild oder gar Chriemhild ist nur in der Folge des vielfachen Abschreibens der Handschriften des deutschen Nibelungenliedes durch Leute verschiedener Mundart zu Stande gekommene Verstümmelung des Namens und ebenso unberechtigt, wie wenn wir Krimbart oder Chriembart statt Grimbart (Name des Dachses in der Tiersage) oder Hildekriem oder Hildechriem statt Hildegrim (Name des Helmes Dietrichs) schreiben und im Anschlusse daran auch aussprechen wöllten.

nommen und in den Rhein versenkt. Damit wurde es zum

Rheingold.

Aber der Rhein ist nicht der einzige deutsche Fluß, in dem versunkene Schätze ruhen. Das beweist folgende

Harzsage.[1]

Vor tausend und mehr Jahren war das Land rings um den Harz von Riesen bewohnt, die Raub, Mord und Gewalttat übten. Sechzigjährige Eichen rissen sie samt den Wurzeln aus und fochten damit (vgl. den Baumausreißer und Sigenot S. 83). Was sich entgegen stellte, wurde nieder geschlagen und die Weiber in Gefangenschaft fort geschleppt, wo sie Tag und Nacht dienen mußten. (Vgl. Fenja und Menja.) In dem Boheimer Walde hauste dazumal ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm untertan, nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, die konnte er nicht zu seiner Liebe zwingen. Stärke und List halfen ihm nichts, denn sie stund mit einem mächtigen Geiste im Bunde. Einst aber ersah sie Bodo jagend auf der Schneekoppe und sattelte sogleich seinen Zelter, der meilenlange Fluren im Augenblicke übersprang; er schwur, Emma zu fahen oder zu sterben. Fast hätt' er sie erreicht. Als sie ihn aber zwei Meilen von sich erblickte und an den Torflügeln eines zerstörten Städtleins, welches er im Schilde führte, erkannte (sie muß also auch eine Art von Heimdallaugen gehabt haben, vgl. S. 107), da schwenkte sie schnell das Roß. Und von ihren Sporen getrieben flog es über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes. (Dieses fliegende Roß, das in einer anderen Fassung derselben Sage[2] ein kohlschwarzer, 10 Ellen hoher Rappe ist, ist also der Sleipnir, d. h. das Reittier Odins vgl. S. 157; folglich ist Bodo-Wotan!) Oft hörte sie einige Meilen hinter sich das schnaubende Roß Bodos und jagte dann den nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen auf. Jetzt stund ihr Roß verschnaufend auf dem furchtbaren Felsen, der Teufels Tanzplatz heißt (vgl. unten über Hägsentanzplatz). Angstvoll blickte Emma in die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß ging senkrecht die Felsenmauer hinab zum Abgrunde. Tief rauschte der Strom unten und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der entgegen stehende Fels schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß des Rosses. Von neuem hörte sie Bodos Roß schnauben. In der Angst rief sie die Geister ihrer Väter zu Hülfe (vgl. das Gelübde, Christ zu werden, beim letzten Wendenkönig und bei Chlodwig I. auf S. 76), und ohne Besinnen drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seite. Und das Roß sprang über den Abgrund glücklich auf die spitze Klippe (Harrassprung) und schlug seinen Huf vier Fuß tief in das harte Gestein, daß die Funken stoben. Das ist jener Roßtrapp. Die Zeit hat die Vertiefung kleiner gemacht, aber kein Regen kann sie ganz verwischen. Emma war gerettet, aber die centnerschwere goldene Königskrone fiel während des Sprunges in die Tiefe. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel und gab dem Flusse den Namen. Hier als schwarzer Hund bewacht er die goldene Krone der Riesentochter, daß kein Golddurstiger sie heraus hole (vgl. unten Wotan-Rübenzagel als Schätzehüter). Ein Taucher wagte es einst gegen große Versprechungen. Er stieg in die Tiefe, fand die Krone und hub sie in die Höhe, daß das zahllose versammelte Volk schon die Spitzen golden schimmern sah. Aber zu schwer entsank sie zweimal seinen Händen. Das Volk rief ihm zu, das dritte Mal hinab zu steigen. Er tat's und ein

[1] DS Nr. 319,3. [2] DS Nr. 319 ,5.

Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nimmer wieder auf. (Vgl. Schillers Ballade „der Taucher" die gleichfalls eine saghaltige Überlieferung zur Quelle hat.[1])

Wenn also ein heute noch viel gesungenes Lied mit den Worten beginnt

Es liegt eine Krone im tiefen Rhein
gezaubert von Gold und von Edelstein,
und wer sie erhebt aus tiefem Grund,
den krönt man zu Aachen zu selbiger Stund.
Vom Rhein bis zur Donau die Lande sind sein,
des Kaisers der Zukunft, des Kaisers am Rhein,

so gehört auch diese Krone zu dem Rheingolde, dem von Hagen in den Strome versenkten Nibelungenhorte und beweist einmal wieder doch wohl in etwas überraschender Weise, wie tief die Abhängigkeit der Kunstdichtung von der sogenannten Volksdichtung, der Sage, dem Mythos geht.

Auch in dem Grimmschen Märchen „Die beiden Wanderer"[2] ist eine goldene Krone ins Wasser gefallen. Der Schneider soll sie auf Betreiben des ihm feindlich gesinnten Schusters wieder herbei schaffen. Es gelingt ihm mit Hülfe einer dankbaren Entenmutter, deren Junges er auf ihre Bitten verschont hatte, und König wird er schließlich auch noch.

Ein versunkener Schatz ist auch

die versunkene Glocke.[3]

Dadurch werden aber wieder meine späteren Ausführungen darüber, daß die Schildbürger, Lalenbürger und Hornberger keine anderen als die Schlaraffen sind vgl. S. 214 gestützt; denn auch den Schildbürgern fiel einmal ihre neu gegossene schöne Glocke ins Wasser und konnte trotz aller Bemühungen nicht wieder zu Tage gehoben werden. Und so ist selbst auch Gerhard Hauptmanns bekanntes Drama „die versunkene Glocke" wie so viele andere neuzeitliche Dichtungen nur eine späte Nachblüte der Sage.

Als Sigfrid als

Sigurd

den Lindwurm erlegt hatte, beauftragte ihn Regin, das Herz des getöteten Fafnir über dem Feuer zu braten. Ungeduldig tauchte Sigurd einen Finger in den Kessel um zu versuchen, ob der Sud schon gar wäre. Da verbrannte er sich den Finger

---

[1] Literatur zur Tauchersage bei Hertslet S. 405ff., nur daß die Sage außerordentlich viel älter ist, als sie in der Bibliographie erscheint.

[2] KHM Nr. 107.

[3] Vgl. Sepp, Altbayrischer Sagenschatz München 1893, S. 416ff.

und steckte ihn, um ihn zu kühlen, in den Mund. Auf einmal verstand er, was drei Spechtmeisen im nahen Gebüsche zwitscherten. Sie rieten ihm, Fafnirs Herz ganz zu essen und Regin zu töten, da dieser danach trachte, den Bruder an ihm zu rächen. Als er dies alles vollführt hatte, weissagten sie ihm seine ferneren Schicksale und wiesen ihn weiter an, auf den Berg der Hirschkuh (Hindarfjall)[1] zu reiten und dort die schlafende Brynhild zu erwecken und sich zu erwerben.[2] Nach der Wölsungen-Sage waren es sieben Adlerinnen, die ihm dieselben Ratschläge von Bäumen herab gaben.

Auch Gudrun, Sigurds Gattin, soll von Fafnis Herzen gegessen und dadurch die Kenntnis der Vogelsprache erlangt haben (Edda, a. a. O. S. 222). Selbst das deutsche Volksmärchen weiß noch, wie man die Kenntnis erwirbt, z. B. die Grimmsche Erzählung KHM N. 17

Die weiße Schlange.[5]

Ein König ließ sich täglich eine zugedeckte Schüssel auf den Tisch stellen, von deren Inhalte er erst kostete, nachdem alle anderen hinaus gegangen waren. Einmal trug sie ein fürwitziger Diener heimlich in sein Kämmerlein und öffnete sie dort. Er fand darin eine weiße Schlange. Bei ihrem Anblicke konnte er die Lust nicht zurück halten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die mit einander sprachen und sich aller Lei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Er verstand also auf einmal:

Was die Spatzen auf den Dächern pfiffen.

Viel Gutes wird es nicht gewesen sein, was da der Diener von den Sperlingen zu hören bekam. Sie werden wohl tüchtig geschandmault und aller Lei böse Geheimnisse ausgezwitschert haben. Freilich ist das,

was die Spatzen von den Dächern pfeifen,

in dem Sinne, wie die Redensart heute gebraucht wird, ein

öffentliches Geheimnis,[3]

vgl. Büchmann S. 318. Vielleicht haben auch die Sperlinge

geschimpft wie ein Rohrspatz.[4]

Ein bisher treu bewahrtes Geheimnis, das er unter Todesstrafe nicht verraten durfte, wurde nämlich seiner Zeit von dem Haar-

[1] In dieser „Hirschkuh" verbirgt sich das Motiv des „weisenden Tieres"; vgl. S. 115. Die Hinde, nach der der Berg benannt wird, ist Brynhild selbst, die nach anderer Überlieferung in Gestalt einer Hinde mit goldenen Fußringen Sigurd zu sich lockt. Vgl. Hüsing, Rostahmsage S. 1f., 65f. und Mitra Sp. 41ff.

[2] Edda, a. a. O. S. 207ff.

[3] BW Nr. 425 umschreibt den Ausdruck, ohne seinen Ursprung aufzudecken.

[4] BW Nr. 985 will die Redensart lediglich aus der Natur des Rohrsperlings deuten.

schneider des Midas dem Rohre anvertraut und von diesem, das sich allerdings in dem Falle nicht der Vermittelung des Spatzen bediente, ausgeflüstert und dadurch zu einem öffentlichen Geheimnisse gemacht. Der deutsche Volksmund sagt nun freilich nicht:

Das Rohr hat Ohren,

aber dafür:

Büsche haben Ohren,
Felder haben Augen.[1]

— in ihnen sitzen ja auch die Geheimnisse ausplaudernden Vögel[2] — und

Wände haben Ohren,

und die waren früher und sind z. T. noch heute aus Rohr geflochten oder gewunden.[3] Und merkwürdiger Weise betraf das Geheimnis des Midas seine Ohren, sie waren nämlich

Eselsohren.

Solche hatten auch die Narren an ihren Kappen. Daß aber das ganze karnavalistische Narrenwesen auf der Sage beruht, werden wir später ausführen. Wände, wenn auch nicht aus Rohr geflochtene, hat ja auch schließlich der Eisenofen, dem in mehreren deutschen Volksmärchen, z. B. in „Die Gänsemagd"[4] und „Dat Erdmänneken"[5] wichtige Geheimnisse anvertraut werden, und die Träger bzw. Trägerinnen dieser Geheimnisse hatten sich auch hier wieder unter Androhung der Todesstrafe eidlich verpflichten müssen, sie keinem Lebenden zu verraten. Die Offenbarung derselben durch den leblosen Gegenstand, dem sie anvertraut werden, hat hier allerdings für den Helden bzw. die Heldin günstige Wirkungen, während sie

---

[1] Schr. S. 390.

[2] Vgl. Schr. S. 390 und BW Nr. 1210 **Das hat mir ein Vögelchen gesungen** / **Ein Vögelchen davon haben singen hören.**

[3] „Wand" bezeichnet wortgeschichtlich betrachtet, überhaupt nur die aus Rohr und Flechtwerk hergestellte Seite des Hauses; die aus Stein oder Ziegel hergestellte hieß und heißt noch heute „Mauer". Die Germanen kannten von Hause aus nur den Holz- und Fachwerkbau. In dem wurden bzw. werden die Wände aus Rohr geflochten oder gewunden, vgl.: „Kränze winden"; „Wand" ist mit winde – wand – gewunden gleiches Stammes. Später übernahmen die Germanen von den Römern auch den Stein- und Ziegelbau. Damit lernten sie es, die Seiten des Hauses auch aus Stein und Mörtel herzustellen und das Dach mit Ziegeln zu bedecken. Zeugen dieser kulturgeschichtlichen Entwickelung sind die Wörter: „Mauer", „Mörtel", „Kalk" und „Ziegel", die sämtlich Lehnwörter aus dem Lateinischen sind. Selbst „Fenster" ist ein solches.

[4] KHM Nr. 89.

[5] KHM Nr. 91.

dem Barbiere des Midas wirklich das Leben kostete. Die jetzt wohl veralteten oder wenigstens veraltenden Redensarten:

etwas Geheimes dem Ofen sagen,
den Ofen um etwas bitten

leitet Grimm aus dem Märchen „Der Eisenofen"[1] ab; sie passen aber viel besser zu den beiden eben angeführten Märchen. Hieher gehört auch:

Den Ofen zu Gevatter bitten.

Aber der Vogelsprache kundig muß schließlich auch Wotan selber gewesen sein; denn ihm, der darum auch „Der Rabengott"[2] hieß, sitzen die beiden Raben Hugin und Munin auf den Schultern. Die müssen Tag aus Tag ein über Midgard fliegen und ihm dann alle Begebenheiten ins Ohr raunen, die sie sahen und hörten. Um sie also zu verstehen, muß auch er die Vogelsprache verstanden haben, und zwar ins Besondere die Rabensprache. Ein neugriechisches Märchen führt sogar die Überschrift „die Rabensprache"[3] und die muß auch „der treue Johannes" des deutschen Volksmärchens verstanden haben; denn er belauscht, vorn auf dem Schiffe sitzend, drei Raben und erfährt aus ihrer Unterhaltung die Gefahren, die seinem Herrn drohen, und weiß sie deshalb später im Voraus zu bannen. Nur erzählt uns die Göttersage nicht, wie denn Odin zur Kenntnis der Rabensprache gekommen ist, und zwar aus gutem Grunde, wie wir auf S. 104 sehen werden.

Wie in der altgermanischen Überlieferung die Raben die Vögel Odins sind, so ist der Rabe in der altgriechischen Überlieferung der Vogel des Apollon, und zwar war dieser Rabe

ein weißer Rabe.[4]

Büchmann[25] S. 405 führt diesen Ausdruck unter „Geflügelten Worten aus lateinischen Schriftstellern" an und sagt über ihn bloß: „Juvenal 7, 202 liefert uns:

Corvus albus,
Ein weißer Rabe,

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 127, S. 227.

[2] Edda, übers. von Gering S. 330.

[3] Rh. Köhler a. a. O. S. 372.

[4] Aber dem Apollon war nicht nur der Rabe, ihm war auch der Schwan heilig. Darauf beruht der schon bei den alten Griechen übliche Vergleich des Dichters mit dem Schwane,

der Schwan von Teos — Anakreon,
der dirkeische Schwan — Pindaros,
und danach der süße Schwan vom Avon — Shakespeare,
vgl. Büchmann[24] S. 304.

als Bezeichnung für einen Ausnahmemenschen. — „Kein Wort darüber, wie denn Juvenalis zu dieser seltsamen Prägung kam.“[1] Aber der Ausdruck ist gar nicht römisches Ursprungs, sondern griechisches und geht auf folgende altgriechische Göttersage zurück:

Der Rabe Apollons.

Früher war der Rabe überhaupt einmal weiß. Als er aber seinem Herrn die Kunde von der Untreue seiner Geliebten Koronis, nämlich von ihrem Liebesverhältnisse zu Ischus, überbrachte, verwandelte ihn dieser im ersten Zorne, der sich merkwürdiger Weise über einen ganz Unschuldigen entlud, in einen schwarzen Vogel.

Ich bin hier der Darstellung des Hesiodos (fr. 123 Rz) gefolgt. Schon Ovidius scheint den Widerspruch, daß hier der Gott den Raben für seine gewissenhafte Pflichterfüllung bestraft statt belohnt, gefühlt zu haben. Er stellt das schwarz Werden des Raben als Strafe für seine Geschwätzigkeit hin, verlegt aber den Zeitpunkt seiner Verwandlung aus einem weißen in einen schwarzen Vogel erst in dem Augenblick, als Apollon zu bereuen beginnt, daß er Koronis vorschnell mit dem Tode bestraft hat. Beide Dichter überliefern uns wohl den Sachverhalt schon entstellt. Der Rabe mochte ursprünglich das Liebesverhältnis der Koronis zu seinem Herrn Apollon ausgeplaudert haben und dafür bestraft worden sein, etwa wie Alektruon, der junge Diener des Ares, den dieser sich für seine Besuche bei Aphrodite zum Wächter bestellt hatte, einmal einschlief und so die Veranlassung wurde, daß Helios die Buhlerei zwischen Ares und Aphrodite entdeckte und dem Hephaistos verriet. Alektruon wurde von Ares zur Strafe in einen Hahn verwandelt.[2]

Zur weiteren Klärung muß aber noch folgende Sage bei Gervasius von Tilbury heran gezogen werden, die zugleich zeigt, daß die Kenntnis solcher und ähnlicher Geschichten keines Wegs auf die Griechen beschränkt ist.

Der Rabe von Burgund.

Auf einem Schlosse in Burgund lebte ein Rabe, der regelmäßig Anzeige erstattete, wenn sich eine Gefahr in der Nähe zeigte oder feindlicher Überfall drohte. Als dieser Vogel einst bemerkte, daß die Burgfrau neben ihrem Gatten noch einen Geliebten hatte, erzählte er es dem Burgherrn, wurde aber zur Strafe dafür von dem Nebenbuhler durch einen Pfeilschuß getötet.[3]

Sterben und schwarz Werden ist in der Sage gleichbedeutend, wie wir noch weiter sehen werden.

---

[1] BW Nr. 961 macht es ganz ähnlich.

[2] Roscher a. a. O. I Sp. 226.

[3] BW Nr. 1210. Vgl. meinen Aufsatz in der Orientalischen Literatur-Zeitung 1905, Sp. 219ff.

Als Noach bei Abnahme der Sinflut den Raben ausschickte, kam dieser nicht zurück, weil er sich an den Leichen der durch die Flut Umgekommenen ergetzte.[1] Um dieser Gefräßigkeit und Vergeßlichkeit willen wurde er, der vorher weiß und schön war, in einer syrischen Fassung der Flutsage[2] durch Verfluchung verändert. Nach tirolischer Volkssage wurden die Raben schwarz, weil sie dem dürstenden Christus den Bach trübten.[3] Auch die Schwalben sollen ursprünglich weiß gewesen und nach dem Sündenfalle schwarz geworden sein.[4]

Findet sich nun aber irgendwo noch ein weißer Rabe, so ist dies

Ein seltener Vogel,
Rara avis.

Büchmann[25] S. 401 hätte also diesen Ausdruck von „Weißer Rabe" nicht trennen dürfen. Im Übrigen dürfte er wiederum nicht, wie Büchmann will, römisches Ursprunges sondern gemeinsames arisches Urgut sein.[5] Im Deutschen steht neben dem weißen Raben als ebenso große Seltenheit auch

ein weißer Sperling.[6]

Der Rabe aber, der zur Strafe aus einem weißen in einen schwarzen verwandelt wurde, war

ein Unglücksrabe,

vgl. Wilhelm Busch' lustige Geschichte „Hans Huckebein der Unglücksrabe", und

ein Pechvogel,

---

[1] Dähnhardt, Natursagen I S. 285f.

[2] Lagarde, Materialien II, 79,4 und Grünbaum, Neue Beiträge S. 83.

[3] Zingerle, Sitten des Tiroler Volkes[2] S. 86.

[4] Altpreuß. Monatsschr. XXII, 289.

[5] Nach arabischen Schriftstellern und einigen Kirchenvätern haben allerdings alle Raben, wenn sie zur Welt kommen, weißes Gefieder und werden erst nach 40 Tagen schwarz, vgl. Roscher, Tessarakontaden der Griechen und anderer Völker S. 175. Danach wären also weiße Raben nicht so selten. Aus solcher theologischer Gelehrsamkeit scheint Notker zu schöpfen, wenn er Ps. 149,9 sagt: „*Physiologi sagent daz pulli corvorum des touues lebeen, die uuîla sie wîz sint unde fon iro parentibus neheina fuora nehêigên, er sie suarz uuerdent.*" Und Heusler in Gesners Vogelbuch (1582) 196b behauptet: „*Der rapp ist in seiner jugend minder schwartz, dieweil er vom himmeltauw gespeisst wird,*" vgl. Grimm Wtb. 9 Sp. 2305.

[6] G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter II[7] S. 73.

der seinem Herrn Appollon

eine Rabenbotschaft

überbrachte. Ich vermute, daß auch die Raben Hugin und Munin Odin bloß die Rabenbotschaften, die „Hiobsposten", übermittelt haben werden; wie sie es noch bei Richard Wagner in der „Götterdämmerung" tun; denn die guten Taten und Geschehnisse wirkte er doch selber, brauchte sie also nicht erst von seinen getreuen Dienern zu erfahren. Noch als Kaiser Rotbart im Kyffhäuser hat Wotan mit den Raben in diesem Sinne zu tun. So lange sie noch den Berg umfliegen, „muß er auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr".

Bei dieser Gelegenheit eine kleine Abschweifung über die Kyffhäuser-Sage. Die viel erörterte Frage, welcher Kaiser nach dem Glauben des Volkes im Kyffhäuser schlafe, ob Friedrich I. oder Friedrich II., ist ganz müßig und kann nur von jemand aufgeworfen worden sein, der vom eigentlichen Wesen der Sage überhaupt so gut wie nichts verstund; denn dasselbe wird auch von Kaiser Karl dem Großen im Ochsenkopfe oder im Desenberge bei Warburg, von Kaiser Heinrich I. dem Finkler im Südemer Berge bei Goslar und von Kaiser Karl V. im Untersberge bei Salzburg erzählt, ja sogar auch von echten mythischen Helden wie von Sigfrid und Dietrich in der Burg Gerolseck im Wasgau. Die Erzählung ist ein rechtes Musterbeispiel des Fortlebens der Sage und ihres steten Wiederanrankens an geschichtlich bedeutsame Persönlichkeiten. Auf den im Berge schlafenden Kaiser spielen auch die Redensarten an:

Auf den alten Kaiser leben, zechen, borgen, sündigen, zehren, stehlen, plündern

Auf den alten Kaiser hin[1]

Auf den alten Kaiser[2]

Über den alten Kaiser.[1]

Er ruht ja in festem Zauberschlafe tief unten in seinem unterirdischen Schlosse; sein wieder Erwachen liegt in ferner blauer

---

[1] Schr. S. 351.

[2] BW Nr. 34 verwirft wieder die Erklärung all dieser Redensarten aus der Sage und bezeichnet die „nüchterne Deutung Möllers" (Lyon Zs. 5) als die „angemessenere, daß unter dem alten Kaiser der zuletzt gestorbene zu verstehen sei. Die Redensart wird aus den Zwischenregierungen stammen, wo die Fürsten und erst recht die kleineren Herren oft bunt wirtschafteten, weil ihnen kein Kaiser auf die Finger sah, und wenn sie der neue hätte zur Rechenschaft ziehen wollen, so war es eben noch „auf den alten Kaiser" geschehen."

Zukunft. Man braucht also nicht zu fürchten, daß er gegen die Missetäter einschreiten werde. Daß diese Auffassung die richtige ist, wird durch die Redensart bewiesen:

Den Kaiser einen guten Kaiser sein lassen,

die in genau dem gleichen Sinn gebraucht wurde, wie wir heute sagen:

Den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

„Gott und der Kaiser sind" dem, der so lebt, „nachsichtige, schwache Alte, welche seine Übergriffe teils nicht erfahren, teils sich nicht um sie kümmern";[1] etwa wie eine mecklenburgische Redensart sagt:

Wenn't de Paster man nich süht, mit unsen Herrgott will'k wohl farig warden, säd' de Bur, dor makt he sin Heu an'n Sünndag. Aber der alte Kaiser ist eben auch wirklich selber ein Gott, nur leider ein schlafender, nämlich Wotan als Führer der Einherier, die Götterdämmerung erwartend.

Der Pechvogel könnte freilich auch ein Vogel sein, der Pech an sich[2] oder in sich hat und dadurch eine belagerte Stadt in Brand steckt, wie z. B. der Kapi-König Hanuman, der auf diese Weise die Burg des Riesenkönigs Rawana von Ceylon, sich selber in einen solchen roten Vogel verwandelnd, in Brand steckte.[3]

Er setzte ihr den roten Hahn aufs Dach,[4]

nämlich sich selber als roten Hahn.

Fridlew, König von Dänemark,

befestigte angezündete Schwämme an den Flügeln von Schwalben. Wie diese in ihre Nester zurück flogen, setzten sie plötzlich die Häuser Dublins in Flammen. Die Städter strömten herbei, um diese zu löschen, und richteten ihre Aufmerksamkeit vielmehr darauf, das Feuer zu ersticken als vor den Feinden auf der Hut zu sein; während dessen bemächtigte sich Fridlew Dublins.[5]

---

[1] Schr. S. 351.

[2] Vgl. Schr. S. 427: **„Er hat Pech an den Federn, an seinen Federn haftet Pech".**

[3] Göll, Illustrierte Mythologie,[8] Leipzig 1905, S. 383.

[4] Vgl. Schr. 231 und BW Nr. 487: „In der altnordischen Göttersage spielt ein roter Hahn eine ganz bestimmte Rolle: er heißt Fjalar und verkündigt mit seinem Krähen das Anbrechen der „Götterdämmerung", also des Weltenbrandes, des Sinbrandes.

[5] Saxo Grammaticus, übers. von Hermann Jantzen, Berlin 1900. Diese Übersetzung, die ja an sich ein sehr verdienstvolles Werk war, hat aber leider den Fehler, daß sie die Eigennamen nicht mit übersetzt und in Formen gibt wie Balderus, Hotherus, Othinus, wodurch die Tatsache verdunkelt wird, daß es sich hier um zu Helden herab gesunkene Götter handelt.

Aber der Pechvogel könnte wohl auch ein Vogel-kleb-an sein wie „die goldene Gans" in dem bekannten Grimmschen Märchen,[1] an der hinter einander die drei Töchter des Wirtes, bei dem der Dummling übernachtet, der Pfarrer, der Küster und zwei Bauern, einer immer am andern klebend, hangen bleiben. In der Edda ist der Vogel-kleb-an ein Adler, nämlich der Adler Thiassi, dem Loki eine Stange in den Leib stieß, worauf er sich erhub und aufflog. „Die Stange saß fest in dem Hinterteile des Adlers, und das andere Ende der Stange hatte Loki mit seinen Händen umklammert. So niedrig flog nun der Adler, daß Lokis Füße auf der Erde und den Steinen schleiften, die Arme aber, meinte er, müßten aus den Achseln reißen."[2]

Endlich könnte man auch beim Pechvogel an den

Kummervogel[3]

folgendes türkisch aufgezeichneten Märchens denken. Die Tochter eines Padischahs sah einmal, daß ihre Lehrerin betrübt war und fragte sie, was ihr fehle. „Ich habe Kummer," antwortete die Lehrerin. — „Was ist der Kummer für ein Ding; gib mir auch davon!" bat die Sultanstochter. Da kaufte ihr die Lehrerin einen Kummervogel in einem Käfige. Einst nahm ihn das Mädchen mit an einen Weiher. Dort fing der Vogel auf einmal an zu sprechen und sagte: „Laß mich frei, damit ich mich ein wenig mit den andern Vögeln unterhalte; ich kehre nach zwei Stunden zurück." Die Sultanstochter ließ ihn heraus; aber nach der abgelaufenen Frist packte sie der Vogel und setzte sie auf der Spitze eines Berges nieder mit den Worten: „Sieh, das ist der Kummer; ich werde dir davon schon noch mehr bereiten." Hierauf verdang sich das Mädchen, als Mann verkleidet, in einem Kaffeehause als Gehilfin. Aber in der Nacht, während sie schlief, zerbrach der Kummervogel alles ihr anvertraute Geschirr und weckte hierauf das Mädchen, indem er die gleichen Worte wiederholte wie auf dem Berge. Ebenso zerfetzte er ihr, die sich danach als Schneidergehülfe ein neues Unterkommen verschafft hatte, in einer Nacht alle Kleider im Laden, und später, wo sie bei einem Fransenmacher war, alle Fransen. Hierauf erlitt das Mädchen durch Schuld des Kummervogels ganz ähnliche Schicksale wie das „Marienkind"[4] in dem Grimmschen Märchen, wurde aber vor der Hinrichtung durch Mitleid des Henkers bewahrt. Schließlich wurde sie von dem Kummervogel mit ihren drei Kindern und danach auch mit ihrem Gatten wieder vereinigt. Der Vogel hörte endlich auf, ihr fortwährend

Pech

d. h. Unglück zu bringen. —[5]

---

[1] KHM Nr. 4.

[2] Edda, a. a. O. S. 353.

[3] Ignaz Kúnos, Türkische Volksmärchen aus Stambul, Leiden 1905. Das so genannte „Zweibrüdermärchen" führt bei Zingerle die Überschrift „Glückvogel und Pechvogel", vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 60, Recl.-Ausg. S. 113.

[4] KHM Nr. 3.

[5] Vgl. Schr. Nr. 102 S. 426, BW Nr. 903 und R Nr. 148, die den bildlichen Gebrauch des Wortes „Pech" wegen „Pechvogel" lediglich aus dem Vogelsange

Auch der König Salomo besaß die Kenntnis der Vogelsprache, worauf der mit allen Sagenschätzen des Morgenlandes wohl vertraute Fr. Rückert in seinem ergreifendem Liede „Aus der Jugendzeit“ anspielt mit den Worten:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Vogelsprachekund, Vogelsprachekund
Wie Salomo.

Ein estnisches Märchen,

Der Nordland-Drache,[1]

dessen Held niemand anders als Sigfrid in estnischer Umprägung ist, schildert uns, welche Wandlung mit dem Helden vor sich ging, als er die Vogelsprache erlernt hatte: „Schon am nächsten Tage fand der Jüngling die Welt wie verwandelt; er ging nirgends mehr allein sondern hatte überall Gesellschaft, weil er die Vogelsprache verstund, durch welche ihm vieles offenbar wurde, was menschliche Einsicht ihn nicht hätte lehren können.“ –

In anderen estnischen Märchen, dessen Überschrift

Die Goldspinnerinnen[2]

seine Verwandtschaft mit, und dessen Inhalt seine Herkunft aus der germanischen Sagenwelt erweist, heißt es auch: „In diesem Männlein im Federkleide steckt viel verborgene Weisheit, die den Menschen unbekannt ist.“

Auch bei Aristophanes besitzen die Vögel die Gabe der Allwissenheit, und noch heute pflegen wir einen sehr kenntnisreichen Menschen mit leisem, oft verdientem Spotte als

ein gelehrtes Huhn

zu bezeichnen. In der bereits auf S. 53 behandelten altelamischen Sage vom Himmelsfluge Etanas kömmt „ein sehr gescheites Adlerküken“[3] vor, das seinen Vater zwei Mal durch seine klugen Weissagungen warnt, freilich vergeblich; denn

Wen Gott strafen will, den hat er mit Blindheit geschlagen.

In diesem Falle ist also gewisser Maaßen

das Ei klüger als die Henne.

Gelehrte Hühner haben meistens eine Brille auf der Nase, weil sie gewöhnlich durch vieles unvernünftiges Lesen bei schlechtem, künstlichem Lichte halbblind geworden sind,

die Hühnerblindse bekommen

---

herleiten wollen. Die oben aufgedeckten Zusammenhänge sprechen dagegen; vgl. unten auch schwarzes Unglück, schwarzes Verhängnis.

[1] Kreutzwald-Löwe a. a. O. Nr. 18.

[2] Ebendas. Nr. 1.

[3] KB VI S. 100 und AR 1903 S. 180 Hüsing, Zum Etana-Mythos.

haben, und so mag wohl auch das Sprichwort:

Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Korn

auf die Sage anspielen. Der landwirtschaftlichen Beobachtung kann es schon darum nicht gut entstammen, weil man doch wohl eine blinde Henne schleunigst schlachten und verzehren würde. Dasselbe gilt für

die blinde Sau, die manchmal eine Eichel findet.

In der Sage sind nun einmal die Vögel die Weisheitspender. Die Tatsache erscheint uns heute verwunderlich, aber wir müssen sie zunächst einmal hinnehmen. Zu ihrer Erklärung hilft uns jedoch die Tatsache, daß in der altgriechischen Göttersage Zeus selber nicht nur den Adler als ständigen Begleiter fast immer bei sich hat, sondern auch zuweilen selber als solcher auftritt. So raubt er z. B. nach Lukianos selber in Adlergestalt den Ganumedes, wie er als Stier die Europa raubt und als Schwan der Leda naht. In einen anderen Vogel, nämlich in einen Kuckuck, verwandelt er sich, als er mit der Hera Hochzeit hält. Er legte auch wirklich in die Nester sehr vieler fremder Ehen

Kuckuckseier.

Vgl. die ausgelassene Wolzogensche Geschichte „Das Kuckucksei". Und auch nach deutschem Volksglauben ist der Kuckuck ein Wahrsager. Sein Rufen gibt die Zahl der Lebensjahre oder derjenigen bis zur Hochzeit oder gar die Zahl der zu erwartenden Kinder an; daher die Redensart:

Das weiß der Kuckuck.[1]

Der Vogel ist also der Gott selber, und deshalb allwissend. Hugin und Munin sind also Odin selber. Wieso dieser eine Zweiheit sein kann und doch auch wieder im Grunde eine Einheit darstellt, darüber vergleiche man den II. Teil. Und nun sehen wir auch, warum die Göttersage uns nicht erhalten hat, wie die Kenntnis der Vogelsprache erworben wird. Den Erzählern derselben muß noch mehr oder weniger dunkel vorgeschwebt haben, daß der Vogel bzw. die Vögel, die dem Helden die heilsamen Ratschläge erteilen, in Wahrheit der höchste Gott selber sind. Wie Sigurd später von Spechtmeisen bzw. Adlerinnen angewiesen wurde, was er zu tun und wohin er sich danach zu begeben hätte, hatte er vorher von einem altem

[1] Henne-Am Rhyn a. a. O. S. 138 und BW Nr. 707.

Manne mit langem Barte den Rat bekommen, nicht bloß eine Grube unter dem Pfade Fafnis zu machen, wie ihm Regin angegeben hatte, sondern mehrere, damit sie das Blut des Getöteten auffingen. Hätte er nur eine gemacht, so wäre er in derselben ertrunken. Der alte Mann mit langem Barte aber war niemand anders als Ođin, der schon als Hnikar, „der Mann vom Berge", Sigurd auf seiner Fahrt zur Vaterrache begleitet hatte.[1] —

Demnach waren die **Legions**adler der Römer sichtbare Zeichen und Bilder des höchsten Gottes, dessen Beistand man für das kriegerische Unternehmen, zu dem man gerade auszog, sich sichern wollte. Die Römer aber setzten mit diesem eigentümlichen Feldzeichen nur die Bräuche älterer Kulturvölker fort. Vermutlich haben sie den Adler den Makedonen der Diadochenzeit entlehnt. Diese aber haben ihn von den Alt-Persern übernommen. Die Perser, die ihn nicht nur auf den Standarten sondern auch auf den Schilden trugen, haben ihn aus dem assürischen Feldzeichen durch Umgestaltung entwickelt; denn den Heerscharen Assurs schwebte auf den Standarten der Kriegsgott Assur als Bogenschütze mit Vogelkörper voran. Nun wurden bekanntlich die römischen Feldzeichen von Napoleon I., zeitgemäß umgeformt, wieder aufgenommen, und den Franzosen folgten dann auch die anderen Völker Neueuropas, und so gehen denn auch noch die Adler, die unsere Soldaten auf den Helmen tragen, ebenso wie der preußische Adler überhaupt und der Reichsadler samt allen Wappenadlern, diese natürlich ohne Vermittelung der Franzosen, letztes Endes auf mythische Vorstellungen zurück. Und sie sind somit eigentlich heidnischer als die Kreuze, die die christlichen Kreuzfahrer vor dem Auszuge ins heilige Land auf ihre Gewänder hefteten, obwohl auch diesen kein anderer Sinn inne wohnte als den Adlern. —

Ein schottisches Märchen aus den westlichen Hochlanden[2] berichtet von einem Manne Namens Farquar, der durch Kosten der Brühe, in der eine weiße Schlange gekocht ward, allwissend wurde. Er brauchte nur seine Finger an seine Zähne zu legen, um alles zu erfahren, was er wissen wollte:

Er saugte sich also buchstäblich **die Weisheit aus den Fingern.**

---

[1] Edda a. a. O. S. 200. Wolzogen gibt in seiner Edda-Übersetzung S. 289 Hnikar mit Nekar wieder. Der Name des deutschen Flusses hätte danach, wie viele erkundliche Namen, auch mythische Bedeutung.

[2] J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands* London 1890 Nr. 47.

Wenn von einem Unmögliches verlangt oder etwas gefordert wird, was er selber nicht hat, so ruft er wohl unwillig aus:

Ich kann es mir doch nicht aus den Fingern schneiden.

Die Zauberkünstler schneiden sich in der Tat oft zur größten Verwunderung der Zuschauer die überraschendsten Dinge aus den Fingern. Nun entstammen viele Gauklerkunststücke der Sage. Folglich wird es auch mit der Redensart: „sich etwas aus den Fingern schneiden" der Fall sein, ebenso wie mit:

sich etwas aus den Rippen schneiden. –

Auch der große Held Fin der altirischen Sage brauchte nur seinen Daumen unter seine Zähne zu legen, um sofort alle Geheimnisse zu ermitteln, auf die es ihm gerade ankam. Er muß also Weisheitszähne, vielleicht überhaupt nur einen

Weisheitszahn

besessen haben. Und zwar wird dieser golden gewesen sein, und auch Heimdall, der Wächter der Asen an der Brücke Bilröst, wird ihn gehabt haben. Er führt nämlich in der Edda unter anderem den Beinamen Gullintanni, d. h. Goldzahn, und war sehr scharfsinnig im eigentlichen und übertragenen Sinne des Wortes.

Von einem, der sich besonders schlau dünkt, der alles besser zu wissen meint als wir und auch wirklich überraschende Kenntnisse zu Tage fördert, von denen man sich nicht recht erklären kann, wie er zu ihnen gekommen ist, pflegt man, meist spöttelnd, zu sagen:

Er hört das Gras wachsen.

Von dieser Redensart hat schon Grimm erkannt, daß sie auf die Sage anspielt.[1] In dem deutschen Volksmärchen

Die sechs Diener[2]

findet der Königsohn auf der Fahrt zu der Tochter einer Zauberin, die alle Freier enthaupten läßt, wenn sie bestimmte Aufgaben nicht erfüllen können, einen, der mit dem Ohre auf dem Rasen liegt und auf die Frage, was er da mache, antwortet: „ich horche nach dem, was eben in der Welt sich zuträgt; denn meinen Ohren entgeht nichts, das Gras sogar hör' ich wachsen."

Auch der zweite der fünf mit besonderen Wundergaben ausgestatteten Diener, die Münchhausen in seinem 5. Seeabenteuer

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 91, S. 130. BW Nr. 466 bringt weiteren Stoff und erwähnt auch zum Schlusse die Heimdall-Sage, ohne jedoch die Redensart geradezu aus ihr abzuleiten.

[2] KHM Nr. 134.

anwirbt, „hört, wie das Gras wächst".[1] Ein solcher „Feinohr" kömmt auch in einem bretonischen Märchen[2] vor. Das Urbild dieses „Scharfohrs" des arischen Volksmärchens ist in der germanischen Göttersage Heimdall, der Wächter der Asen. Von ihm erzählt nämlich die jüngere Edda: „Er kann auch

hören, wie das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wächst,"

sowie überhaupt alles, was einen Laut von sich gibt, und fährt dann fort: „Er bedarf weniger Schlafes als ein Vogel und sieht bei Nacht eben so gut wie bei Tage hundert Meilen weit."[3] Er hat also:

Argosaugen:

vgl. Büchmann S. 83. Auch dieses scharfe Auge lebt noch in dem eben erwähnten deutschen Volksmärchen fort; denn einer der „sechs Diener" hat so helle Augen, daß er „über alle Wälder und Felder, Täler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann", und in dem nahe verwandten Märchen von den „Sechsen, die durch die ganze Welt kommen",[4] begegnet der abgedankte Soldat einem Jäger, der auf eine Fliege zielte, die zwei Meilen davon auf dem Aste eines Eichbaumes sitzt und der er das linke Auge ausschießen will. Es ist also wiederum nur Folge der eigentümlichen Entwickelung unseres Geisteslebens, daß wir nicht

Heimdallaugen

statt Argusaugen

sagen. Auf jeden Fall aber ist der Helläugige der Sage auch

hellhörig.

In demselben Sinne wie „er hört das Gras wachsen" gebraucht man auch:

Er hört die Flöhe hopsen oder **husten.**

Ich weiß nicht, ob man sich das Hopsen oder Husten dieser lieblichen Tierchen je zu Gehöre bringen kann, es müßte denn etwa ein Prachtstück dieser Gattung sein wie der Floh, den in einem französischen Volksmärchen[5] eine Prinzessin fing und in

---

[1] Burger, Münchhausen, Recl.-Ausg. S. 49.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 134, S. 232.

[3] Edda a. a. O. S. 320.

[4] KHM Nr. 71. Iranische Beispiele von Weitsichtigkeit gibt G. Hüsing, Iranische Überlieferung S. 63, 71, 182, 184, 186.

[5] Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung hg. von J. Bolte, Weimar 1898 S. 92 „*Le coffret de la princesse*".

einem Kasten zu seltener Größe heran zog. Als er nach Jahres Frist starb, ließ sie mit seiner Haut den Kasten überziehen und erklärte, nur den heiraten zu wollen, der erriete, von welchem Tiere die Haut sei. Das Märchen stimmt mit einem deutschen Bruchstücke überein, das Grimm hinter den Anmerkungen zu seiner Sammlung unter dem Titel „Die Laus“ mitteilt, nur daß hier die Königstochter aus dem Felle der Laus sich nicht einen Stuhl oder Kastenüberzug sondern ein Kleid machen läßt. Ziemlich groß, mindestens so groß, daß man sein Hopsen und Husten hören konnte, muß auch der Floh gewesen sein, von dem Goethe den Mephistopheles in Auerbachs Keller singen läßt:

Es war einmal ein König,
der hatt' einen großen Floh,
den liebt er gar nicht wenig,'
als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
der Schneider kam heran.
Da miß dem Junker Kleider
und miß ihm Hosen an.

In Sammet und in Seide
war er nun angetan,
hatte Bänder auf dem Kleide,
hatt' auch ein Kreuz daran,
und war sogleich Minister
und hatt' einen großen Stern usw.

Aber nun zurück zu Sigfrid, wie er den Finger — es muß doch der Zeigefinger gewesen sein — in das siedende Wurmherz Fafnis tauchte. Nach dem neuhochdeutsch aufgezeichneten Liede vom hürnen Seyfrid“[1] tauchte er ihn in den Strom, der aus dem Scheiterhaufen floß, welchen er über dem erschlagenen „Gewürm und Geschwürm“ aufgehäuft und angezündet hatte. Als er ihn wieder heraus zog, sah er, daß derselbe, nachdem er erkaltet, hürnen geworden war. In einer großen, weit verzweigten Gruppe von arischen Volksmärchen kehrt der Zug ständig wieder, daß der Finger des Helden durch dieses fürwitzige Tauchen in ein Gefäß oder in einen Brunnen, dessen Inhalt nicht berührt werden soll, ganz golden wird und dadurch verrät, daß das gemessene Verbot übertreten worden ist. So ergeht es z. B. dem Königssohne in dem Grimmschen Märchen

[1] Vogt-Koch, Deutsche Literaturgeschichte.

„Der Eisenhans",[1] dem aber auch wieder ein alter Mythos zu Grunde liegt, wie schon seine Ähnlichkeit mit der altphrygischen Sage von König Midas beweist. Hüsing nennt deshalb auch den Goldfinger der Sage „Midasfinger".[2] Das Urbild des „Eisenhans" in der Götterwelt ist der Meeresgott Aegir. Wie jener Jäger und Hunde zu sich hinab zieht auf den Grund des Weihers im Walde, so zieht dieser die schifffahrenden Menschen zu sich hinab in die Tiefe des Meeres. Vielleicht lebt dieser altgermanische Meeresgott in unserer Sprache noch heute fort als

Meergreis,

falls wir nicht etwa „Märgreis" zu schreiben und an einen Mann zu denken haben, der stets „märt" und darum nie mit seiner Arbeit fertig wird. — Wie fest die einzelnen Züge der Götter- und Heldensage sich im Volksmärchen erhalten haben, beweist der Umstand, daß auch den Königsohn im „Eisenhans", der Finger, den er in den verbotenen Brunnen taucht, schmerzt; nur fühlt er den Schmerz vor, Sigfrid ihn nach dem Eintauchen, und das Schmerzen wiederholt sich bei jenem noch zwei Mal und ist jedes Mal der Anlaß zum Eintauchen. Mit anderen Worten, beim Königsohne ist der Schmerz die Ursache, bei Sigfrid die Wirkung des Eintauchens. Jedes Falles spielt auch der Ausdruck

Goldfinger

auf die Sage an. Er taucht selbst im deutschen Schrifttume schon ziemlich frühzeitig auf; denn schon im Spätalthochdeutschen kömmt er vor.

Aber auch andere Leibesteile des Helden der Sage können golden sein, wie wir ja schon bei Heimdall auf S. 106 einen

Goldzahn

fanden. Als

Tantalos

in frevelhaftem Übermute seinen eigenen Sohn geschlachtet und gebraten den Göttern zum Mahle vorsetzte, merkten dieselben das scheußliche Verbrechen sofort, nur Demeter nicht; denn sie war ganz in den Schmerz über ihre spurlos und rätselhaft verschwundene Tochter Persephone versunken. Sie kostete von dem seltsamen Mahle, und so stellte es sich nach der Wiederbelebung des Pelops heraus, daß ihm eine Schulter fehlte. Diese ward ihm von Hephaistes durch eine goldene ersetzt.

---

[1] KHM Nr. 136.

[2] Vgl. MB II, 2, Hüsing, Iran. Überlieferung S. 61.

Eine goldene Schulter aber ist doch unbestreitbar viel schwerer als eine, die aus Muskeln, Sehnen und Knochen besteht, und so hatte Pelops seitdem eine leichte und eine schwere Schulter oder Achsel. Er konnte seitdem also eine Bürde, die er zu tragen hatte, je nachdem wie er wollte, auf die schwere oder auf die leichte Schulter oder Achsel nehmen, nur daß es ihm auf der leichten bequemer gewesen sein wird, weil die schwere eine künstliche, war, und deshalb sagen wir noch heute:

Etwas auf die leichte Schulter oder **Achsel nehmen.**[1]

Eine goldene, metallene Schulter ist für gewöhnlich kälter als eine aus Fleisch und Blut, und so scheint die Redensart:

einem die kalte Schulter zeigen

entstanden zu sein, die ich kürzlich in der Zeitung, auf Rußland und Bulgarien angewendet, las.

Die Sage von Tantalos ist eine altphrygische Sage, also eine arische. Deshalb müssen wir auch in den mythenhaltigen Überlieferungen der anderen arischen Völker Entsprechungen finden. In der altirischen Sage:

Die erste Schlacht bei Mag Tured (Moytura)[2]

wurde dem Nuada oder Nuadu, dem Könige des Volkes der Göttin Dana, die rechte Hand abgeschlagen. Später machte ihm Diancrecht, der Götterarzt, eine künstliche Hand von Silber, die die Kraft und die Bewegungen einer natürlichen Hand hatte. Diancrecht hatte dabei die Hülfe des Götterschmiedes Credne in Anspruch genommen. Nuadu aber führte seitdem den Beinamen Argetlam d. h. Silberhand; vgl. später Linkhand.

Wer denkt hier nicht an die eiserne Hand des Götz von Berlichingen.[3] Noch heute sprechen wir bildlich von einer eisernen Hand, eisernen Faust, Eisenfaust.

Näher verwandt mit der Tantalos-Sage ist folgende altnordische:

Thors Böcke.[4]

Auf der Fahrt gen Utgard kehrten Thorr und Loki eines Abends in einem einsamen Bauernhofe ein. Da der Besitzer nur magere Kost gewähren konnte, schlachtete Thorr seine Böcke, häutete sie ab und tat sie in den Kessel. Als das Fleisch gesotten war, setzte er sich zu Tische und lud auch den Bauern und seine Kinder, den Knaben Thialfi und das Mädchen Roskwa, zur Abendmahlzeit ein. Thorr rückte die Bockfelle vom Feuer fort und sagte, die Kinder sollten die Knochen

[1] Die vernünftelnde Erklärung BW Nr. 21 befriedigt nicht.

[2] Arbois de Jubainville, Cours de litterature celtique Bd. V S. 403ff.

[3] Ob nicht auch Thors „Eisenhandschuh" diesen mythischen Zug der „eisernen Hand" vertreten mag?

[4] Edda, übers. von Gering S. 334.

auf diese Felle werfen. Aber Thialfi, der Sohn des Bauern, zerschlug mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bockes und spaltete es, um das Marg zu erlangen. Thorr blieb die Nacht über dort. Früh am Morgen stund er auf, ergriff den Hammer Mjolnir, schwang ihn empor und weihte die Bockfelle. Da standen die Böcke auf, doch der eine von ihnen war an einem Hinterfuße lahm.

Die Erzählung sagt leider nur, daß Thorr die Böcke bei dem Bauern zurück ließ, verschweigt also, was er nach der Rückkehr aus Utgard mit dem lahmen Bocke gemacht hat. Wir dürfen vielleicht auf Grund der hier heran gezogenen ähnlichen Überlieferungen ergänzen, daß er den zerschmetterten Hinterfuß durch einen goldenen ersetzte. Die Böcke sind die Zugtiere Thors. Alle germanischen Götter und Göttinnen haben Zug- oder Reittiere, und bei den meisten von ihnen ist ausdrücklich hervor gehoben, daß sie ganz oder wenigstens zum Teile aus Golde bestanden. Das des Freyr war ein goldborstiger Eber, das der Freyja gleichfalls. Das des Heimdall war das Roß Gulltopp d. h. Goldzopf. Seine Mähne und sein Schweif werden goldene Zöpfe gewesen sein, und auf diesem Vorbilde wird die Sitte beruhen, den Pferden, wenn sie auf den Markt geführt werden, Stroh in die Mähnen und Schweife zu flechten. Phrixos und Helle fliehen aus dem Lande der Stiefmutter, indem sie auf einem Schafbocke über Land und Meer reiten. Derselbe aber hat ein goldenes Flies, und damit sicher auch goldene Füße. Nun sagt ein deutsches Sprichwort:

Das Schaf hat einen goldenen Fuß[1] oder **goldene Füße.**[2]

Der heutige Sinn desselben ist: das Schaf bringt seinem Besitzer viel ein; denn es liefert ihm Fleisch, Wolle, Milch, Därme (zu Saiten) und Dünger. Aber wie ist denn die Sprache zu diesem eigentümlichen Bilde gekommen? Der Satz ist zunächst ganz wörtlich zu verstehen und enthält dann eine Anspielung auf die hier durch Vergleich erschlossene Sage. Ähnlich liegt es bei dem Sprichworte:

Des Herrn Ritt über die Saat läßt goldenen Huf.[3]

---

[1] Simrock, Sprichwörter Nr. 8819 in Grimms Wtb. unter „Schaf".

[2] Schr. S. 134 erzählt die Argonauten-Sage, von der er eine schon zu seiner Zeit veraltete Deutung gibt und erwähnt danach die Sprichwörter: „Das Schaf hat goldene Füße" und

Die Schafe verwandeln ihre Tritte in Gold,

ohne sie mit dieser Sage in Verbindung zu bringen. Vgl. zum Ganzen Mitra Sp. 41 ff.

[3] G. Wunderlich, a. a. O. I[8] S. 82.

Auch sein Wortlaut entstammt der Sage. Ein goldhufiges Roß bietet z. B. die Geschichte von den vier Haimonskindern. Haimon raubt das Gold aus den Kirchen des Frankenlandes und beschlägt damit sein Pferd.[1] Und Haimon ist der Vater der vier Haimonskinder, die den Bayard reiten, das mit Wunderkräften begabte schwarze Zauberroß, das Malagis aus der Hölle geholt hat. Es ward schon betont und wird noch mehrfach zur Sprache kommen, daß die altgermanischen Göttergestalten sich schwer von einander trennen lassen. Wir haben hier an einen Übergang zwischen dem auf goldborstigem Eber über die Saaten reitenden Freyr und dem auf goldmähnigem und vermutlich auch goldhufigem Rosse reitenden Heimdall zu denken.

Aber verlorene Leibesteile werden in der Sage nicht nur durch metallene sondern auch durch solche fremder Lebewesen ersetzt, z. B. in dem Grimmschen Märchen:

Die drei Feldscherer.[2]

Diese kehren bei einem Wirte ein und maaßen sich ihm gegenüber an, der eine, er wolle seine Hand abschneiden und am nächsten Morgen wieder anheilen, der andere sein Herz ausreißen, der dritte seine Augen ausstechen und es oder sie am nächsten Morgen wieder einheilen. Sie trugen nämlich beständig in einem Fläschchen eine Salbe bei sich, die alles wieder heilte, was mit ihr bestrichen wurde. Vor den Augen des Wirtes schnitten sie sich die betreffenden Körperteile ab oder aus. Der Wirt gab sie auf einem Teller einem Mädchen zur Aufbewahrung, das ihn in einen Schrank stellte. In der Nacht, als alles im Wirtshause schlief, ließ sich das Mädchen von ihrem Schatze, einem Soldaten, besuchen, holte ihm aus dem Schranke etwas zu essen und ließ die Türe desselben offen. Diesen Augenblick benutzte eine Katze, um Hand, Herz und Augen der drei Feldscherer aufzufressen. Auf den Rat des Soldaten ersetzte das Mädchen die Hand durch eine Diebeshand, die er einem Galgenschwengel abschnitt, die Augen durch die der Katze und das Herz durch ein Schweineherz. Am nächsten Morgen heilte sich der erste Feldscherer die Diebeshand an, der zweite die Katzenaugen und der dritte das Schweineherz ein, und alle drei merkten an ihren sonderbaren Wahrnehmungen und Gelüsten, daß die abgeschnittenen Körperteile vertauscht worden waren. Der zweite, der sich die Katzenaugen eingeheilt hatte, sah am Tage nichts, in der Nacht aber erwachte er auf einmal, weckte die anderen und sagte: „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da herumlaufen?" Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen usw.

Dieses Märchen läßt mich stark an der ja auch nur im Scherze aufgestellten Behauptung zweifeln, daß der Trunksüchtige in Anfällen seines Säuferwahnsinnes

weiße Mäuse sieht.

---

[1] Gustav Schwab, Volksbücher, Recl.-Ausg. II S. 12.
[2] KHM Nr. 118.

In dem ungarischen Volksmärchen

„Abend, Mitternacht und Morgendämmerung“

a. a. O. Nr. 16) gewinnt Morgendämmerung einem 24köpfigen Drachen, der einem alten Ehepaare die Augen weggenommen hat, sie wieder ab und zwingt den Drachen, sie von dem Wipfel eines Baumes, wo er sie in einem Scherben aufbewahrt hat, herunter zu holen. Er heilt sie dann den beiden Alten wieder ein: „doch als er der Frau ihre einsetzen wollte, sprang die Katze mit einem von dannen; er mußte ihr nachlaufen, doch sie hatte es schon aufgefressen. Morgendämmerung half sich so aus, daß er der Katze das eine Auge ausstach; das setzte er der Frau ein. Doch die Arme! Sie wurde katzenartig, jagte die ganze Nacht nur Mäuse.“

Sie wurde

eine falsche Katze.

Im

Katzenjammer,

ein Ausdruck, den auch W. Schultz — leider sehr wenig ausführlich auf den Mythos zurück geführt hat,[1] hat man vermutlich solche Katzenaugen wie der eine der drei Helden des Grimmschen Märchens. Auch die Bürger und Bürgerinnen der Stadt Hameln sehen nicht ihre Kinder sondern an deren Stelle Mäuse dem Rattenfänger nachlaufen, und nach einem Volksaberglauben soll man einem verstorbenen Kinde den Mund verschließen, damit nicht die Seele in Gestalt einer weißen Maus entrinne. Das „weiße Mäuse sehen“ ist also ein Zug, der in der Sage wie im Aberglauben häufig vorkömmt. In den Anmerkungen zu dem Märchen „Die drei Feldscherer“ zieht Grimm auch eine altdeutsche Erzählung heran:

Wie ein künic Isan
einer katzen ouge gewan.[2]

Der König hat ein Auge verloren; ein Meister erbietet sich, ihm ein Tierauge dafür einzusetzen. Der König wählt ein Katzenauge, das bei Tage und Nacht sehen könne; der Meister setzt es ihm geschickt ein und wird reichlich belohnt. Wenn nun aber der König bei Tische oder sonstwo sitzt, so schaut das Katzenauge nur nach den Mäusen in den Winkeln und unter den Bänken sich um. Menschen sieht es nicht an (der König ist seitdem ein Schielender, ein Nibelung,[3]) darüber ist der König höchst ärgerlich.

Im Isländischen heißt ein solcher Katzenäugiger freskr und ofreskr.

Und Grimm fährt dann fort: „Das Einsetzen anderer Augen und eines anderen Herzens kommt merkwürdig auch in dem altschottischen Liede von dem jungen Tamlane vor

[1] W. Schultz, R II S. 102f. Anm.
[2] KHM III, Anm. zu Nr. 118, Recl.-Ausg. S. 213.
[3] Vgl. W. Wägner, Unsere Vorzeit I[8] S. 374.

(Minstrelsy of the Scottish Border 2, vor). Das Zauberweib, als er aus ihrer Gewalt befreit ist, spricht zu ihm: „Hätte ich das gewußt, ich hätte dir deine beiden Augen heraus genommen und dir zwei vom Baume eingesetzt, und ich hätte dir dein Herz von Fleisch genommen und dir eines von Stein eingesetzt“ ...... Das erinnert an Hrungnis steinernes und das seinem Bruder Mokurkalfi eingesetzte Pferdeherz. Damit sind auch diese Geschichten wieder samt und sonders auf die Göttersage zurück geführt, und auch bei der Redensart:

Er hat ein Herz von Stein

die Anspielung auf dieselbe nach gewiesen.

Bei der Redensart:

Es liegt mir ein Stein auf dem Herzen,

zu der noch als Gegenstück:

Es fällt mir ein Stein vom Herzen

zu stellen ist, ahnte auch schon Grimm mythischen Ursprung.[1]

„Ein Herz von Stein“ hatte z. B. die Riesin Thökk, die sich weigert, den toten Balder zu beweinen, was sonst „alle Dinge, lebende und tote“,[2] selbst die Steine taten. Balders Tod war also ein Geschehnis, das selbst die Steine erbarmte; daher die Redensart:

Das möchte einen Stein erbarmen.[3]

Auf den Rat der Spechtmeisen bzw. Adlerinnen ritt Sigurd dann wirklich weiter zum Hirschberge und durch die

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 1, S. 9. Dem gegenüber bedeuten die Ausführungen die BW unter Nr. 31 „Mir fiel ein Alp vom Herzen“ gibt, einen auffallenden Rückschritt, da sie lediglich auf den Aberglauben und nicht auf die Sage Bezug nehmen.

[2] Edda übers. von Gering S. 346.

[3] Schr. S. 344 will die Redensart lediglich mit dem gesunden Menschenverstande erklären: „Der Stein ist ein natürliches Bild der Unbarmherzigkeit. Schon die Schrift redet von steinernen Herzen. Wenn also den Gedanken „einen fühllosen, unbarmherzigen Menschen zum Erbarmen bringen“ ausdrückt: „einen Stein zum Erbarmen bringen,“ so bedarf es keiner erklärenden Legende dazu. Er erzählt aber doch dahinter eine, die eine Bemerkens werte Entsprechung der auf S. 190 behandelten Sage von der Heiligen Kümmernis und der Pugmalion-Sage bildet. Ähnlich BW Nr. 1136: „Das Bild ist so menschlich, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn es schon im Altertume begegnet.“ Er erwähnt sogar die Balder-Sage und findet trotzdem nicht den Mut, die Redensart aus ihr abzuleiten. Sie kömmt auch im Märchen vom Tode des Hühnchens (Grimm Nr. 80) vor. Der Leichenzug mit dem toten Hühnchen will über das Wasser, Strohhalm und Kohle wollen die Brücke bilden und verunglücken. „Wie das ein Stein sah, erbarmte er sich und wollte dem Hühnchen helfen, und legte sich über das Wasser.“

Waberlohe hindurch auf den Gipfel desselben. Dort stund eine Schildburg. In ihr erblickte er einen Mann, der in voller Rüstung da lag und schlief. Als er ihm aber den Helm vom Kopfe nahm, da sah er, daß es ein Weib war. Er schnitt ihr mit seinem Schwerte Gram den Panzer durch, und als er ihr die Brünne abzog, erwachte sie und ward seine Geliebte. Die Spechtmeisen oder Adlerinnen waren also mythologisch ausgedrückt, weisende Tiere, die den Helden zur Heldin führten. Ein solches weisendes Tier ist in dem Grimmschen Märchen „Der gläserne Sarg" ein Hirsch, der den armen Schneider zwischen den Ästen seines Geweihes zu der im gläsernen Sarge schlummernden Schönen trägt. Der sonderbare Ritt auf dem Hirsche erinnert lebhaft an die Geschichte Mazeppas, der sich also auch Sagenhaftes beigemischt zu haben scheint. In der Legende verblassen die mythischen Züge, besonders solche, die mit dem Verhältnisse der beiden Geschlechter zu einander zu tun haben. Sie sind dieses im religiösen Sinne bedenklichen Beigeschmacks entkleidet und in asketischer Richtung umgedeutet. So schließt sich hier wieder die Hubertuslegende ungezwungen an; denn auch in ihr erscheint ein Hirsch, der etwas zwischen den Ästen seines Geweihes trägt. Nur ist es hier kein Mensch, sondern ein strahlendes Kreuz. Auch der Hubertushirsch ist ein weisendes Tier. Nur führt er denjenigen, dem er erscheint, nicht zu einer schlummernden Schönen, sondern zu einem frommen Lebenswandel. Er ist für ihn eine Mahnung, von nun an nicht mehr Tiere sondern Menschen zu fahen. Die Hubertuslegende hat unendlich oft den Stoff für künstlerische Darstellungen aller Art abgegeben und uns den Ausdruck

Hubertusjünger

als Bezeichnung eines leidenschaftlichen Weidmannes geliefert. In der Konstantinuslegende ist sogar schon das weisende Tier unter dem Kreuze weggebrochen. Doch war auch für Konstantinus die Erscheinung eine Mahnung zur Gesinnungsumkehr, die bei der Taufe Chlodwig I. der Bischof Remigios in die Worte gekleidet haben soll:

In Demut beuge dein Haupt Sigamber:
bete an, was du verbrannt hast, verbrenne, was du angebetest hast.

Bei Beginn des ersten Kreuzzuges sollen sich die zusammen gelaufenen Scharen der Führung einer Gans überlassen haben,

8*

„die, vor ihnen herlaufend, als Wegweiser angesehen wurde“.[1] Wir sehen also, daß ein Vogel, auch ohne zu sprechen, lediglich durch voran Gehen, weisendes Tier sein kann. Ja, von diesem weisenden Tiere braucht schließlich nichts weiter übrig zu bleiben als eine Feder. In dem Grimmschen Märchen

Die drei Federn[2]

schickt ein König seine drei Söhne drei Male hinter einander in die Welt hinaus. Das erste Mal erklärt er, derjenige solle sein Erbe werden, der den schönsten Teppich, das 2. Mal, der den schönsten Ring und das 3. Mal, der die schönste Frau zur Stelle schaffe, und damit kein Streit unter ihnen entstehe, führte er sie vor sein Schloß und bläst drei Federn in die Luft. Jeder muß in der Richtung ausziehen, in der seine Feder fliegt. Es siegt der Jüngste von den Dreien, der als einfältig gilt. Er wird nämlich durch seine Feder jedes Mal zu einer unter der Erde lebenden, großen, dicken Itsche (Kröte) geführt, und diese schafft ihm die beiden Wunderdinge, und zuletzt übergibt sie ihm eine ihrer Itschen, die sich sofort in ein wunderschönes Fräulein verwandelt.

Schon Grimm hat aus diesem Märchen die Redensart:

Wo wird der seine Feder hinblasen?

= Wo wird der hinziehen? abgeleitet. Er führt zu ihr noch eine Stelle aus Aventius bairischer Chronik an: „Es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeinlich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen, ich will ein Feder aufblasen, wo dieselbige hinaus fleugt, will ich nachfahren.“[3] Damit ist also diese Redensart auch im Schrifttume schon in älterer Zeit belegt. Selbstverständlich aber ist sie bedeutend älter, als dieses erste gedruckte Zeugnis ihres vor Handen Seins.

Margarete von Oertzen schreibt in dem Romane „Eine glückliche Hand“ (Engelhorns Romanbibliothek, Jahrg. XVII. Bd. 25 S. 5): Also du bist's Fritz? Willkommen auf Torrek, willkommen! Sag'

welcher Wind fegt dich in die Gegend?

In einer wohl im 18. Jahrh. geschriebenen Geschichte „Das Ideal“[4], in der sonst die mythischen Motive in einem geradezu albernen, entsetzlichen dickflüssigen Rokokokleister ertrunken sind, findet der Prinz auf dem Wege zu seiner Geliebten, in die er sich nach deren Porträt-Standbild ebenso verliebt hat wie der

---

[1] BW Nr. 325. [2] KHM Nr. 63.

[3] KHM III, Anm. zu Nr. 63 S. 123. Schr. S. 312 nimmt bei Erklärung dieser Redensart auf Grimm nicht Bezug. Auch ist der von ihm geschilderte „heidnische Brauch“ erst aus der Sage erwachsen.

[4] A. Apel und F. Laun, Gespensterbuch, Recl.-Ausg. S. 51.

Herr des „treuen Johannes“ in das Bild der „Königstochter vom goldenen Dache“,

„die Welt mit Brettern verschlagen“

Die Redensart:

Hier ist die Welt mit Brettern verschlagen oder **vernagelt**

über die man auch Büchmann[25] S. 104 vergleichen möge, gehört also irgend wie zur Waberlohe. Ob etwa auch der Ausdruck

Flamme

für „Geliebte“ ebenso wie „Schatz“, „Goldchen“, vgl. S. 92 der Sage entflossen sein mag und zwar ins Besondere dem Zuge der Waberlohe? Ein lettisches Volksliedchen, das man bei Andrejanoff[1] nachlesen möge, gibt mir die Kühnheit, diese Vermutung wenigstens einmal auszusprechen.

In dem Volksmärchen erscheint die Waberlohe nicht nur als solche sondern auch in Form von aller Lei andersartigen Hindernissen, z. B. im Dornröschen-Märchen als Dornhecke, die das verwunschene Schloß, die Schildburg der altnordischen Heldensage, umgibt. Mancher Königsohn war schon vor dem Erlöser diesen

dornenvollen Weg,
Dornenweg,
Dornenpfad

gegangen; aber er war nicht der Rechte gewesen, und so war er in den üppigen Ranken der Dornenhecke elend zu Grunde gegangen. Auch der Ausdruck „Dornenweg“ enthält also eine Anspielung auf den Mythos, nicht etwa auf Christus, bei dem nur von einer Dornenkrone die Rede ist.

Eine solche Dornenhecke umgab auch den einsamen Turm im Walde, in dem Frau Gothel das liebliche Rapunzel hütete.[2] Als der Königsohn eines Tages daselbst statt der Geliebten nur die Zauberin fand, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah, sprang er voll Verzweiflung vom Turme herab und stach sich dabei an den Dornen die Augen aus. Wie im Dornröschen-Märchen sich die Königstochter mit einer Spindel in die Hand stach und dadurch in einen hundertjährigen Schlaf verfiel, so war es bei Brynhild-Sigrdrifa ein Schlafdorn, den ihr Odin (ins Auge?) stach und der sie in den Zauberschlaf versenkte.[3] Es läßt sich hier nicht näher vergleichend mythologisch ausführen, daß Odin sich selber der Brynhild als Schlafdorn ins

[1] V. von Andrejanoff, Lettische Märchen, Recl.-Ausg. S. 64.
[2] KHM N. 12. [3] Edda a. a. O. S. 211.

Auge gestochen hat; aber der mythische Zusammenhang ergibt dies als Tatsache. Odin war also der Brynhild ein Dorn im Auge, bis Sigurd kam, und auch die Redensart:

Einem ein Dorn im Auge sein

spielt auf die Sage an; vgl. freilich auch Büchmann S. 13, der den Ausdruck aus der Bibel erklärt. Aber die betreffende Stelle ist wenig volkstümlich und doch wohl nur den Theologen geläufig. Außerdem lebte die Redensart „längst vor dem bekannt Werden einer deutschen Bibel im Volksmunde".[1]

Dem stecken Bleiben der Vorgänger des rechten Königsohnes in der Dornenhecke muß natürlich in der altgermanischen Sage das Verbrennen unwillkommener Freier der Brunhild in der Waberlohe entsprechen. Das Durchreiten der Waberlohe stellt sich aber auch mythisch dar als ein unendlich weiter Flug durch die Lüfte, der auf einem Vogel oder einem geflügelten Rosse oder irgend einem anderen geflügelten Tiere oder auch mit angehefteten Flügeln ausgeführt werden muß. Dem stecken Bleiben in der Waberlohe entspricht alsdann ein Sturz aus den Lüften. Und so kommen wir auf die Flucht des Daidalos und Ikaros aus Kreta. Der Flug des Daidalos glückte, aber der des Ikaros mißlang. Er kam der Sonne zu nahe und das Wachs, mit dem die Federn seiner Flügel unter einander befestigt waren, schmolz. Diese Geschichte hat das „Geflügelte Wort":

Ikarosflug

ergeben, vgl. Büchmann S. 88. Aber dieser Flug hat auch wieder in der nordgermanischen Überlieferung sein Seitenstück nämlich:

Egils mißglückter Fliegeversuch.

Als Wieland in fernem Lande gefangen gehalten wurde, bat er seinen Bruder Egil, ihm aller Lei Federn zu bringen, kleine und große. Egil ging in den Wald, schoß Vögel und brachte sie seinem Bruder. Aus den Federn derselben machte Wieland ein Flughemde, das dem abgestreiften Federhemde eines Greifen gleich. Dann bat er Egil, in dasselbe hinein zu fahren und zu versuchen, ob es zum Fliegen tauge: „Gegen den Wind sollst du dich empor heben," sprach er zu ihm, „aber setzen mußt du dich mit dem Winde." Arglos folgte Egil der Anweisung seines Bruders. In die Lüfte erhub er sich wie der schnellste Vogel. Als er sich aber niedersetzen wollte, stürzte er mit dem Kopfe so heftig zur Erde, daß er eine Woche lang Ohrensausen hatte. „Nun sag mir Bruder Egil," fragte Wieland, „ist das Flughemde zu etwas nütze?" – „Wäre so gut mit dem Flughemde hinab zu steigen, wie mit ihm zu fliegen ist, so wäre ich jetzt über alle Berge, und niemals

[1] Vgl. BW Nr. 260.

bekämst du es wieder". – „Wart', Bruder, ich will ausbessern, was daran fehlt", entgegnete Wieland. Mit Hülfe seines Bruder fuhr er nun selber in das Flughemde, stieg damit auf sein Haus und schwang sich von dort hoch gen Himmel. Dann rief er seinem Bruder Egil hinunter: „Unrecht sagte ich dir, daß du dich mit dem Winde setzen solltest; denn ich fürchtete, und, wie deine eigenen Worte beweisen, nicht ohne Grund, daß du mit dem Federhemde davon fliegen würdest, wenn du seine Güte erprobt hättest. Du als Jäger solltest doch wissen, daß alle Vögel gegen den Wind sich setzen."

Wieland flog also mit fremden Federn, nämlich mit denen der von Egil erlegten Vögel; vgl. die Redensart:

Mit fremden Federn fliegen.[1]

Auch **sich mit fremden Federn schmücken**
wird wohl vielmehr zu dieser Sage gehören als zu der nur durch die Dichter in gebildeten Kreisen bekannt gewordenen Tiersage von der Krähe, die sich mit bunten Federn, welche anderen Vögel entfallen waren,[2] bzw. mit Pfauenfedern schmückte.[3]
Egil aber war im wörtlichen und im übertragenen Sinne:

Auf den Kopf gefallen.[4]

Diese Sage ist trotz aller Ähnlichkeit mit der altgriechischen so selbständig und eigenartig, daß niemand wird behaupten wollen, sie sei der von Daidalos und Ikaros nachgebildet. Beide gehen vielmehr auf den gemeinsamen arischen Mythenstammbaum zurück und stellen sich als besondere Zweige ein und desselben Astes dar. Es ist also wiederum nur die eigentümliche Entwickelung unseres Geisteslebens daran schuld, wenn wir den Ausdruck „Ikarosflug" statt

Egilflug

geprägt haben. Egils mißglückter und Wielands gelingender Flug zeigt uns neben zahlreichen verwandten Sagen einen fliegenden Menschen, der wie ein Vogel durch die Lüfte schwebt. Wenn Loki sich das Falkenhemde der Freyja anlegt, verwandelt er sich damit in einen Falken. Auf solchen Vorstellungen beruht es, daß in vielen Redensarten der Mensch geradezu als Vogel angesprochen wird, z. B.

Der Vogel ist ausgeflogen,

und da ist es schwer,

einen einzufangen,

---

[1] BW Nr. 328 denkt an die S. 222 in der Fußnote erzählte Tiersage vom Zaunkönige.

[2] Schr. S. 313 muß selber eingestehen, daß die Fabel, auf der das Wort ruhen soll, nicht sehr bekannt ist.

[3] BW Nr. 327.

[4] Vgl. dagegen die vernünftelnde Erklärung BW Nr. 687.

obwohl man hier freilich auch an die Spinne denken könnte, die die Fliegen in ihre Netze lockt.

Der, nach dem man angelt,

muß ein Fisch sein, wie Loki, als er sich, um der Verfolgung durch die Asen zu entgehen, in einen Lachs verwandelte. Als die Asen ihn fangen wollten, fanden sie

das Nest leer.

Wenn die anderen Vögel ausgeflogen sind, ist nur das

Nesthäkchen

allein zu Hause geblieben, wozu man aber auch das auf S. 299 erörterte Sprichwort: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten" vergleichen möge. Wenn man sich

in ein warmes, gemütliches Nest setzt,
nistet man sich ein.
Ein kleines Nest

nennt man bezeichnender Weise auch

Krähwinkel,[1]

vgl. unten die Ausführungen über Schilda, Schildburg und die Schildbürger. Die Krähwinkler lassen sich in Folge ihrer Einfalt leicht „rupfen".

Einen rupfen

kann man nur, wenn er Federn am Leibe hat. Auch

ausfliegen

und **Ausflüge machen**

können im eigentlichen Sinne nur die Vögel. Von einem unreifen Menschen sagen wir:

Er ist noch nicht flügge

und mahnen ihn darum:

Flieg nicht ehr, als bis dir die Federn gewachsen sind.[2]

Auch das Sprichwort:

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen

entstammt demnach der Sage; ferner:

Den Vogel erkennt man an den Federn,[3] **am Gesange**[4]

---

[1] Vgl. Büchmann S. 197. Wenn Krähwinkel auch wirklich als Ortsname in Deutschland vorkömmt, so gehört derselbe eben wieder nur in die große Reihe erdkundlicher Namen, die der Sage entstammen.

[2] Wunderlich a. a. O. III³, S. 32.

[3] Vgl. die badische Redensart: Er ist mit den Gänsen im Streite von einem jungen Manne, dem man noch nicht ansehen kann, ob ihm ein Schnurrbart aus Haaren oder aus Federn wachsen werde.

[4] Wunderlich a. a. O. II⁸, S. 35 und I⁷, S. 68.

und **die Flügel hängen lassen.**[1]

In Ostpreußen hörte ich bisweilen als scherzhaftes Scheltwort:

Du häßlicher Vogel.

Allgemeindeutsch ist der

Galgenvogel[3]

der **Spott**[1] **oder Spaßvogel**[3]

und der **lustige Vogel.**

Der Rübenzagel am Galgen (vgl. S. 183) war beides zugleich.

Wieland verwandelt sich freiwillig in einen Vogel, um seine Flucht aus der Gewalt des Niarendrostes Nidung bewerkstelligen zu können. Im Märchen werden oft Menschen gegen ihren Wunsch in Vögel verwandelt, so z. B. die sieben (ursprünglich neun) Söhne der Witwe in dem Bechsteinschen Märchen „Die sieben Raben".[2] Eines Tages, als die Geduld der Mutter über die Bosheit und Wildheit der Knaben ganz zu Ende war, rief sie aus: „O, ihr bösen Raben-Jungen, ich wollte, ihr wäret sieben schwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder sähe." Und alsbald wurden die sieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenster hinaus und verschwanden. Diese Mutter war also im eigentlichen und im übertragenen Sinne eine

Rabenmutter.

In einer großen Gruppe von Volksmärchen ziehen drei Brüder aus, um eine von einem Lindwurme bedrohte Jungfrau zu befreien. Den älteren beiden mißlingt es ebenso wie den Königsöhnen, die vor dem rechten Königsohne zu Dornröschen zu gelangen suchten. Dem jüngsten, der von allen für einfältig gehalten wurde, glückte die Tat. Doch maaßen sich hierauf die älteren Brüder den Anspruch auf die Befreite an. Sie kamen zu einer mit Golde gepflasterten Straße, die zur Behausung der „Preisjungfrau" führte, ritten aber rechts und links von ihr, weil sie sie zu schade dauchte für Pferdehufe und Anderes vom Pferde und wurden deshalb von dem Mädchen als Betrüger entlarvt. Der Jüngste aber, der rechte Bräutigam, ritt, weil er immer nur an die Geliebte dachte,

---

[1] a. a. O. II[7], S. 71.

[2] Ludwig Bechsteins sämtliche Märchen hg. von Carl Voss. Berlin, S. 184, vgl. KHM Nr. 25 und Anm. dazu III S. 51, die aber zeigen, wie bisweilen in, man kann gar nicht anders sagen, unwissenschaftlicher Weise die Brüder Grimm aus den verschiedenen Fassungen der Märchen die Texterzählungen zusammen geschweißt haben.

die goldene Mittelstraße

und ward der Königstochter vermählt und Erbe ihrer Schätze und des Thrones seines Vaters. Schon ganz umgedeutet und übertragen findet sich eine Verblassung dieses gleichfalls dem Mythos entstammenden Ausdruckes bereits bei *Horatius*, wenn er in den Oden II, 10,5 die

aurea mediocritas

preist. Vgl. Büchmann[25] S. 380. „Flieg auf dem Mittelwege!" hatte Daidalos den Ikaros gemahnt (‚Medio ut limite curras'), und so schließt sich auch das Verfehlen der goldenen Mittelstraße zwanglos an den Ikarosflug an. „Halt den Mittelweg!" ist die Geschichte von der Wilden Jagd bei E. M. Arndt überschrieben.[1]

In der Sage gibt es also wirklich einen

Weg, der, eine Straße, die mit Golde gepflastert ist.

Im stolzen Vineta waren alle Straßen mit Gold und Edelsteinen gepflastert, und noch dem dummen kleinen Dick Whittington wurde in seinem einsamen, abgelegenen Dorfe eingeredet, die Straßen Londons seien mit Golde gepflastert, und darum schloß er sich dem ersten besten Fuhrmanne an, der dorthin wollte. Das Sprichwort:

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert,
— mit goldenen Regeln

könnten wir auch sagen — ist vielleicht nur eine weitere Verblassung oder, von der Jetztzeit aus gesehen, Vergeistigung besser aber Verchristnung der mit Golde gepflasterten bequemen Mittelstraße; vgl. auch Büchmann[25] S. 307. Daß es daneben auch bloß heißt:

Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert,

spricht für meine Erklärung; denn Vineta ist die Schlaraffenstadt, vgl. S. 214, liegt also im Totenlande, das, christlich ausgedrückt, zur Hälfte wenigstens „Hölle" heißt.

Der Held der Sage braucht nicht bloß körperliche Kraft und Geschicklichkeit, er braucht auch Klugheit. Oft nämlich hat er, statt einen Lindwurm zu bekämpfen, ganz andere schwere Aufgaben zu lösen, z. B. Rätsel. Ja, Oidipous hat in der altgriechischen Sage Beides zugleich zu tun, indem er das Rätsel, das die einem Drachen ähnlich gestaltete

Sphinx

---

[1] Ernst Moritz Arndt, Märchen, hg. v. L. Freytag, Berlin 1902.

(vgl. Büchmann S. 80) ihm aufgibt, raten muß. Als ihm dies aber gelungen ist, stürzt sich die Sphinx in einen Abgrund und wird dadurch zerschmettert. Er tötet sie also auch durch Lösen des Rätsels.

Statt Rätsel lösen, schwere geistige Arbeiten verrichten, sagen wir auch häufig:

Nüsse knacken,

und wenn uns eine uns gestellte Aufgabe schier zu schwer dünkt:

Das ist eine harte Nuß.

Für manchen Studenten ist z. B. das Bier, das er trinken soll, eine harte Nuß, und darum

knackt er;

er ist ein **Knacker,**

und wenn er schon bejahrt ist:

ein alter Knacker.

Um sich vor dem Bären zu retten, in dessen Zwinger er eingesperrt worden war — auch der Bär ist wieder wie der Lindwurm der Schwarze der Sage — holt „Das kluge Schneiderlein"[1] Nüsse aus der Tasche und knackt sie auf. Der Bär will von ihm das Nüsse knacken auch lernen. Der Schneider aber reicht ihm statt Nüsse lauter Wackersteine, und die waren für ihn zu harte Nüsse. Auch der Ausdruck „Nüsse knacken" entstammt also in seiner bildhaften, übertragenen Anwendung dem Volksmärchen und damit wieder dem Mythos der Sage, vgl. auch Glücksnuß S. 236.[2] Und das Sprichwort:

Das Muß ist eine harte Nuß.

Ja, da der Held der Sage es stets mit einem Gegner zu tun hat, mit dem er sich an Leibesstärke nicht messen kann — an Stelle des Lindwurmes oder Drachen oder Bären usw. kann auch ein Riese stehen — so muß er oft die List zu Hülfe nehmen. So erweckt z. B. „das tapfere Schneiderlein"[3] im deutschen Volksmärchen bei seinen Feinden die Vorstellung riesiger Kraft, indem es, als es mit einem Tuchlappen 7 auf seiner Pflaumenmusschnitte sitzende Fliegen auf einmal tot geschlagen hatte, auf seinen Gürtel stickte:

Siebene auf einen Streich,

---

[1] KHM Nr. 114.

[2] BW Nr. 868 sagt bloß: „Auch Rätsel werden also bildlich Nüsse genannt," ohne darauf einzugehen, wie denn die Sprache zu diesem eigentümlichen Bilde gekommen ist.

[3] KHM Nr. 20.

In **Fischarts Gargantua** wird auf das Märchen angespielt, mit den Worten:

Ich will euch töten wie die Mucken, neun auf einen Streich, wie jener Schneider.

Wir sehen also, daß an Stelle der 7 hier früher auch wieder 9 standen. Überhaupt ist die 7 in unseren Volksmärchen verhältnismäßig jung und steht gesetzmäßig an Stelle einer älteren 9. Die 7 verrät immer Überarbeitung in babilonischem Sinne; denn die 7 und die 12 sind die Grundzahlen des babilonischen Rechnungs- und Kalendersystems, während die des arischen die 9 und die 3 sind. Näheres darüber im II. Teile. Der „Fabelhans" (16,3) bringt:

Fünf auf einen Streich,

und Fischart spielt ein 2. Mal auf das Märchen an in seiner Flohhatz mit den Worten:

Hörst nicht vom tapferen Schneiderknecht,
der drei in aim Streich tödtet schlecht?

Hier stehen also den 9 bzw. 7 bzw. 5 Fliegen nur noch 3 Flöhe gegenüber. Wir sagen heut zu Tage gar bloß noch:

Zwei Fliegen auf einen Schlag schlagen.

Aber die angeführte Erzählung, die bei den arischen Völkern und darüber hinaus weit verbreitet ist,[1] zeigt, daß wir es mit einer Redensart zu tun haben, die, wie klar und einfach entstanden sie auch scheinen könnte, dennoch eine Anspielung auf die Sage enthält.[2]

In einem lappischen Märchen[3]

der Riese und der kleine Junge

mietet jener diesen als Knecht. Auf dem Wege zur Wohnung des Riesen wollten sie etwas trockenes Holz mitnehmen, und der Riese sprach: „Ich denke, wir nehmen jene Birke da." – „Sie ist ein bischen klein," antwortete der Junge. Dann fanden sie eine Eiche. „Die nehmen wir mit," sagte der Junge. Der Riese wandte zwar ein, sie wäre ein bißchen groß, aber der Junge hieß ihn sie am Wipfel anpacken, er werde sie am Wurzelende fassen, und fing an, ein paar lange spitze Holzpflöcke zu schnitzen. Auf die Frage des Riesen, was er damit wolle, antwortete er: „Sie dir in die Augen stechen, wenn du dich umsiehst." Wie nun der Riese die Eiche am Wipfel schleppte, setzte sich der Junge

---

[1] Vgl. Bolte-Polivka a. a. O. S. 148ff.

[2] Auch Grimm Wtb. führt sie auf das Märchen zurück. Von dieser und ähnlichen Redensarten, deren Alter er aber wieder irrtümlicher Weise nach der Zeit ihres ersten Erscheinens im Schrifttume bemißt, gibt sogar BW Nr. 373 zu, daß sie „bis in die urgermanische Gemeinschaft zurück gehen" könnten.

[3] J. C. Poestion, Lappländische Märchen, Wien 1886, Nr. 21.

auf das Wurzelende, und der Riese getraute sich nicht, umzublicken, Als der Junge am anderen Morgen ein Boot ins Wasser schieben sollte, sagte er: „Wenn ich das Boot aussetze, so geht es ganz und gar in Stücke" usw. Immer übertölpelt er den Riesen, indem er ungeheure Kraft und Geschicklichkeit vorgaukelt. –

Dieselben Schliche wendet auch

Der schlaue Ire

in folgender Geschichte an: „Ein Engländer und ein Ire wetteten einmal, wer am weistesten schwimmen würde. Am fest gesetzten Tage kam der Ire in einem Badeanzuge und trug einen großen Sack auf dem Rücken. Der Engländer fragte, was er darin habe. „Essen für drei Tage," antwortete Pat[1] kaltblütig. „Dann hast du gewonnen," sagte der erschreckte Engländer und gab ihm das Geld. Ein paar Tage später hörte er, daß Pat überhaupt nicht schwimmen könne."

Daß auch dieser Scherz, den ich einer Tageszeitung entnommen habe, letztes Endes auf der Sage beruht und das äußerste Glied einer langen Entwickelungskette darstellt, darauf läßt schon der Umstand schließen, daß das Wettschwimmen und der Wettlauf ein immer wiederkehrender mythischer Zug sind; vgl. z. B. das siebennächtige Wettschwimmen zwischen Beowulf und Brekka, auf das Hunfried (ags. Unferth) in der 9. Fitte des großen, angelsächsischen Heldengedichtes anspielt; ferner das Wettschwimmen zwischen Heming und Harald Hardradr[2] und das zwischen Eindridi und Olaf Tryggvason.[3] In Betreff des mythischen Wettlaufes sei an die bekannte Geschichte

Der Hase und der Igel[4]

erinnert. Eines schönen Sonntagsmorgens ging der „Swinegel" ins Feld, um zu sehen, wie seine „Stähkröwen" stünden. Dabei traf er den Hasen, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um

seinen Kohl zu besehn.

Der Swinegel bot ihm höflichst guten Morgen. Der Hase aber, der grausam „hochfahrig" war, erwiderte den Gruß nicht sondern spottete über des Swinegels krumme Beine. Dieser konnte alles vertragen, nur auf seine Beine ließ er nichts kommen, weil sie von Natur schief waren: „Du bildst di wol in, as wenn du mit dine Beene mehr utrichten kunnst?" – „Dat denk ick," seggt de Haas. – „Dat kummt up'n Versöök an," meent de Swinegl, „ick pareer, wenn wi inde Wett loopt, ick loop di vörbi." In der Tat gewann der Swinegel die Wette durch eine List unter Zuhülfenahme seiner ihm völlig gleichen Frau.

Noch heute lautet eine mecklenburgische Redensart:

Dat kümmt up den Versök an, segt de Swinegel to'n Hasen.[5]

---

[1] Pat, Kurzform zu Patrik, dem Namen des irischen National-Heiligen.
[2] Die Kyros-Sage in Europa, S. 42.
[3] ebendas. S. 42.
[4] KHM Nr. 187.
[5] H. Nr. 1798.

In den Anmerkungen zu dieser Tiersage führt Grimm ein altdeutsches Gedicht an von einem Wettlaufe zwischen Fuchs und Krebs, in dem der Krebs durch eine ähnliche List obsiegt. Daneben muß es aber auch eine Erzählung von einem Wettlaufe zwischen Hase und Krebs gegeben haben, und auf diese spielt das jetzt veraltete Sprichwort an, das Grimm aus Everings Sprichwörtern dazu anführt:

Der Krebs will einen Hasen erlaufen.[1]

Endlich sei auch hier folgende morgenländische Fabel eingefügt, die wiederum das mythische Motiv des Prahlens und Vorspiegelns einer gar nicht vorhandenen, riesigen Leibeskraft aufweist und zugleich wieder zeigt, daß auch König Salomon die Sprache der Vögel verstanden haben muß wie Sigfrid und Odin:

König Salomo und der Sperling.

„Einst lustwandelte König Salomo in der Nähe seines Palastes, als er auf ein Gespräch aufmerksam wurde, das ein Spatzenpaar in seinem Neste unterhalb der Dachtraufe mit einander führte. „Ja," hörte Salomo den Vater Spatz seinem Weibchen versichern, „ich kann dir sagen, ich besitze in meinen Beinen eine so ungeheure Stärke, daß ein kräftiges Aufstampfen damit diesen steinernen Palast in Trümmer werfen würde." König Salomo, ergrimmt über diese Aufschneiderei, rief sich den Spatz herbei und stellte ihn zur Rede, während die geängstigte Spätzin aus dem Neste hervor lugte, neugierig, was der König von ihrem Eheherrn und Gebieter begehre. Letzterer aber ließ sich nicht verblüffen, sondern erwiederte dem Tadler keck: „Aber Majestät, ein Bischen prahlen vor unseren Weibern tun wir Männer doch alle gar zu gerne." König Salomo mußte lachen und entließ den Sperling mit einer gnädigen Handbewegung. „Was wollte er denn von dir?" fragte die Spätzin. „Ach, gar nichts weiter," lautete die Antwort. „Er hatte vorhin gehört, was ich dir von der Kraft meiner Beine erzählte und bat mich dringend, daß ich mich ja in Acht nehmen und nicht etwa aus Versehen zu stark auftreten solle, damit sein Palast keinen Schaden nehme!"

Der Gegner in der Sage muß eben überhaupt oft durch List besiegt werden. Das gelingt z. B. auch in dem Grimmschen Märchen:

Der Bauer und der Teufel.

Ein Bauer findet den Teufel auf seinem Felde auf einem großen Feuer sitzend. „Dort liegt wohl ein Schatz?" fragte er ihn. „Jawohl, und er gehört dir, wenn du mir die Hälfte dessen gibst, was dieses Jahr auf deinem Felde wächst," antwortete der Schwarze, „und zwar will ich das haben, was über dem Boden ist." – Das pfiffige Bäuerlein säte Rüben, und der Teufel war der Genasführte. Er forderte nun noch für das nächste Jahr die Häfte dessen, was auf dem Felde wüchse. Jetzt aber wollte er das haben, was unter dem Boden wäre. Da säte der Bauer Waizen, und der Teufel erhielt nichts als die Stoppeln.

„So muß man die Füchse prellen,"

sagte das Bäuerlein und holte den Schatz; vgl. Fuchs-Teufel S. 165.

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 187 S. 270.

Zu dieser Erzählung bemerkt Grimm: „Nach dem Volksglauben müssen Früchte, die über der Erde wachsen, in zunehmendem Lichte gesät werden, die unter der Erde wachsen, in abnehmendem."[1] Dadurch ist wieder die Beziehung zum Monde gesichert, vgl. den II. Teil.

Der Gegner, mit dem es der Held der Sage in ihrer ältest erreichbaren Gestalt zu tun hat, ist, kurz gesagt, einfach „der Schwarze", altnordisch Surtr,[2] was wirklich „der Schwarze" bedeutet. Dieser verschmolz in christlicher Zeit in Europa mit dem Teufel, weshalb auch der Teufel schlichtweg „der Schwarze" genannt wurde. So heißt er noch bei Schiller in Wallensteins Tod:

> Ich glaub', es ist der Schwarze selbst gewesen,
> Ein Mensch kann nicht auf einmal so verschwinden;

und bei Hermann Kurz: „Aber kennen wird man ihn allerdings müssen, den ‚Schwarzen', ja auf du und du mit ihm stehen, das haben wir ja vom Dr. Faust[3] gelernt." Selbst noch Rudolf Herzog sagt einmal:

„Hol mich der Schwarze!"

statt Hol mich der Teufel[4]

Mehr christlichen Beigeschmack hat der sonst auf gleicher Anschauung beruhende Ausdruck:

Fürst der Finsternis.

In dem Grimmschen Märchen „Der Grabhügel"[5] nennt ihn der abgedankte Soldat erst „Kohlenbrenner" und dann „Schornsteinfeger". Eine holsteinische Redensart lautet

Lik und Lik gesellt sich! säd de Düwel, dor kem he ton Kohlenbrenner[6]

eine preußische:

Prost! segt de Diewel tom Kahlenbrenner on nennt em sines Glicke,[7]

eine Aachener:

Glich bi glich², sacht der Düwel, du sprong he ob'n Kohlegits (dasselbe)[8]

eine bei Sebastian Frank:

„Gleich und gleich gesellt sich!" sagte der Teufel, wuscht er den Ars an eim Kohler,[9]

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 189 Recl.-Ausg. S. 274.

[2] Auch Grimm übersetzt „Surtr" mit „der Schwarze", vgl. Edda übers. von Grimm, Inselverlag S. 56.

[3] Hermann Kurz a. a. O. S. 94.

[4] Rudolf Herzog, Zum weißen Schwan, Ullstein-Ausg. S. 85.

[5] KHM Nr. 195. [6] H Nr. 1882. [7] H. Nr. 1883.

[8] H. Nr. 1881. [9] H. Nr. 1884.

eine andere niederdeutsche:

„Suorte bi Suorte, säd' de Düwel und pock en Schonstenfläger,“[1]

und endlich eine bei Luther:

„Gleich und gleich gesellt sich!“ sagte der Teufel, beschor eine schwarze Sau.[2]

Das Sprichwort:

Gleich und gleich gesellt sich gern

wird wohl also nur eine Verblassung dieser und ähnlicher Redensarten sein. Im Neuenglischen hat es auch noch im Wortlaute mehr Anklang an den Mythos bewahrt:

Birds of a feather flock together.

Der Teufel ist ein Vogel, nämlich ein Geier oder ein Kuckuck, vgl. S. 8.[3] Ein Rügensches Märchen, Haas a. a. O. Nr. 225, erzählt „von dem Vogel, der goldene Eier legt“. Dieser Vogel hat also das Gold nicht im Munde wie die Morgenstunde sondern im After. Auch er ist ein Dukatenmacher wie der Schwarze der Sage oder verchristnet der Teufel. Folglich ist auch so herum der Teufel wiederum ein Vogel. Von dem Sprichworte „Gleich und gleich gesellt sich gern“ gelangen wir leicht hinüber zu dem anderen:

Schlechte Gesellschaft verderbt gute Sitten,

und merkwürdiger Weise heißt dieses in volkstümlicher Form:

Ein Kohlensack macht den anderen schwarz.[4]

Der Teufel heißt auch Höllendrache, Höllenhund und Höllenwurm,[5] womit seine Verselbigung mit dem Schwarzen des Mythos sprachlich wie sachlich erwiesen ist. In dem Grimmschen Märchen „Der Teufel und seine Großmutter“[6] erscheint er den drei fahnenflüchtigen Soldaten, die sich vor ihren eigenen Truppen in einem Getreidefelde versteckt, also buchstäblich

die Flinte ins Korn geworfen

haben, in der Tat in Gestalt eines feurigen Drachen und kömmt auch nachher zu seiner Großmutter als solcher geflogen. „Nirgends stellt sich der Teufel heidnischer dar, als wo

---

[1] H. Nr. 1882.

[2] H. Nr. 1884.

[3] Vgl. auch die Sprichwörtergruppe „Gleich und gleich gesellt sich gern“ bei Wunderlich, Deutsche Sprichwörter II⁷, S. 38f.

[4] G. Wunderlich, a. a. O. II S. 37.

[5] Simrock, Sprichwörter 551 bei Grimm Wtb. unter „Teufel“.

[6] KHM Nr. 125.

er an die Stelle der alten Riesen getreten ist", sagt schon Grimm in der Mythologie.[1] Sagwissenschaftlich ergibt sich also die Gleichung:

Schwarzer = Hund = Drache = Lindwurm oder blos Wurm = Riese = schwarzer Vogel = Teufel.

Daher rührt es, daß der Held des deutschen Volksmärchens und der deutschen Volkssage so häufig mit dem Teufel zu schaffen hat, z. B. der Schmied von Jüterbog. Bei diesem wollte der Böse durch das Schlüsselloch hinein kriechen. Dazu mußte er natürlich in hohem Grade die Fähigkeit besitzen,

sich zu **drücken,** den **Drückeberger** zu spielen,

und dadurch sich schmal, klein,[2]

sich dünne zu **machen.**

Dieselbe muß auch Odin besessen haben; denn als er zu Gunnlöd gelangen wollte, die den Begeisterungstrank ihres Vaters Suttung im Innern der Hnitbjorg (der Symplegaden?) hütete, schlüpfte er zu ihr durch ein Loch, das ihm Baugi, der Bruder Suttungs mit dem Bohrer Rati gebohrt hatte.[3] Derselbe Zug ist auch aus Indien belegt: „Ein Bewohner von Schikarpur traf, auf der Jagd verirrt, einäugige Riesen ums Feuer sitzend, ward von ihnen eingeladen und begab sich mit ihnen in die Unterwelt, und zwar durch das in Folge Ausreißens einer Pflanze entstandene Loch, wobei sich alle entsprechend dünne machten."[4]

Aber der Schwarze der Sage kann sich auch sehr klein machen. Jedermann kennt das in 1001 Nacht überlieferte Märchen „der Geist in der Flasche". Weniger bekannt ist schon das Grimmsche Märchen „Der Geist im Glas".[5] „Der Teufel im Glas" war einst zu Kaisersheim in der Kirche aufgehängt. Ja, er sitzt ja noch als „cartesianisches Teufelchen" in einer Glasflasche. Den Teufel kann man also in ein Glas bannen, und zwar behauptet das Sprichwort, daß dies mittels Geldes möglich sei:

Geld kann den Teufel in ein Glas bannen;[6]

[1] Grimm, Mythologie[4] S. 852.

[2] Vgl. BW Nr. 265.

[3] Edda übers. von Gering S. 356.

[4] Felix Liebrecht a. a. O. S. 99 aus Leitner, Results of a Tour in Dardistan and Kashmir Vol. I.

[5] KHM Nr. 99.

[6] G. Wunderlich a. a. O. III, S. 33.

freilich sagt auch im Gegenteile ein anderes:

Gott und den Teufel kann man nicht in ein Glas bannen,[1]

was wohl ohngefähr den Sinn hat: „Niemand kann zween Herren dienen."

Aber der Teufel wird nicht nur in ein Glas gebannt, er kann auch selber andere in ein solches bannen. So sperrt er z. B. als

„Schwarzkünstler"

in dem Grimmschen Märchen „Der gläserne Sarg"[2] die Schöne, die sich weigert, ihm zu Willen zu sein, in einen gläsernen Sarg ein. Die Redensart:

Laß dich verglasen!

oder **Fahr in der Glaskutsche!**

(Vgl. Wägner[8] I S. 87) enthält demnach eine höhnische Einladung zum Eintritte in die Wilde Jagd, in den

Zug des Todes,

die Wotan als Seelengeleiter in die Jenseitswelt führt, und der Glaswagen entspricht dem Totenschiffe, das ja als Schiff des Fliegenden Holländers auch durchsichtig ist wie Glas. Der Kutscher auf dem Bocke der Glaskutsche entspricht also dem Kapitän des

Geisterschiffes,

d. h. Wotan als Totenfährmann. Der Glaswagen wird ein Wagen sein, der über Land und Wasser führt, ein Schiffswagen wie das Narrenschiff des Carnavals vgl. S. 317. „Laß dich verglasen" ist aber auf jeden Fall noch etwas unliebenswürdiger als:

Laß dich begraben!

Derjenige, der sich blos begraben lassen soll, hat doch wenigstens noch Aussicht, in den Himmel zu kommen, während „Laß dich verglasen!" den Betreffenden zur Hölle verdammt; denn es bedeutet:

„Geh zum Teufel und laß dich von ihm in einen gläsernen Kasten einsperren." Auch Sneewittchen wurde von den sieben Zwergen, die ursprünglich neun Zwerge gewesen sein müssen, vgl. S. 278ff., in einem gläsernen Sarge beigesetzt. Wir könnten auch die Verwünschung „laß dich verglasen!" verdeutlichen mit den Worten: „Geh in den Glas-

---

[1] G Wunderlich a. a. O. II, S. 45.

[2] KHM Nr. 163.

berg, in die gläserne Unterwelt, in die Wasserunterwelt!" In einer Wiener Abart des Sneewittchen-Märchens[1] kömmt das Sneewittchen in der Tat zum Glasberge. Wir sehen also, daß der hier erschlossene Zusammenhang auch wirklich durch die Überlieferung bestätigt wird. Ja, in einem altdänischen Liede sitzt sogar Bryniel (Brunhild) selber auf dem Glasberge.[2] Damit ist auch diese Redensart wieder wenigstens auf die altgermanische Heldensage zurück geführt. Von einem Oberschlesier hörte ich einmal in dem gleichen Sinne:

Laß dich vergoldpapieren[2].

In dem Grimmschen Märchen „Die drei Männlein im Walde"[3] macht die Stiefmutter der Stieftochter ein Kleid von Papier und schickt es damit mitten im Winter, „als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal voll geschneit lag", in den Wald, ein Körbchen voll Erbdeeren zu holen.

Laß dich verschwarzpapieren!

würde allerdings dem „laß dich verglasen!" mythisch besser entsprechen.

Nach alledem muß der Teufel, der „Schwarzkünstler", wie er als Wieland und Daidalos Meister in allen Handwerken ist, auch ein großer Glaser sein. Nun ist er aber auch durchsichtig wie alle Gespenster, und seine Kinder erben von ihm diese Eigenschaft, und darum sagen wir zu einem, der sich uns ins Licht stellt, mit der nun schon öfters nachgewiesenen Eigentümlichkeit, daß die auf die Sage anspielenden Ausdrücke für die diesseitige Wirklichkeit etwas abläugnen, was für die jenseitige gerade gilt:

Dein Vater war kein Glaser;

d. h.: „Du bist doch nicht durchsichtig wie der Teufel und seine Kinder," und ostpreußisch auch noch etwas derber:

Ist dir dahinten eine Scheibe eingesetzt?

Der Teufel ist durchsichtig, weil er auch selber ganz von Glas ist. Wenn ein Kind sich verletzt hat und nicht aufhören will zu weinen, dann sagt wohl die Mutter, ungeduldig werdend: Nun laß doch endlich das Weinen sein:

Du bist doch nicht von Glas;

das will also im Grunde besagen: „Du bist doch nicht so

[1] KHM III Anm. zu Nr. 53 S. 96.
[2] KHM III Anm. zu Nr. 93 S. 184.
[3] KHM Nr. 13.

zerbrechlich wie der Teufel." Die Redensart packt demnach noch viel tiefer an das Ehrgefühl des Verletzten, als es auf den ersten Blick scheint.

Am ganzen Leibe ist der Teufel von Glas, nicht nur am Hinteren (Ist dir da hinten eine Scheibe eingesetzt?) sondern auch am Kopfe. Er allein ist daher im eigentlichen Sinne im Stande,

sich den Kopf zu zerbrechen,

z. B. wenn er, um sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien,

mit dem Kopfe gegen die Wand rennt,
sich den Kopf einrennt.

Aber auch im übertragenen Sinne muß er sich oft den Kopf zerbrechen; denn in der Sage, zumal in der Teufelsbundsage, wird er stets geprellt und in eine so üble Lage gebracht, daß er nicht weiß, wie er sich aus ihr befreien soll.[1]

Auch das Sprichwort:

Wer selber im Glashause sitzt, soll andere nicht mit Steinen werfen

geht nach alledem letztes Endes auf den Teufel der Volkssage zurück. Wenn die anderen wieder nach ihm schmeißen, wird nicht nur sein Haus sondern auch er selber zerschmettert wie die Sphinx und zersplittert wie Glas. Als Dukatensch . . . . (vgl. S. 175) ist er aber auch der Glücksbringer, und so wird wohl auch das Sprichwort:

Glück und Glas wie bald bricht das

der Sage entstammen. Paul Oskar Höcker umschreibt den Sinn dieses Sprichwortes an einer Stelle seines Romanes mit den Worten (a. a. O. 22. Bd. S. 110):

„Zertrümmert lag da ein Glück am Boden. Ein Glaube oder ein schönes klassisches Bildwerk, dem er eine Seele angedichtet hatte. In Scherben lag es da vor ihm."

Diese Stelle hilft zum mindesten mit beweisen, daß meine Auffassung des ursprünglichen eigentlichen Sinnes dieses Sprichwortes die richtige ist. Jedes Falles verstehen wir nun auf einmal, warum das Volk sagt:

Scherben bringen Glück;

---

[1] In dem sicilianischen Märchen „Von der Königstochter und dem König Chicchereddu" (Gonzenbach Nr. 12) rennt ein wahnsinniger Prinz, den man in einen Keller eingesperrt hat, mit dem Kopfe gegen die Mauer. (S. 69) Ebenda schlägt sich eine alte Hägse (also die Schwarze der Sage) in ihrem Zorne, daß sie gefoppt worden ist, so lange den Kopf gegen die Mauer, bis sie tot hinfällt; vgl. die Anm. Köhlers dazu II S. 211 und Gonzenbach S. 227 Nr. 33, I.

sie machen den Teufel unschädlich. Der in dieser Redensart ausgedrückte Glaube wird am

Polterabend

zur Tat, indem man an ihm mit Absicht Geschirr zerschlägt. Scherben bringen aber auch in so ferne Glück, als sie sich bisweilen, entsprechend der Eigenschaft des Teufels als eines Dukatenmachers, in Gold verwandeln, so z. B. in folgender oberschwäbischen Volkssage:

Das Wirtshaus zum Galgen.

Ein Spielmann ging einmal spät abends von Blonhofen nach Hause. Unterwegs kam er an einem Wirtshause vorbei, das er dort vorher niemals gesehen hatte. Es war hell erleuchtet, und drinnen wurde getanzt und gelärmt. Der Spielmann ging hinein und spielte den Leuten auf ihren Wunsch auf. Sie bezahlten ihn mit Goldstücken. Gegen Morgen verließ ein Paar um das andere das Wirtshaus, und als es in Blonhofen zum Morgengebet lautete, war auf einmal alles verstoben, das Wirtshaus auch. Der Spielmann aber fand sich allein, auf dem Galgen sitzend. Die Goldstücke waren lauter Glasscherben. Unmutig warf er sie weg, fand aber zu Hause in der Tasche noch eine, und die war wieder ein Goldstück geworden: Er ging darauf zum Galgen zurück, um die weg geworfenen Stücke zu suchen, fand aber keine mehr.

In anderen Überlieferungen heißt dieses Wirtshaus „der Nobiskrug". Söllte das etwa, Krug einmal etwas wörtlicher gefaßt, der Krug sein, der so lange zum Brunnen geht, bis er bricht?

Wer durchsichtig ist, der wirft auch keinen Schatten wie Peter Schlemihl in der gleichnamigen Geschichte Adalbert von Chamissos, die wie Goethes Faust eine Teufelsbund-Sage zur Quelle hat (vgl. Lenaus „Anna"). Peter Schlemihl hat nicht seine Seele aber seinen Schatten gegen große Schätze an den Teufel verkauft, der sonst selber Peter, schwarzer Peter heißt, vgl. S. 181.

Der Durchsichtige ist aber auch unverwundbar. Man mag ihm ruhig das Schwert durch den Leib stoßen, wie es auf der Bühne so häufig mit Gespenstern gemacht wird. Er ist:

hieb[1] und stichfest,

und nach Erfindung der Feuerwaffen sogar

kugelfest.

Kugelfest ist auch die Hägse in dem Grimmschen Märchen „Die zwei Brüder,"[1] der alle Bleikugeln, die der zweite Bruder auf sie schießt, nichts anzuhaben vermögen.

---

[1] Ludwig Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. II, S. 123.
[2] KHM Nr. 60.

Diese Unverwundbarkeit sicherten den Landsknechten die sogenannten

Himmelsbriefe

oder

Johannesbriefe

zu. Gemeint ist nicht der Evangelist Johannes sondern der Herr Johannes, der Herr des Riesengebirges, der nicht „Rübezahl“ oder „Rübenzagel“, sondern „der Herr Johannes“ genannt sein will und auch seinerseits wieder der Schwarze der Sage ist vgl. S. 127. Noch in den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges wurde ein schwunghafter Handel mit

Passauer Zetteln[1]

getrieben, und noch in dem jetzigen Weltkriege trug mancher Soldat einen Himmelsbrief bei sich oder wenigstens eine schwarze Schnur um den Hals oder andere Heiltümer (Amulette), durch die er sich gegen die Waffen der Feinde

gefeit

glaubt; vgl. Fee.

Aber der Schwarze der Sage kann nicht nur sich dünne machen; er ist nicht nur durchsichtig. Er kann auch in weiterer Steigerung

sich unsichtbar machen,

wie Sigfrid mit Hülfe der Tarnkappe, als er nach dem mhd. Nibelungenliede an Gunthers Stelle, der nur die nötigen Bewegungen dabei ausführt, die drei Wettkämpfe mit der streitbaren Brunhild besteht.

Als Sigurd gelangt er, nachdem er Brynhild verlassen hat, in das Haus Gibichs und empfängt dort von Grimhild, der Mutter Gudruns den

Vergessenheitstrank.

Diesem entspricht im Altgriechischen der

Lethetrank.

Statt der Quelle des Vergessens, der Lethe des Altgriechischen, kennt das Neuhochdeutsche ein

Meer der Vergessenheit.

---

[1] Vgl. BWr. 900 unter:

Er versteht die Passauer Kunst.

Sigurd benützt hierauf die Tarnkappe, um die Gestalt Gunnars, des nordischen Gunther, anzunehmen. Er ward dadurch Gunthers

Doppelgänger

und diesem

Zum Verwechseln ähnlich,

wie in dem eben erwähnten deutschen Volksmärchen „Die zwei Brüder“[1] der zweite dem ersten zum Verwechseln ähnlich war. Zum Verwechseln ähnlich sind auch die drei Königstöchter, aus denen der Held des Grimmschen Märchens „Die Bienenkönigin“[2] die Jüngste heraus kennen soll. Er vermag es nur mit Hülfe der Bienenkönigin, deren Volk er vor dem Tode des Erstickens gerettet hat. Diese setzt sich nämlich auf den Mund derjenigen, die vor dem Einschlafen einen Löffel Honig genossen hat, während die ältere ein Stück Zucker und die zweite ein wenig Sirup gegessen hat.

Der Teufel wohnt in der Gestalt des Hubert, Herzogs von der Normandie (vgl. den Heiligen Hubertus S. 115), der Gattin dieses bei und zeugt mit ihr „Robert den Teufel“, der also ein

Teufelskind[3]

oder eine

Teufelsfrucht[4]

ist. Ebenso zeugt Zeus in der Gestalt des Amphitruon mit der Gattin dieses, Alkmene, den Herakles. In dieser Sage ist also Zeus der Schwarze, wie er ja auch als Verschlinger und Vernichter der Menschen in der Sage von der deukalionischen Flut ist; vgl. Mondkalb S. 298.

Der Teufel hat also die Unsitte,

aus der Haut zu fahren,

aus seiner eigenen nämlich, und anderen Wesen in den Leib zu fahren.

Die Redensart:

Aus seiner Haut kann keiner heraus,

läugnet also wieder für die dieseitige Welt etwas ab, was für die jenseitige, die der Sage, gerade gilt.

„Ihm ist wohl der Teufel in den Leib gefahren,“

---

[1] KHM Nr. 60.

[2] KHM Nr. 62.

[3] Grimm Wtb. unter Teufelskind.

[4] Grimm Wtb. unter Teufelsfrucht.

sagen wir noch heute. Wem das der Teufel angetan hat,

der hat den Teufel im Leibe

und ist dann ein

Teufelskerl.

Weil wir aber den Teufel nicht gerne in den Mund nehmen, fragen wir auch bloß kurz:

Was ist denn in dich gefahren,

daß du so **ganz aus dem Häuschen bist?**

In diesen Vorstellungskreis gehört auch hinein:

Er hat Einfälle wie ein altes Haus,

aufgeräumt

kann man auch nur sein, wenn man ein Haus ist.

Er ist

ein wunderliches Haus,
er hat einen Sparren (zuviel?)

Man sagt aber auch, daß einer

vom Bändel los ist,
außer Rand und Band ist.

Derjenige, der vom Bändel los ist, der außer Rand und Band ist,[1] ist nämlich auch wieder der Schwarze der Sage vgl. S. 127: Der Teufel ist los, Loki ist los. Als Prometheus ist er Jahrhunderte lang angeschmiedet, als Loki und Fenriswolf gefesselt, und am Ende der Dinge, vor der Götterdämmerung, wird er

aller Bande ledig.

Mit „Bande" sind „eiserne Bande" gemeint; vgl.:

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war.

Auch sonst gemahnt die Redensart „außer Rand und Band sein" wieder an die Schmiedekunst; denn „Rand" bedeutet im Mittelhochdeutschen auch den „Schild". Sigurds Brünne zerspringt, als er hört, daß Gudrun ihren Gatten nicht verlassen will (Wolsunga-Saga 38). Auch sonst ist von dem Bande der Sorge, dem Steine, der auf dem Herzen liegt, die Rede.[2]

„Aus der Haut fahren" möchte jeder, der

sich in seiner Haut nicht wohl oder **kreuzunglücklich fühlt.**

---

[1] Das ist man ganz besonders dann, wenn man unbändig glücklich ist. Man ist dann ein „Unband," vgl. Paul Höcker a. a. O. 22. Bd. S. 113.

[2] Grimm KHM III, S. 9 und Bolte-Polivka I S. 7f.

Nur wer aus seiner Haut zu fahren vermag, ist auch im Stande,

seine Haut zu Markte zu tragen;

und dabei kann es ihm leicht zustoßen, daß ihm

das Fell oder das **Leder tüchtig gegerbt wird,**
daß **es ihm ans Leder geht.**

Man muß auch die Redensart von der zu Markte getragenen Haut zunächst einmal zu verstehen suchen, ehe man an ihren übertragenen Sinn denkt, der alle Mal der zeitlich später entwickelte ist.

In einem griechischen Märchen[1] schüttelt ein Jüngling einen alten Mann so lange, bis ihm die Knochen aus der Haut fallen. Er zwingt ihn also auch gewisser Maaßen, aus der Haut zu fahren, und er benützt kennzeichnender Weise diese Haut nachher auch wieder als Tarnkappe. Dem alten Manne wird danach nichts weiter übrig geblieben sein als

seine Knochen im Schnupftuche nach Hause zu **tragen,**[2]

ebenso wie dem vom Schmiede von Jüterbog verprügelten Teufel, also dem Schwarzen der Sage, den jener in einem Kohlensacke — der ist auch wieder schwarz — gefangen hatte. In dem niederdeutschen Volksmärchen vom „Machandelboom" wirft der Vater, während er das aus dem Fleische seines von der Stiefmutter getöteten Sohnes bereitete Schwarzsauer ißt, die Knochen alle unter den Tisch. Marleniken aber, die Stiefschwester des unglücklichen Knaben, sammelt sie in ihrem feinsten seidenen Tüchlein — vielleicht war es ihr Schnupftuch — und begräbt sie alsdann unter dem Machandelboom. Eine weitere Fortbildung dieser lustigen, der Sage entstammenden Redensart „seine Knochen im Schnupftuche nach Hause tragen", fand ich im Beiblatte des Königsberger Anzeigers vom 23. V. 16: „Sie haben gewußt, daß man mit dem Pitter nicht gut anbinden kann, weil man dann seine eigenen Knochen erst alle nummern muß, damit man sie richtig wieder findet," und dann ins Schnupftuch sammeln und nach Hause tragen kann.[3]

Der junge Mann des neugriechischen Märchens hat aber auch zugleich in ganz wörtlichem Sinne dem Alten das Fell über die Ohren gezogen.

---

[1] J. G. v. Hahn, a. a. O. Var. 2 zu Nr. 6.

[2] Vgl. Schr. S. 506.

[3] Vgl. das armenische Simsonmärchen bei G. Chalatianz, Armenische Bibliothek IV S. 78.

Das Fell über die Ohren ziehen

ist ein häufig vorkommendes mythisches Motiv, das wohl aus der Geschichte von Apollon und Marsuas[1] am bekanntesten ist. Apollon schand den Marsuas, weil dieser behauptete, jenen im Leierspiele zu übertreffen. Man wende nicht ein, daß ja auch heute noch jeder Metzger beim Häuten der Schlachttiere diesen das Fell über die Ohren zieht. Die Hauptsache an der Redensart ist doch, daß wir sie in Beziehung auf Menschen gebrauchen, und bei denen ist denn doch wohl das Schinden im eigentlichen, ganz wörtlichen Sinne nicht mehr so üblich wie bei den nordamerikanischen Indianern, die ihre besiegten Gegner wenigstens noch zu skalpieren pflegten.[2]

Die mit der Redensart „aus der Haut fahren" verbundenen Vorstellungen liegen auch dem Wunsche:

Ich möchte nicht in seiner Haut stecken

zu Grunde und mögen es ferner nach sich gezogen haben, daß man einen Menschen schlichtweg als eine Haut bezeichnet, z. B. als

eine alte, ehrliche, gutmütige Haut.

So wird es sich auch erklären, warum man kleine Kinder gerne

Bälger

nennt.

Der Balg aber — der Tierbalg wenigstens — wird nun auch zum Anfertigen von Musikinstrumenten verwendet, z. B. des Dudelsackes, und wenn man auf den drückt und in ihn bläst, dann pfeift er. So wird es sich auch erklären, warum man von einem Todeskandidaten, bei dem man schon das letzte Röcheln im Geiste zu hören glaubt, gerade nicht sehr geschmackvoll sagt:

Er pfeift auf dem letzten Loche,[3]

seines Blasebalges nämlich, vgl. in Betreff dieser Entwickelung die entsprechenden: Lebenslicht — ein großes Licht — Kirchenlicht S. 92 und Galgenstrick — Strick.

In der Gestalt Gunnars durchreitet Sigurd noch einmal die Waberlohe, um

für ihn durchs Feuer zu gehn[4]

---

[1] Vgl. W. Schultz in Orientalistische Literatur-Zeitung 1917, Sp. 324.

[2] BW Nr. 336 will die Redensart aus der Jägersprache ableiten.

[3] BW Nr. 766 hat den Zusammenhang der Redensarten mit den volkstümlichen, der Sage entstammenden Anschauungen nicht gesehen.

[4] BW Nr. 345 schwankt hier zwischen einer Erklärung aus dem Aberglauben und einer vernünftelnden.

und zwar nicht die Kastanien aber die Frau aus demselben zu holen. Büchmann S. 272 erklärt die Redensart:

Für einen die Kastanien aus dem Feuer holen

aus einer Fabel Lafontaines, mit Unrecht; sie ist schon in weit älterem Schrifttume belegt.[1] Lafontaine hat die Stoffe zu seinen Fabeln eben wieder nicht frei erfunden. Sie sind vielmehr uraltes Erbgut der Kulturvölker und gehen schließlich auf denselben Urgrund zurück wie die Sagen und Märchen.

Die Redensart:

Zwischen sich und einem anderen **das Tischtuch zerschneiden**

geht natürlich zunächst zurück auf das bekannte Gedicht Ludwig Uhlands „die Schlacht bei Reutlingen" aus dem Balladenkranze „Eberhard der Rauschebart". Aber gerade dieser Zug ist von Uhland nicht erfunden sondern der mit Sagen verquickten Geschichtsquelle entnommen. Ich halte ihn für ungeschichtlich und vergleiche ihn mit dem bekannten Zuge der Nibelungensage, wie Sigfrid, als er zum zweiten Male durch die Waberlohe zu Brunhild dringt, diesmal um sie für Gunther, nicht für sich als Braut zu erwerben, zwischen sich und Brunhild ein gezücktes Schwert legt, ein Zug, der in einer zahllosen Menge arischer Volksmärchen, besonders Zweibrüdermärchen noch fort lebt.[2] Der Sinn dieser Handlung ist ein ähnlicher wie der, den der alte Eberhard seinem Sohne durch sein Verhalten andeuten will: „Ich will von dir nichts mehr wissen!" Wir sprechen von einer Scheidung von Tisch und Bett. Ich vermute, daß diese in alter Zeit durch die sinnbildliche Handlung des Zerschneidens des Tisch- und Betttuches ausgesprochen wurde.

Der vom Schmiede von Jüterbog übers Ohr gehauene Teufel war

ein armer Teufel,

und zugleich auch

ein dummer Teufel.

denn er ließ sich von dem schlauen Schmiede rettungslos überlisten, wie überhaupt der Teufel in der deutschen Sage fast immer

der Dumme ist,

so daß man schier versucht ist, dahinter einen tieferen Sinn zu wittern, nämlich die überaus lebensfreudige und Leben be-

[1] Georg Winter, Ungeflügelte Worte, Augsburg 1888, S. 102 und BW Nr. 646

[2] z. B. KHM Nr. 60 „Die zwei Brüder".

jahende, aber leider irrige Ansicht, daß das Böse, wie breit auch immer es sich in der Welt machen möge, doch schließlich am Ende vom Guten zurück gedrängt und besiegt wird, und daß es, um mit Goethe zu reden, „die Kraft ist, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". — Stets muß der Teufel

mit langer Nase abziehen.

Daß diese lange Nase mythisches Ursprunges sei, hat schon **Grimm** in den Anmerkungen zum Märchen vom „**Krautesel**"[1] angedeutet. Es handelt sich um eine Erzählung, die mit der bekannten Sage von **Fortunatus** auf die gleiche Wurzel zurück geht, nur daß hier dem Helden statt der Hörner, die dem einen Sohne Fortunatas nach Genuß der Äpfel eines bestimmten Baumes wachsen und nach dem der Äpfel eines anderen daneben stehenden wieder verschwinden, in gleicher Weise eine lange Nase zu Teile wird. Seine beiden von ihm getrennten Gefährten finden ihn dann wieder, indem sie

der Nase nach gehen,

bis sie den Menschen entdecken, der dazu gehörte. Der Königstochter, die ihm und seinen Gefährten den immer Geld spendenden Beutel, den Wunschmantel und das alle Völker herbei rufende Horn entwendet hat,

macht der Held eine lange Nase,

und nimmt sie ihr erst wieder ab, als sie das gestohlene Gut wieder heraus gegeben hat. Sie hat also von ihm

eine **Nase** bekommen oder einen **Rüffel,**

wie es in der Beamten- und Militärsprache heißt. Alle drei Wunderdinge sind übrigens Nachklänge mythischer Gegenstände. Der immer Geld spendende Beutel entspricht dem goldenen Ringe **Draupnir,** d. h. Tropfer, von dem jede neunte Nacht acht eben so schwere herab tropfen; der **Wunschmantel** dem des Dr. Faust, und das alle Völker herbei rufende Horn dem **Giallarhorne** Heimdalls, das alle Asen zum Kampfe herbei ruft, als die Riesen unter Surtr Walhall zu stürmen kommen.

Mit dieser langen Nase gerät der oder die Schwarze leicht in die Klemme —

in die Klemme geraten,

[1] KHM Nr. 122 III S. 216ff.

In einem norwegischen Märchen,[1]

Wie der König Hasen hüten ließ,

treffen die drei Brüder Peter, Paul und Esben Aschenhans nach einander im Walde eine Alte, der war die lange Nase beim Holzkleinmachen in den Spalt eines Baumes geraten und darin fest geklemmt worden. Hundert Jahre, behauptet sie, habe sie schon da gestanden und gerissen und gezerrt. Die beiden älteren Brüder lachten sie aus, aber der jüngste befreite sie aus ihrer peinlichen Lage. Er half ihr aus der Klemme. Dafür bekam er auch von ihr ein Pfeifchen, mit dem er die Hasen des Königs zu hüten vermochte, was seinen hochmütigen Brüdern kläglich mißlungen war.

Daß aber das

in die Klemme bringen[2]

und damit auch sein Gegenstück:

aus der Klemme helfen

ein weit verbreiteter, echter Zug der Sage ist, läßt sich durch eine große Zahl von Überlieferungen erweisen. In dem Grimmschen „Märchen von Einem, der auszog das Fürchten zu lernen“[3] klemmt dieser den langen weißen Bart eines gruseligen Alten durch einen Schlag auf einem Amboße fest, den er damit zugleich spaltet. Jetzt war also zwar nicht der Alte selber, aber wenigstens sein Bart

zwischen Hammer und Amboß.[4]

Auch sehen wir hier, daß der Eine, der auszog, das Fürchten zu lernen, wie **Richard Wagner** sehr richtig geschaut und in seinem Musikdrama **„Sigfrid“** verwertet hat, niemand anders als der furchtlose Sigfrid ist, der auch einmal bei Regin mit dem neugeschmiedeten Schwerte Gram den Amboß bis auf den Fuß

---

[1] P. Chr. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen übers. von H. Dehnhardt, Leipzig, S. 147. Die Auswahl ist übrigens nicht gut getroffen, wie die Übersetzung von Asbjörnsen und Moes Norwegischen Volksmärchen durch Friedrich Bresemann Berlin 1847 zeigt. Sie hat zu viel Gespensterglauben auf genommen, zu dem es gerade keinen größeren Gegensatz gibt als goldenen Märchenzauber; vgl. die Lehrmittel der deutschen Schule XII S. 25ff.

[2] Vgl. BW Nr. 672: **„In der Klemme sitzen“** und R Nr. 111: **„In die Kluppe kriegen“**. Sie haben aber beide den Zusammenhang dieser Redensarten mit der Sage nicht geschaut. In der deutschen Übersetzung eines ungarischen Volksmärchens (a. a. O. S. 210) fand ich den Satz: In einen großen Baum hast du deine Axt geschlagen in dem Sinne: „du hast etwas sehr Schwieriges übernommen“. Wir erinnern uns des nun schon so oft erwähnten Zuges, daß der Held der Sage einen Baum mit der Axt spaltet, das Ungeheuer verführt, seine Tatzen in den Spalt zu legen und dann die Axt heraus zieht, sodaß das Ungeheuer fest geklemmt wird. Auch diese Redensart entstammt demnach der Sage.

[3] KHM Nr. 4.

[4] Hier ahnt selbst BW Nr. 502 den Zusammenhang mit der Sage.

zerklob.[1] Dasselbe wie dem weißbärtigen Greise war auch dem Zwerge in dem **Grimmschen** Märchen **„Schneeweißchen-Rosenrot“**[2] widerfahren, nur daß hier an Stelle des Amboßes wieder ein gespaltener Baum steht. Dieser Zwerg war übrigens wirklich, nebenbei gesagt, ein böser Zwerg, ein

giftiger Zwerg,

als welcher Delcassé im Weltkriege immer und immer wieder bezeichnet wurde.

Daß aber Bart und Nase auch sonst einander entsprechen, sehen wir daraus, daß, wie Kaiser Rotbart der Bart durch den Tisch hindurch wächst, in der auf S. 140 besprochenen Abart des Grimmschen Märchen vom Krautesel der Königstochter die Nase 60 Ellen um den Tisch herum wächst. Beide werden dadurch an den Tisch fest geklemmt. Im weiteren Verlaufe des „Märchens von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“, schraubt dieser in dem verwunschenen Schlosse zwei greulichen schwarzen Katzen, die mit ihm Karten spielen und ihm dabei vermutlich

übel mitspielen

wollten, die Pfoten in einem Schraubstocke fest, unter dem Vorwande, daß er ihnen erst die Nägel beschneiden wolle. In dem Grimmschen Märchen „Das kluge Schneiderlein“[3] tut dieser dasselbe mit den Tatzen des Bären, der von ihm Geige spielen lernen wollte. Auch er spiegelt vor, die Nägel seien zum Geigenspielen zu lang.

Beide Märchenhelden **legen** also den Tieren **Daumenschrauben an.** Dabei braucht uns der Ausdruck „Daumenschraube“, der ja eigentlich nur für Menschen paßt, nicht stutzig zu machen. Wir werden gleich sehen, daß auch Menschen in der Sage fest geschraubt werden. Ebenso wenig spricht die Tatsache, daß es im Mittelalter ein entsprechendes Folterwerkzeug wirklich gab, gegen Herkunft der Redensart aus der Sage.[4]

---

[1] Raszmann a. a. O. S. 17.

[2] KHM Nr. 161. Die Grimmsche Überschrift „Schneeweißchen und Rosenrot“ widerspricht dem Inhalte. Es handelt sich im Grunde nur um ein Mädchen, vgl. die eingestreuten Verse, die hier wie stets zu den ältesten Bestandteilen der Erzählung gehören:

Schneeweißchen-Rosenrot,
Schlägst dir den Freier tot.

[3] KHM Nr. 114.

[4] Schr. S. 349 und 393.

Auch das Folterwerkzeug kann und wird ebenso wie die Henkersmahlzeit und die Guillotine auf mythische Vorstellungen zurück gehen.

Der Bär will also hier Geige spielen lernen; aber schon der Spervogel sagt:

„So mac man einen wilden bern
noch sanfter harfen leren",

und Wolfram im Titurel:

„Man lerte einen beren e den salter."[1]

Heute heißt es dafür gewöhnlich:

Er paßt dazu, wie der Esel zum Laute schlagen,
Es steht ihm, wie dem Esel das Laute schlagen,
Was tut der Esel mit der Sackpfeife?[2]

Aber auch diese Redensarten stammen aus der Sage. Im Märchen kann nämlich tatsächlich der Esel die Laute schlagen. Das Grimmsche „Eselein"[3] lernt es zum Erstaunen seines Lehrmeisters so vorzüglich, daß er damit Herz und Hand einer Königstochter erspielt.

In ähnlichem Sinne gebraucht man auch:

Der versteht davon soviel wie der Hase vom Eierlegen.

In dieser Redensart wird wieder die Welt der Wirklichkeit der der Sage gegenüber gestellt. In der Wirklichkeit versteht der Hase allerdings nichts vom Eierlegen. Für die ist also das Eierlegen des Hasen eine Unmöglichkeit. Nicht aber für den Hasen der Sage. Der legt sehr wohl Eier, nämlich der Osterhase vgl. S. 320.
In der 3. Abart des Grimmschen Märchens „Dat Erdmänneken"[4] heißt der Held den Alten, der von ihm Essen fordert, einen Keil aus dem gespaltenen Holze heraus ziehen. Wie sich der Alte bückt, zieht jener die Axt heraus und klemmt ihn mit dem Barte fest, der in den Spalt hinein hing. In der 4. Abart desselben Märchens schraubt er das kleine graue Männchen zwischen zwei Eichstöcken fest. Auch „Oll Rinkrank" in dem gleichnamigen Grimmschen Märchen[5] wird mit seinem

[1] BW Nr. 301.
[2] Schr. S. 70 lat. asinus ad lyram, griech.: ονος προς λυραν BW a. a. O.: „Von den Alten haben wir die Redensart schon früh herüber genommen!" O nein; sie ist gemeinarisch.
[3] KHM Nr. 144.
[4] KHM III, Anm. zu Nr. 91, S. 177.
[5] KHM Nr. 196.

langen Barte zwischen Fenster und Fensterrahmen eingeklemmt. In der 6. Abart des Grimmschen „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen" keilt Hans den Finger eines Quälgeistes (vgl. S. 197) mit einem Stückchen Holz und einem Hammer im Schlüsselloche fest — und das ist in der Türe — „nimmt dann seine Peitsche und haut ihn so gewaltig, daß der Geist verspricht, sich mit allen seinen Geistern nicht mehr im Schlosse sehen zu lassen".[1] Hier tritt wieder die Verwandtschaft mit der Sage vom Schmiede von Jüterbog zu Tage, um so mehr, als auch der Held dieser Geschichte ein junger Schmied ist. Der böse Geist in der auf S. 147 erzählten lettischen Sage von Kurbad wird in der Tat

zwischen Tür und Angel[2]

fest geklemmt.

Der Held des eben erwähnten Grimmschen Märchens „Dat Erdmänneken" findet, dieses verfolgend, einen Brunnen. In diesen läßt er sich von seinen Brüdern an einem Seile hinunter winden,[3] wird aber von ihnen dort, wo es

stichdunkel[4]

ist,

im Stiche gelassen.[5]

Endlich sieht er an der Wand eine Flöte hangen, nimmt sie herunter und bläst auf ihr. Da erscheint ein Erdmännchen und fragt nach seinen Befehlen. Die Erdmännchen sind also durch das Festklammern eines von ihnen alle seine

dienstbaren Geister

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 4, S. 19.

[2] Die lateinische Entsprechung, die BW Nr. 1183 dazu anführt:

Hac urget lupus, hac canis angit (vgl. frz. entre chien et loup)

leitet hinüber zu

Zwischen Skylla und Charybdis.

Alle die Redensarten dieses Sinnes sind gemeinarisch.

[3] Es ist also die weit verbreitete Märchengruppe, die der Sagforscher als Trita-Märchen bezeichnet.

[4] Schr. S. 402.

[5] Schr. Nr. 82 S. 402 deutet die Redensart wenig überzeugend aus dem Kampfe, BW Nr. 1142 und 4 Nr. 193 aus dem Turnierbrauche. Diese Redewendung wird sogar an der betreffenden Stelle der auf uns gekommenen Aufzeichnungen des Dreibrüdermärchens geradezu gebraucht, vgl. Gonzenbach II S. 6 und 13.

geworden, die alle seine Befehle ausführen, so unausführbar sie auch scheinen mögen. Auch Sigfrid kriegte im Kampfe mit dem Zwerge Alberich diesen endlich am Barte zu packen und machte ihn dadurch sich dienstbar. Solche dienstbaren Geister sind auch die „Luftgeister", die Diener des Ringes, den „der starke Hans" dem von ihm erschlagenen Zwerge vom Finger abgezogen hat. Sie erscheinen, wenn er den Ring am Finger dreht.[1] Diesen Ring aber hat er in einer Felsenhöhle erworben, in die er von seinen sich nachher als ungetreu erweisenden Gefährten, dem „Tannendreher" und dem „Felsenklipperer" in einem Korbe an einem Seile herunter gelassen worden ist. Die Felsenhöhle entspricht also genau dem Brunnen des Erdmännchen-Märchens, und der Ring, dem die „Luftgeister" dienstbar sind, der Flöte, der die „Erdmännchen" dienstbar sind. Beiden Gegenständen entspricht aber auch „Das blaue Licht"[2] des gleichnamigen Grimmschen Märchens und die Tabakspfeife, die der abgedankte Soldat an diesem anzündet. Wenn er nämlich das tut, erscheint sofort ein kleines schwarzes Männchen, das alle seine Befehle ausführen muß. Auch dieses blaue Licht erwarb aber der Soldat in einem Brunnen. Er sollte es nämlich einer Hägse aus diesem heraus holen, enthielt es ihr aber gerade so vor wie Al a-ed-din dem Zauderer die Wunderlampe, die nur gerieben zu werden braucht, um sofort einen dienstbaren Geist erscheinen zu lassen. Eine Lampe zu reiben hat eigentlich keinen Sinn, wohl aber ein Feuerzeug. Wir sehen also, daß auch das Andersensche Märchen „Das Feuerzeug", das, wie schon Grimm erkannt hat,[3] nur die Überarbeitung eines Volksmärchens ist, hierher gehört und sogar eine echtere Überlieferung ist als die in 1001 Nacht erhaltene. Jeder der drei großen Hunde, der nach Reiben des Feuerzeuges erscheint — nach einmal Reiben der mit Augen so groß wie Teetassen, nach zweimal Reiben der mit Augen so groß

---

[1] Auch in dem Ringe des Musaeus'schen Märchens „Dämon Amor" Meyers Volksb. I S. 94ff. lebt ein solcher dienstbarer Geist. Er tritt in Tätigkeit, wenn man den Ring am Finger dreimal nach rechts dreht, und er kehrt wieder in den Kristall des Ringes zurück, wenn man ihn dreimal am Finger nach links dreht. Dieser dienstbare Geist verwandelt sich in jede beliebige Gestalt, die sein Herr befiehlt. Er besitzt also zugleich auch

Proteus-Natur,

vgl. Büchmann S. 78.

[2] KHM Nr. 116. [3] KHM III, Anm. zu Nr. 116, S. 212.

wie Mühlräder, nach dreimal Reiben der mit Augen so groß wie ein Turm — ist ebenso wie der Diener der Wunderlampe im eigentlichen und übertragenen Sinne

ein Geriebener,

im eigentlichen Sinne in so fern, als er auf Reiben hin erscheint, im übertragenen Sinne in so fern, als er auch die schwierigsten Aufträge seines Herrn, zu denen noch mehr als Geriebenheit, zu denen übernatürliche Kraft, auch des Geistes gehört, auszuführen weiß. In einer anderen Fassung des Märchens sind es vielleicht überhaupt nicht drei Hunde gewesen, sondern ein einziger, der aber vermutlich drei Köpfe hatte, der dreiköpfige Höllenhund, und auf eine solche Fassung wird die Redensart zurück gehen:

Dort liegt der Hund begraben

d. h. Dort sind die gesuchten Schätze.[1] Auf dieses Märchen spielt auch offenbar die besonders beim Kartenspiele gebrauchte Redensart an:

Da sch ...... doch der Hund ins Feuerzeug[2]

Das erste, was der Besitzer der Erdmännchenflöte von den Erdmännchen ebenso wie der abgedankte Soldat von dem Diener des blauen Lichtes bzw. der Tabakspfeife verlangt — zwischen Flöte und Pfeife ist kein großer Unterschied, beides sind Musikinstrumente, letztere als Tabakspfeife freilich nicht — ist, aus dem Brunnen heraus gebracht zu werden. Deshalb verglich schon Grimm alle diese Wunderdinge mit der Laute Arions.[2] Sie brachte diesem Errettung aus Wassernot, also, mythisch gesprochen, aus der Wasserunterwelt, wie die Flöte bzw. Pfeife dem Beherrscher der Erdmännchen und dem Besitzer des blauen Lichtes Befreiung aus der Erdunterwelt ermöglichte. Er vergleich sie auch weiterhin mit der Geige, durch deren Spiel der Held des Märchens „Der Jude im Dorn" eine ganze Stadt tanzen machte, wodurch die Verbindung zu den später zu erörternden Redensarten:

es einem gründlich geigen, vgl. S. 254

und nach jemandes Pfeife tanzen, vgl. S. 258

hergestellt ist.[3]

---

[1] Vgl. BW Nr. 593, der aber leider wieder nur den Aberglauben, nicht die Sage heran zieht. [2] Vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 110, S. 207.

[3] Weiterhin verglich auch Grimm die Laute Arions mit der „Flötenpiepe", die der im Sande zappelnde aber von Ferenand getrü wieder ins

Während der Diener des blauen Lichtes den abgedankten Soldaten aus dem Brunnen heraus führte, zeigte er ihm unterwegs die Schätze, die die Hägse in diesem versteckt hatte, und der Soldat nahm davon, soviel er tragen konnte. Das blaue Licht entspricht also der blauen Blume, die dem Bergmanne anzeigt, wo wertvolle Erzadern das Gestein durchziehen. Folglich enthält selbst noch das Losungswort der Romantik:

Die blaue Blume

vgl. Büchmann[25] S. 205, eine Anspielung auf die Sage. Die blaue Blume ist ein ähnlicher Schatzspender wie die Sprengwurzel, vgl. S. 178, gelang es doch einst einem Hirten, mit ihr, die er zufällig beim Weiden seiner Schafe gefunden hatte, die verschlossene Türe zu den Schätzen des Kyffhäusers zu öffnen.[1] Sie war also in diesem Sinne eine „Schlüsselblume".

Mit dem Erdmännchen-Märchen und zugleich auch mit der Sage vom Schmiede von Jüterbog hat die folgende lettische[2] Sage große Ähnlichkeit:

Kurbad.

Kurbad, der Sohn einer Stute, kam mit seinen beiden Halbbrüdern, dem Sohne einer Witwe und dem Sohne einer Magd in eine große fremde Stadt. Der König derselben hatte drei schöne Töchter. Diese aber wurden, als sie sich einmal in der Badestube wuschen, von einem bösen Geiste entführt. Der König versprach demjenigen, der sie wieder brächte, die Jüngste zur Frau und das ganze Reich als Mitgift. Während Kurbads Brüder ins Blaue hinein auf die Suche gehen wollten, meinte Kurbad, man müsse dort suchen, wo sie verloren gegangen seien, begab sich mit seinen Halbbrüdern in die Badestube, machte dort Feuer und begann, Grütze zu kochen. Um Mitternacht knarrte die Türe der Badestube und der böse Geist guckte durch den Spalt hinein und sog gierig den Duft der Grütze ein. Kurbad klemmte den Unhold zwischen Tür und Angel fest und ließ seine Keule auf ihn nieder sausen. Endlich versprach der Geist seinem Peiniger eine Flöte, deren Ertönen „zehn zu allen Diensten bereite Heinzelmännchen herbei rufen würde". Kurbad verprügelte ihn aber trotzdem weiter, bis er ihm auch entdeckte, wo die drei Königstöchter wären. Diese erlöste dann Kurbad mit Hülfe der ihm dienstbar gemachten Heinzelmännchen.

Wasser geworfene Fisch diesem zum Danke für die Rettung seines Lebens übergab mit den Worten: „Nu du mie ut den mot holpen hest, will ik die 'ne Flötenpiepe given, wenn du in de Naud bist, so flöte derup, dann will ik die helpen," vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 126, S. 223. Der Laute Arions sind alle Tiere des Meeres dienstbar wie der Flöte des Ferenand getrü die Fische. Und so haben wir die Brücke zwischen dem mythischen Motive der dienstbaren Geister und der dankbaren Tiere.

[1] DS Nr. 304.

[2] Vgl. das türkisch-südslawische Märchen von Atolu, dem Pferdesohne in Ungar. Revue 1887 S. 753ff. und bei S. F. Krauss, Sagen u. Märchen der Südslawen II S. 346ff.

Dieses Märchen zeigt uns, daß auch die Heinzelmännchen dienstbare Geister sind. Ihre Tätigkeit ist bekanntlich von dem Schlesier August Kopisch in einem reizenden Gedichte launig geschildert worden:

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
hin auf die Bank und pflegte sich;
Da kamen bei Nacht,
ehe man's gedacht,
die Männlein und schwärmten
und klopften und lärmten
und rupften und zupften
und hüpften und trabten
und putzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
war all sein Tagewerk vollbracht.

Und wenn wir heute nach einiger Zeit eine Arbeit, die wir selber hätten tun müssen und die uns einer unserer Lieben stillschweigend und heimlich abgenommen hat, in dem Augenblicke, wo wir endlich selber daran gehen wollen, plötzlich schon gemacht finden, dann antwortet uns wohl der oder die Hülfsbereite auf die Frage, wer das getan hat, schelmisch mit den Worten:

Das haben die Heinzelmännchen getan.

Die Heinzelmännchen gaben es also den Menschen im Schlafe.

Büchmann S. 28 erklärt das Sprichwort:

Den Seinen gibt's Gott im Schlafe

aus der Bibel, und es ist zuzugeben, daß die Nennung Gottes in demselben, die Einsetzung seines Namens, auf christlichen Einfluß zurück zu führen ist, ebenso wie in dem Sprichworte: „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein.“ Von diesem aber wird auf S. 204 nachgewiesen werden, daß seine Vorstellungsgrundlage vorchristlich-arisch ist. Ebenso hat auch die Tatsache, daß dem Helden bzw. der Heldin der Sage die Erfüllung ihnen gestellter schwerer Aufgaben von übernatürlichen Wesen im Schlafe gegeben wird, mit dem Alten Testamente zunächst nichts zu tun, ist aber die Quelle der Redensart. Es folgen hier noch einige Beispiele.

In dem Grimmschen Märchen „Die wahre Braut“[1] erfüllt

---

[1] KHM Nr. 186.

eine „alte Frau“ — es wird auch wieder „eine weise Frau“ also eine Göttin gewesen sein — die der Stieftochter auferlegten schweren Aufgaben, während diese schläft. 1. schleißt sie nämlich 12 Pfund Federn an einem Tage, 2. löffelt sie einen großen Teich mit einem durchlöcherten Löffel aus (vgl. das Danaidenfaß der altgriechischen Sage!), 3. erbaut sie ein schönes Schloß an einem Tage. (Vgl. die Erbauung Roms und Walhalls S. 167). Ebenso richtet in dem Grimmschen Märchen „Der Trommler“[1] die „Meisterjungfrau“ die dem Trommler erteilten schweren Arbeiten aus, während dieser schläft. Hier handelt es sich darum 1. einen Teich mit einem Fingerhute auszuschöpfen, 2. einen ganzen Wald innerhalb eines Tages umzuhauen und das Holz in Scheite zu spalten und in Klafter zu beigen und 3. dieses Holz auf einen Haufen zu legen und zu verbrennen. Der Meisterjungfrau gelingt alles dies mit Hülfe eines Wunschringes, den sie am Finger trägt und dreht, wie „der starke Hans“[2] den seinigen.

In dem Grimmschen Märchen „De beiden Künigeskinner“[3] bedient sich die Meisterjungfrau wieder der Hülfe dienstbarer Geister, nämlich der Arweggers, um die ihrem Geliebten von ihrem Vater auferlegten schweren Aufgaben zu erfüllen. Sie tun es aber wieder, während der Jüngling schläft, geben es ihm also wieder im Schlafe. Ja die Meisterjungfrau hat ihn selber vorher durch Laufen eingeschläfert, wie Einschläfern überhaupt ein häufig vorkommender Zug der Sage ist, vgl. z. B. das Grimmsche Märchen „Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein“.

Sollten nicht auch die Heinzelmännchen, um ihre Arbeit desto ungestörter ausführen zu können, vorher die Leute, die gedacht haben

> Morgen ist auch noch ein Tag,
> Morgen, morgen, nur nicht heute
> sagen alle faulen Leute

vorher eingeschläfert haben? Jedes Falles sind die Heinzelmännchen mit den Arweggers wesensgleich; diese aber werden in dem obigen Märchen des öfteren auch Erdmännchen genannt; folglich sind sie auch von diesen nicht zu trennen. Vom Erdmanne zum Sandmanne ist kein großer Schritt:

„Der Sandmann kommt“

---

[1] KHM Nr. 193. [2] KHM Nr. 166. [3] KHM Nr. 113.

sagen die Eltern etwas lebhafter Kinder hocherfreut am Abende, wenn diese endlich müde zu werden beginnen. Auch dieser „Sandmann" hat also seinen Ursprung in der Sage.[1] Valentin Traudt, Lehrer Korn, ein Mondbürger S. 1:

„Ja, ja, die Hauptsache scheint doch zu sein, daß man die Augen offen hält, so lange sie noch ohne Sperrholz offen bleiben." Es ist ein im Volksmärchen häufig vorkommender Zug, daß alte Leute ihre Augen nur noch mit Sperrhölzern und eisernen Haken aufhalten können. Der Sandmann ist verwandt mit dem „Gevatter Tod", dem Knochenmanne, mit der Sanduhr, vgl. S. 35. Wie jener die Menschen in den zeitlichen Schlaf versenkt, so senkt dieser sie in den ewigen Schlaf. Darum sind nach altgriechischer Anschauung Schlaf und Tod Brüder. Der Sandmann ist also eine genaue Entsprechung des Morpheus, nach dem wir das

Morphium

benannt haben. Diese Erklärung des Sandmannes wird weiter bestätigt durch die Tatsache, daß statt „Der Sandmann kommt" auch gesagt wird:

Pechmännchen kommt.[2]

Der Pechmann ist schwarz, wie der Tod in der Sage „der Schwarze" ist. Vom Sandmanne dürften wir es auch gelernt haben,

den Leuten Sand in die Augen zu streuen,[3]

d. h. sie einzuschläfern und dadurch blind zu machen gegen das, was wir tun. Die Erdmännchen, Heinzelmännchen,

---

[1] Schr. S. 414: „Es ist das nicht leere Redensart, sondern das Wort ruhet auf einem physischen Grunde. Bei eintretender Müdigkeit, zumal bei Kindern, werden die Augen trocken, und in den das Auge umgebenden Rändern bilden sich kleine trockene Körperchen, die fürs Gefühl den feinen Sandkörnern gleichen (jeder Arzt kann über diese Erscheinung Auskunft geben). – Diese Erscheinung ist nun für die Kinderwelt hübsch in dem Sandmann personificiert." Mit der Personifikation ist es eine eigene Sache; sie gedieh besonders üppig bei den alten Römern, die, wie sich an ihrer Sprache zeigen läßt, ein sehr phantasiearmes Volk waren. Auch die Personifikation ist übrigens ein letzter Ausläufer der Sage.

[2] Entsprechend seiner Erklärung des Sandmannes sagt Schr. S. 428 über diese Redensart: „Während letzteres Wort (der Sandmann kommt) von den kleinen, trockenen, fremdartigen Körnchen kommt, welche sich im schläfrigen Auge bilden, denkt das erste Wort an die Augenlider, die vor Müdigkeit zufallen und so schwer aufgerissen werden, als wenn sie mit Pech verklebt wären."

[3] BW Nr. 1003 will die Redensart aus antiken Gladiatorenkünsten ableiten; aber was gehen uns die bei einer so volkstümlichen Redensart an.

Arweggers und wie die dienstbaren Geister alle heißen mögen, arbeiten ja nur, während diejenigen, für die sie die Arbeit tun, selber schlafen. In der Tiersage schlägt Reinecke Fuchs dem Isegrim seinen mit Harn angefeuchteten und danach im Sande herum gepeitschten Schwanz in die Augen, macht ihn dadurch blind und besiegt ihn. Reinecke Fuchs ist wieder der Schwarze der Sage. Odin streute als Rostar dem Syward Sand in die Augen, freilich nicht, um ihn blind zu machen, sondern um dieselben furchterweckend zu gestalten. Der Staub erzeugte nämlich in den Augen Sywards viele Flecken, die wie Schlangen aussahen, weshalb Syward von nun an den Beinamen Schlangenauge erhielt.[1]

Die Arweggers erscheinen, wenn die Königstochter mit einem weißen Tuche, in das sie einen Knoten[2] gemacht hat, auf die Erde klopft und dabei sagt „Arweggers herut". Sie klopft, wie die Anmerkungen Grimms zu den Märchen zeigen, auf diese Weise Armeen von Arweggers aus der Erde. Nun führt Büchmann[25] S. 188 zu der bekannten Stelle aus Schillers „Jungfrau von Orleans"

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen,

aus Ploutarchos die Prahlerei des Pompeius an: „es würden, sobald er auf Italiens Boden stampfe, Scharen von Fuß- und Reitervolk der Erde entsteigen. Dieselbe erinnert so lebhaft an die Arweggers, die aus der Erde zwar nicht gestampft aber wenigstens geklopft werden, daß man auch hier versucht ist, an eine gemeinarische Redewendung zu glauben, um so mehr als der Held des Grimmschen Märchens „Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein"[3] einen Ranzen besitzt, aus dem, wenn er darauf klopft, jedes Mal ein Gefreiter und sechs Mann heraus kommen.

In einer Abart dieses Märchens[4] steht an Stelle desselben eine Patronentasche, die wenn man auf die eine Seite klopft, 100000 Mann zu Fuße und zu Rosse liefert. Und damit auch die Feldartillerie nicht fehle, braucht der Held des Textmärchens

[1] Saxo Grammaticus übers. von Jantzen S. 476.

[2] Auch der Knoten ist dabei ein mythischer Zug, vgl. den

Gordischen Knoten

in der Alexandersage, mit dem wieder der Zug des Spaltens, eines Amboßes, Baumes, Steines und dgl. verbunden ist.

[3] KHM Nr. 54.

[4] KHM III, Anm. zu Nr. 54, S. 97ff.

nur das Hütlein auf den Kopf zu setzen und herum zu drehen, „so gehen die Feldschlangen, als wären zwölfe neben einander aufgeführt und schießen alles nieder, daß niemand dagegen bestehen kann“. Ja, er hat sogar auch noch schwere Artillerie zu steter Verfügung; denn das Hörnlein, das er außerdem noch besitzt, hat die wunderbare Eigenschaft, daß er nur einmal hinein zu stoßen braucht, „so fallen alle Mauern und Festungswerke, endlich alle Städte und Dörfer über einen Haufen“; ein merkwürdiges Gegenstück zu den Posaunen von Jericho, die so recht die Unabhängigkeit der deutschen Volksüberlieferung von der Bibel vor Augen führt. Der Held dieses Märchens kann also tatsächlich zwar nicht

Armeen aus der Erde stampfen

vgl. Büchmann S. 188, aber dafür sie aus seinem Ranzen oder seiner Patronentasche heraus klopfen, aus seinem Hütlein heraus drehen und aus seinem Hörnlein heraus stoßen. Unter den schweren Aufgaben, die der Freier in den Volksmärchen von dem Vater der Braut gestellt bekömmt, befindet sich auch oft die, ein bestimmtes ungeheuer großes Feld im Laufe eines Tages zu besäen, vgl. z. B. Iason und die Drachenzahnsaat auf S. 75. Wann also Schiller an der oben angeführten Stelle:

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen

fortfährt: Wächst mir ein Kornfeld aus der flachen Hand, so muß doch wenigstens, mag es auch nur ein neckischer Zufall sein, erwähnt werden, daß in der „Geschichte des Prinzen Ahmed und der Fee Pari Banu“[1] dem Vater des Prinzen zwar nicht eine Armee, aber wenigstens ein Zelt für die ganze Armee aus der flachen Hand wächst. Ahmed schafft ihm nämlich mit Hülfe der Fee Pari Banu ein Zelt herbei, das in der Hand Platz hat und dennoch im Stande ist, dem ganzen ungeheuren Heere des Sultans von Indien samt seinen Kamelen, Mauleseln und anderen Lasttieren Schutz und Obdach zu gewähren, so oft er im Felde ist. — Ich kann hier keine eingehende Darstellung des Verhältnisses der Schillerschen „Jungfrau von Orlean“ zu den Quellen einfügen; das ist auch nicht des Mythologen sondern des Literarhistorikers Sache; aber ich habe schon anderwärts[2] ausgeführt, daß auch bei desselben Dichters „Wilhelm Tell“ die Frage, was er eigentlich selber erfunden

[1] Tausend und eine Nacht, übers. von Weil III. Bd. S. 231.
[2] Kyros-Sage in Europa S. 38ff.

und was er den Quellen entnommen hat, noch lange nicht gelöst ist; ähnlich wird es bei der „Jungfrau von Orleans" liegen. Ich erachte es jedes Falls für durchaus möglich, daß Schiller an dieser Stelle irgend einer noch nicht ermittelten Quelle gefolgt ist.

In den meisten Fällen ist der dienstbare Geist ein kleines schwarzes Männchen, und so schließt sich hier auch folgende Sage ungezwungen an:

Der Herr von Falkenstein.[1]

Der Ritter Kuno vom Steine aus dem Kinzigtale zog mit Gottfried von Bouillon zum Heiligen Grabe. Beim Abschiede sprach er zu seiner Gemahlin: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, so bin ich tot, und du darfst mein nicht länger warten." Vor Jerusalem wurde er von den Saracenen gefangen genommen und als Sklave verkauft. Als er einmal in schlafloser Nacht seines fernen Weibes und seines Abschiedswortes gedachte, trat ein kleines Männlein zu ihm und versprach, ihn vor Anbruch des Tages in seine Heimat zu bringen, stellte aber die Bedingung, wenn der Ritter die ganze Nacht während der Reise wach bliebe, wolle es ihn umsonst hinschaffen; wenn er aber einschlafe, solle er mit Leib und Seele dem Männlein verfallen sein. Der Vertrag wurde schriftlich aufgesetzt, und alsbald flog der Ritter auf dem Rücken eines Löwen (!) durch die Lüfte. Wie er nun sanft gewiegt dahin fuhr, überfiel ihn mit einem Male eine unwiderstehliche Müdigkeit. Eben senkte er seinen Kopf zum Einschlummern auf die Mähne des Löwen, als er plötzlich mit einem weichen Flügel einen Schlag ins Gesicht bekam, daß er auffuhr und aufblickte. Da sah er einen großen weißen Falken über sich in den Lüften schweben. So erging es ihm noch ein zweites und ein drittes Mal. Nach dem dritten Male erblickte er in der Morgendämmerung die Zinnen seiner Burg und erkannte, welcher Gefahr er entgangen war. Bald setzte ihn der Löwe vor den Toren nieder, und in demselben Augenblicke fiel der Pergamentstreif, auf welchem er sich dem kleinen Männchen verschrieben hatte, zerrissen zu seinen Füßen nieder. Zum Andenken aber nahm der Ritter den Falken in sein Wappen auf und nannte seine Burg und sein Geschlecht danach „Falkenstein".

Dem Herrn von Falkenstein wird also die Rückkehr in die Heimat im Schlafe gegeben, wie auch Odysseus von den Phaiaken schlafend nach Ithaka zurück gebracht wurde. Daß aber diese altgriechische Sage zum Vergleiche heran zu ziehen ist, zeigt

Heinrich der Löwe.[2]

Als Herzog Heinrich mit seinem dankbaren und getreuen Löwen auf einsamem Flosse mitten in öder Meereswüste sich befand, erschien ihm der Teufel und sagte: „Während du hier in Pein schwebst, ist in Braunschweig lauter Freude und Wonne. Heute Abend hält ein fremder Fürst mit deinem Weibe Hochzeit; denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen; aber noch heute

[1] Ernst Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben.
[2] DS Nr. 526.

will ich dich zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst. Ohne Schaden will ich dich noch diesen Abend auf den Giersberg von Braunschweig hinlegen und dann zurück gehen, den Löwen zu holen. Finde ich dich aber nach der Rückkunft schlafend, so bist du meinem Reiche verfallen.“ Der Herzog ging darauf ein. Als er aber auf dem Giersberge lag, setzte ihm der Schlaf mächtig zu. Wie jedoch der Teufel mit dem Löwen zurück kam und dieser seinen Herrn regungslos da liegen sah, hielt er ihn für tot und hub laut an zu schrieen. Davon erwachte der Herzog, und „der böse Feind“, der sein Spiel verloren sah, warf den Löwen krachend zu Boden.

Wie also Odysseus bei seiner Rückkehr seine Gattin Penelope von Freiern umdrängt findet, so kömmt auch Herzog Heinrich gerade noch zu rechter Zeit zurück, um die seinige vor einer zweiten Verbindung zu bewahren. Beide aber, der Herr von Falkenstein wie Heinrich der Löwe haben sich um der erwünschten Rückkehr willen dem Schwarzen, dem Teufel „mit Haut und Haaren verschrieben“. Die gerade jetzt wieder sehr gebräuchlich gewordene Redensart:

sich einem mit Haut und Haaren verschreiben

spielt also auf die Teufelsbundsagen an, von denen ja schon die auf S. 69 erzählte Wiener Volkssage vom „Stocke im Eisen“ ein Beispiel war, vielleicht sogar auf die besondere Abart derselben, die durch Goethes Faust Allgemeingut der deutschen Bildung geworden ist. In der Fassung der Faustsage, die G. Schwab in seiner Ausgabe der „Deutschen Volksbücher“ wieder gibt, kömmt es aber dem „Erzschwarzkünstler“ Faust bei seiner ersten Teufelsbeschwörung gerade wieder darauf an, einen „dienstbaren Geist“ sich zu gewinnen, der ihm die Mittel zu einem üppigen Leben, einem Schlaraffenleben verschaffen soll wie auch die Kölner zur Zeit der Heinzelmännchen ein Schlaraffenleben führten. Das ist dort ganz klar ausgesprochen.[1]

Fausts Schlaraffenleben.

In Wahrheit hatte aber Faust auch ein herrliches Leben voll zeitlicher Macht und Wollust. In einem schönen, stattlichen Hause bewohnte er zwei Säle, dort vernahm man mitten in der Winterszeit den Zusammenklang eines lieblichen Vogelgesanges; die Amsel, die Wachtel schlug fröhlich, die Nachtigal tirilierte unvergleichlich .... Der Garten selbst war nicht sonderlich groß, aber ausbündig herrlich, denn da, wiewohl sonst zur Winterszeit in der Stadt alles mit Schnee bedeckt war, sah man nie Winter, sondern immer nur lustiger, fröhlicher Sommer mit Gewächs, Laub und Gras und den buntesten Blumen; dazu waren schöne Weinstöcke zu sehen mit

[1] G. Schwab, Die Deutschen Volksbücher, Recl.-Ausg. S. 33.

mancher Lei Trauben behangen, alle schon reif; bunte Tulpen, gefüllte Josefstäbe, Narzissen und Rosen blühten dazwischen. An den Mauern des Gartens der Länge nach waren Granaten-, Pomeranzen-, Limonien- und Citronenbäume in schnurgeraden Reihen aufgestellt; Kirschen-, Birn- und Apfelbäume standen bunt durch einander, wie ein Wald, und alle hingen immer voll Früchte."[1]

Faust hatte also einen richtigen

Wintergarten.

Die Erzählung fährt dort fort:

„Ja, da mochte man erst Wunder sehen, denn da waren Birnbäume, die trugen Datteln, und junge Kirschbäume, daran hingen Feigen; und wiederum an dichten Apfelbäumen waren zeitige schwarze Kastanien zu sehen." Ist etwa hier der Ursprung des Klapphornverses zu suchen:

Zwee Knaben stiegen uf den Boom
und suchten eenen Appel;
sie fanden keener keenen nich,
der Boom, der war 'ne Pappel. –

Auch in Aurbachers Wiedergabe der Volkssage[3] wird Mephistopheles stets Fausts „dienstbarer Geist" genannt.

Dieser dienstbare Geist Mephistopheles besorgt ihm die leckersten Mahlzeiten, die er sich gerade wünscht. Er ist also ein „Tischlein-deck-dich" in menschlicher Gestalt,[4] wie die Sage deren mehrere in tierischer Gestalt kennt, die sämtlich auf ein Urbild in der Göttersage, die Ziege Heidrun, zurück gehen, vgl. S. 219. Bezeichnender Weise erscheint der Teufel auch oft in Gestalt wenigstens eines Ziegenbockes. Da die Ziege unerschöpfliche Mengen Metes aus ihrem Euter spendet, dürfte auch der sonderbare Name

Bockbier[5]

aus dem Mythos sich erklären. Auffällig wirken in diesem Zusammenhange die Worte Goethes:

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock.

---

[1] G. Schwab a. a. O. S. 20.

[2] G. Schwab, Die deutschen Volksbücher, Recl.-Ausg. S. 33.

[3] L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. II, S. 11ff.

[4] Musaeus, Volksmärchen, Rolands Knappen, Meyers Volksbibl. II S. 16 spricht von einem „dienstbaren Geiste" des „Tüchlein-deck-dich", der die gewünschten Speisen und Getränke auf dasselbe zaubert.

[5] Schr. S. 113: „Die Stößigkeit des Bockes hat auch dem Bockbier den Namen gegeben, weil dasselbe wegen seiner Stärke den Trinker leicht umstößt;" hat er das ernst gemeint?

In der altgriechischen Sage spendet das Horn der Ziege Amaltheia, der Tieramme des Zeus, Nektar und Ambrosia. Es ist das Urbild des

Füllhornes.

Der Hexameter:

Dat deus omne bonum, sed non per cornua tauri

entspricht also im Ursprung und Sinn genau der auf S. 91 behandelten niederdeutschen Redensarten:

Gott giwt uns wohl 'ne Koh, awer nich gliek bi de Höörn.

und dem auf S. 219 behandelten deutschen Sprichworte:

Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul.

In der Tat gleicht auch Fausts Garten ganz dem Garten des Schlaraffenkönigs, des Phaiakenherrschers Alkinoos nämlich. Wie in diesem die Bäume Blüten und Früchte zugleich tragen, so herrscht auch in jenem ewiger Sommer.[1]

In der Volkssage verwandelt sich Mephistopheles auch bisweilen in ein Pferd, das durch die Luft fliegt und auf diese Weise den Doctor Faustus aufs Schnellste an jeden auch noch so entfernten Ort bringt, an den er sich gerade wünscht. Von dieser Pferdegestalt hat ja auch noch der Goethesche Mephistopheles den Pferdefuß bewahrt, und weil er den hat, hinkt er, geht also schief. Von einem

Pferdefuß

sprechen wir nun aber auch bei Sachen, z. B. bei Beweisen, die ihre Achilleusferse haben, weshalb dann auch

die Sache leicht schief geht;
Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen!
Vergleiche hinken oft.

Hinkende Pferde leisten dem Helden des Wolfschen Märchens:

Das treue Füllchen[2]

wichtige Dienste.

Hans reitet drei Tage nach einander auf den gläsernen Berg, den ersten Tag auf einem Schimmel, den zweiten auf einem Rappen, den dritten auf einem Braunen. Alle drei Tiere hinken kläglich, solange Hans durch das vor dem gläsernen Berge liegende Dorf reitet, so daß er von jung und alt verlacht wird. Sobald sie aber den Glasberg unter ihren Füßen fühlen, schütteln sie sich drei Mal und steigen als stolze Schlachtrosse hinauf.

---

[1] L. Aurbacher, a. a. O. S. 18.

[2] Johannes Wilhelm Wolf, Deutsche Hausmärchen, Göttingen u. Leipzig 1851, S. 269. Vgl. in MB II meine „Nachträge" in Hüsings Iranischer Überlieferung S. 77f.

Die Redensart also, die in einer Fassung des auf S. 151 behandelten Grimmschen Märchens „der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein" die Gäste eines Schneiders gebrauchen:

Du bist nicht so lahm, wie du hinkst,

d. h. nicht so arm, wie du scheinst und so dumm wie du aussiehst, enthält danach gleichfalls eine Anspielung auf die Sage; denn in dem Augenblicke, wo Hans den gläsernen Berg erreichte, hätte er sie gerade so gut zu seinen drei scheinheiligen Gäulen sagen können. Der gläserne Berg aber bedeutet auf dieser Stufe der Entwickelung der mythenhaltigen Überlieferung offenbar schon den Himmel.

Diese drei Rosse vermögen also durch die Lüfte zu fliegen ebenso wie Mephistopheles als Teufelsroß, und dadurch verschafft er dem Faust die geheimsten und fernsten Schätze, die zu wünschen ihn die Laune anwandelt. Das Vorbild dieses durch die Lüfte stürmenden Rosses aber ist in der Göttersage das Roß Odins, der achtfüßige Hengst **Sleipnir,** und Sleipnir bedeutet nach Wolzogen[1] „der Schleifner", also „der Hinkende". Dieser Sleipnir aber ist ein Sohn Lokis, d. h. in der Sprache des Mythos kein anderer als Loki selber, der auch den Beinamen „der Hinkende"[2] geführt haben und unter diesem sich als besondere Gestalt von sich selber abgelöst haben wird, wie **Forseti** (der Vorsitzer) ursprünglich sicher nur ein Beiname **Balders** war, dann aber sein Sohn genannt und als besonderer Gott des Rechtes von ihm abgespalten wurde. Mit Loki aber hatte Odin in der Urzeit ebenso einen Blutbrüderbund geschlossen, wie der zwischen Faust und Mephisto geschlossene Vertrag mit dem Blute jenes unterzeichnet war. Der große Eindruck, den das Goethesche Meisterwerk auf unser Volk gemacht hat und immer noch macht, hat also bei weitem tiefere Gründe, als sich der gewöhnliche Literaten- und Ästhetenverstand bisher träumen ließ. Es hat seine Wurzeln im altdeutschen Götterglauben, und das sichert ihm Ewigkeitswert, soweit man überhaupt bei menschlichen Dingen von solchem sprechen kann.

Schon Grimm hat erkannt, daß die Faustsage mythisches Ursprunges ist, und vermutet, daß der Name

[1] Die Edda, übers. von Wolzogen (Recl.-Ausg.) S. 203; seine Namenserklärungen sind mit sehr großer Vorsicht zu genießen. Nach anderer Erklärung wäre Sleipnir = Renner(?).

[2] Vgl. Le Sage, Gil Blas ou le Diable Boiteux.

Faustus — Fortunatus — der Glückliche auf Wotans Beinamen „der Wunschgott" zurück gehe.[1] Faust reitet also den Teufel wie Odin den Sleipnir.[2] Wenn er einmal ein Faß reitet statt den Mephisto, nämlich aus Auerbachs dunkelem, schwarzen Keller heraus, so steht dieses Bild dem Urgrunde der Sage noch viel näher; denn der Keller entspricht mythisch dem Brunnen, vgl. S. 145.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Volkssage von Dr. Faust nur in literarisch entstellter Form auf uns gekommen ist. Faust wird auch einmal in anderer Fassung einen Hund geritten haben, wie in dem Andersenschen Märchen „Das Feuerzeug" die Prinzessin wirklich zu tun gezwungen wird. Faust wird also in diesem Sinne „auf den Hund gekommen sein". Noch in der Goetheschen Fassung nimmt er den Mephistopheles in Gestalt eines Hundes mit in sein Haus. „Das also ist des Pudels Kern", sagt er ja bekanntlich als er merkt, wen er mitgebracht hat, und zu allem Überflusse gibt es neben der Redensart

Auf den Hund kommen

auch noch die andere

Auf den Teufel kommen

— schlecht wegkommen.[3]

In der 5. Abart des „Märchens von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen",[4] fand dieser in dem zweiten Gemache des verwunschenen Schlosses einen großen, schwarzen, Feuer speienden Pudel mit einer glühenden Kette um den Hals. Er wollte ihn seinem Vater mitnehmen, damit er diesem, der ein Schmied war, hülfe, Feuer anmachen: „Aber ehe er sichs versah, war der Hund weg und mag wohl der

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 122, S. 220.

[2] Auch dieser Ritt auf dem Schwarzen ist gemeinarisch, denn auch das Reittier des Sakenhelden Rostahm heißt Rachsch, und das ist das indische Rakschas, das eine Art Teufel bezeichnet, und auch die iranischen Helden reiten oft auf Dewas, d. h. auf Teufeln, was noch in 1001 Nacht reichlich nachklingt. Vgl. Göll, Illustrierte Mythologie S. 317.

[3] Herzog Julius von Braunschweig 101 bei Grimm Wtb. unter Teufel. Schr. S. 159 und BW Nr. 592 reihen die Redensart „auf den Hund kommen" ein in die Gruppe: „Vom Pferde auf den Esel, vom Esel auf den Hund, vom Hunde auf den Bettelsack kommen"; aber auch diese geht auf die Sage zurück, nämlich auf das bekannte Märchen „Hans im Glücke" KHM Nr. 83.

[4] KHM III, Anm. zu Nr. 4, S. 16.

Teufel selber gewesen sein". Wer auf den Hund gekommen ist, der führt

ein Hundeleben,

das Goethe seinen Faust kennzeichnen läßt mit den Worten:

Es möchte kein Hund so länger leben.

Freilich verstand Faust, diesem Hundeleben ein Ende zu machen, indem er den Hund aus dem Ofen heraus zu locken wußte. Er wandte nämlich den richtigen Zauber an, indem er den als Pudel zu ihm eingedrungenen Mephisto zwang, als fahrender Scholar hinter dem Ofen hervor[1] zu treten. Unter Studenten und jungen Offizieren auf dem Truppenübungsplatze ist der

Budenzauber

besonders beliebt, wenn sie der Lagerstumpfsinn befällt. In Jüterbog ging an solchen Tagen während der Abendmahlzeit ein Zettel unter dem Tische herum, auf dem die Mondsichel zu sehen war mit einem daran gehängten Schlüssel, dem Budenschlüssel. Darunter standen die heimlichen Schrecken verbreitenden Worte: „Heute großer Budenzauber." Ein Zauber, dem der Teufel nicht gehorcht, ist

ein fauler Zauber,

damit kann man keinen Hund vom oder aus dem Ofen locken.[2]

Die Redensarten:

Man sucht keinen hinter dem Ofen, man wäre denn selber dahinter gewesen.

gehört also auch hierher. „Wenn man hinter den Ofen kriecht, macht man sich schwarz."[3] Auch sie spielt auf den Schwarzen, den Bösen an. In dem auf S. 35 besprochenen Grimmschen Märchen „Der Gevatter Tod" war demnach der große Hund der Pate des Arztes, vgl. die sprichwörtliche Redensart:

Der große Hund ist sein Pate.[4]

Sie bedeutet „das große Messer in der Tasche führen", d. h. ruhmredig aufschneiden wie der Meister in allen Lügenkünsten, der spaßige Freiherr von Münchhausen.

---

[1] Vgl. G. Schwab, a. a. O. S. 7.

[2] Schr. S. 161 will die Redensart aus der Beschaffenheit der alten Bauernstuben erklären, in denen sich nach getaner Arbeit alle Hausgenossen auf der breiten Bank um den Ofen herum ausruhen und wo man auch den Hund duldet; aber schon BW Nr. 596 bemerkt dazu sehr richtig: „Es gehört aber nicht sehr viel dazu, einen Hund von dort wegzulocken (eine Wurstschale genügt)."

[3] G. Wunderlich a. a. O. I[8] S. 60.

[4] G. Wunderlich a. a. O. II[7] S. 69.

In dem Grimmschen Märchen „Der goldene Vogel" reitet der Held einen Fuchs[1]; der gehört bekanntlich auch dem Hundegeschlechte an. Dieser Fuchs, auf dessen Schwanz er sich setzen muß, um über Berge und Täler, Wälder und Felder so schnell zu reiten, wie der Wind pfeift, hilft ihm, das goldene Pferd, die Königstochter vom goldenen Schlosse und den goldenen Vogel zu holen. Er ist also auch sein „dienstbarer Geist", und auch er gibt's seinen Schützlingen im Schlafe, indem er für ihn, den er sich schlafen legen geheißen hat, in einer Nacht einen Berg abträgt, also versetzt. Die angeführten Beispiele „dienstbarer Geister" aus der deutschen Sagen- und Märchenwelt, die sich noch ins Unübersehbare häufen ließen, dürften aber nur genügen, um zu beweisen, daß es nicht nötig ist, zur Erklärung dieses Ausdruckes mit Büchmann S. 73 eine noch dazu wenig volkstümliche und doch wohl nur den Theologen geläufige Stelle aus dem neuen Testamente heran zu ziehen.

Der Teufel aber ist ein Fuchs, nicht nur bei den Tschinesen und Japanern sondern vor allem auch bei den Germanen. Ja, auch das Wort Loki soll, wie schon Karl Weinhold (?) seiner Zeit aufstellte, überhaupt den Fuchs bedeuten. Hier sehen wir also einmal, wie sich auch die gesamte volkstümliche Tiersage an die mythenhaltige Überlieferung anschließt. Meister Reinecke spielt nämlich unter den Tieren genau die gleiche Rolle, die Loki unter den Göttern spielt. Er ist wie dieser der schlaue Ränke- und Lügenschmied, der durch seine Liste die anderen oft

fuchsteufelswild

macht wie Loki die Asen. Daher sagen wir noch heute von einem durchtriebenen Schelme:

Er ist ein schlauer Fuchs

oder blos **Er ist ein Fuchs.**

Es wird mir von Waidmännern versichert, daß es mit der Schlauheit des Fuchses, die die Tiersage gar nicht genug zu rühmen weiß, nicht weit her sei, während umgekehrt der Esel lange nicht so dumm ist, wie ihn die Tiersage darstellt.

Sehen wir uns aber erst einmal die Namen an, die der Fuchs in der deutschen Tiersage führt. Meistens heißt er

Meister Reinecke.

[1] In der russischen Fassung bei J. N. Vogl, Russische Volksmärchen S. 23f. ist es ein Wolf.

-ecke ist nur eine Verkleinerungssilbe, bleibt übrig: Rein. Das aber ist zusammen gezogen aus Regin wie Hain aus Hagen vgl. S. 267. Regin aber ist der böse Zwerg, der in der altnordischen Heldensage Sigurd verführt, Regins Bruder Fafnir zu töten, und dann Sigurd selber nach dem Leben trachtet. Wie aber der jetzt noch vorhandene Zuname Rein nur Kurzform zu dem auch als Zuname vorkommenden Vornamen Reinhard ist, so führt ein mittelniederländisches Tierepos die Überschrift

Reinaert (d. h. Reinhard, Reginhard) de Vos.

Es stimmt also immer wieder eins zum anderen.

Diese reiche Ausbeute einer Namen vergleichenden Abschweifung ermutigt mich, auch andere Namen, die die Tiere in der deutschen Tiersage führen, etwas genauer zu betrachten, zunächst Braun den Bären. Dieser Name dürfte kaum ursprünglich sein; denn er ist ja ganz oberflächlich von der Farbe hergenommen. Weit echter dürfte der Name sein, den der Bär noch heute im Volksmunde führt:

Meister Petz.

Fritz ist Kurzform zu Friedrich,
Heinz ist Kurzform zu Heinrich,
Hinz ist Kurzform zu Hinrich und
Kunz ist Kurzform zu Konrad oder vielmehr Kunrad.

Daß solche Kurzformen auch von Eigennamen gebildet werden, die fremden Sprachen entlehnt sind, zeigt

Matz zu Matthäus.

Folglich ist Petz Kurzform zu Peter.

Das aber ist ein stark mythischer Name, vgl. Peter Schlehmil und der schwarze Peter S. 133. Von diesem „Petz“ dürfte auch das unter Schülern gebräuchliche aber verpönte

anpetzen

abgeleitet sein, das ja „anschwärzen“ bedeutet.

Uz ist nach obigen Ausführungen Kurzform zu Ulrich.

einen uzen

bedeutet demnach „ihn zum Ulrich machen“, wie

einen **hänseln:**

„ihn zum Hans machen“, d. h. zum

Dummen Hans

des deutschen Volksmärchens,[1] auf den auch die Redensart anspielt:

[1] Vgl. KHM Nr. 32 „Der gescheite Hans“.

Da will ich Hans heißen,
Ich will Hans heißen, wenn es nicht wahr ist.

Freilich daneben auch da will ich Matz (Mathias) heißen. Er ist kein anderer als

Hans im Glücke.[1]

Ganz unglücklich ist Schr.s Ableitung des Wortes „hänseln“ aus den grausamen Aufnahmegebräuchen der Hansa.[2] Dagegen spricht schon die Tatsache, daß es daneben auch wirklich heißt:

einen zum Hänschen haben

entsprechend **einen zum Narren haben,**

vgl. **Hans Narr und Hans Wurst** S. 316

Der

Ulk

dagegen ist wohl Uleke, d. h. Ulenspegel, Eulenspiegel.

ulken

heißt also: „Streiche wie der Eulenspiegel machen“; wenn man aber einen

verulkt,

so macht man ihn zum Ulrich, zum Ulenspegel, zum Narren: man „uzt“ ihn.

Gerade in der volkstümlichen Tiersage hat aber nun wieder, wie noch Goethes Reinecke Fuchs zeigt, das Motiv

in die Klemme bringen,

vgl. S. 141 ganz besonders gewuchert. Nach einander bringt Reinecke Braun den Bären, Hinze den Kater, Gieremund die Wölfin und Isegrim den Wolf in eine arge Klemme. Den Bären veranlaßte er unter der Vorspiegelung, es sei Honig darin, seine Schnauze in einen gespaltenen Baumstamm zu stecken, worauf er den Keil heraus zog, so daß Braun fest geklemmt war und nun von dem Bauern und Zimmermanne Rüsteviel bitteren Honig in Form von Schlägen zu kosten bekam. Hinze den Kater machte er nach Mäusen lüstern und schickte ihn dann in die Scheune des Pfaffen durch ein Loch, vor welches das Söhnchen desselben für den Hühnerdieb Reinecke eine Schlinge gelegt hatte. Der gefangene Hinze wurde von den Leuten des Pfarrers einäugig geprügelt. Die Wölfin verlockte Reinecke, in einen Mauerspalt zu kriechen, in dem sie dann stecken blieb. Den Wolf aber ließ er im Keller des Pfaffen

[1] KHM Nr. 83.

[2] Vgl. R Nr. 134, wo aber natürlich jeder Hinweis auf das Märchen fehlt.

an Schinken und Speck sich dick und fett fressen, so daß er nachher zu dem Loche, zu dem er herein gekommen war, nicht mehr heraus kam und sich von den Bauern tüchtig verprügeln lassen mußte.[1]

Im Grunde handelt es sich um das sogenannte Symplegaden- oder Klappfelsen-Motiv, das wohl aus der Argonauten-Sage am bekanntesten ist. Auf ihrer Fahrt nach dem goldenen Fliese stellten sich den Helden unter anderen Hindernissen auch zwei Felsen entgegen, die fortwährend zusammen schlugen und wieder aus einander gingen. Sie bewerkstelligten die Durchfahrt in der Weise, daß sie eine Taube voraus schickten und dann, als die Felsen danach wieder aus einander gingen, sich sofort mit aller Kraft in die Ruder legten. Freilich wurden weder Taube noch Argo fest geklemmt, aber wenigstens beschädigt, jene an den Schwanzfedern, diese am Hecke, wie sich ja auch die gefangenen Tiere im Reinecke Fuchs schließlich mit Verlust oder wenigstens starker Beschädigung der betreffenden Körperteile am Ende auch wieder frei zu machen vermochten. Der Umstand, daß die Taube hier ihre Schwanzfedern einbüßt, zeigt übrigens, daß auch noch ein zweites Erlebnis des Wolfes mit heran zu ziehen ist. Er wurde nämlich einst im Winter vom Fuchse verleitet, seinen Schwanz ins Wasser zu hängen, indem Meister Reinecke ihm vorflunkerte, daß er so einen großen Fischzug tun werde. Der Schwanz fror ihm fest.

„'t is to lat, segt de Wulf, do iz he mit 'n Stärt in 't Is fast frärm.[2]

Die List Reineckes brachte ihm statt eines schmackhaften Fischgerichtes nur den Hohn des Fuchses ein:

„Fangste Bewerken?“[3] sä de Foss tau'n Wulf, as düssen d' Swans up'n Ise faste froren was,[4]

und dazu noch eine tüchtige Prügelsuppe.[4] Auf des Fuchses Eis, ebenso aber auch:

„Auf des Teufels Eis ist nicht gut gehn“.[6]
Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf Eis tanzen

---

[1] Goethe, Reinecke Fuchs, II. und III. Gesang.
[2] H. 2071.
[3] Kaulquappen (von ihrer zitternden Bewegung: bewern, bibbern-beben, zittern) V. S. 191.
[4] H. 661.
[5] Goethe, Reinecke Fuchs, II. und III. Gesang.
[6] Volksbuch von Dr. Faust 112 Neudruck bei Grimm Wtb. unter Teufel.

hängt sicher mit der Sage zusammen, wenn ich auch die näheren Beziehungen zunächst nicht nachweisen kann. Auch die

Eselsbrücken

werden ihr angehören; sie brechen leicht, wie das Eis.[1]

Nun ist auch der altphrygische Tantalos eine Entsprechung des Loki. Auch er hat wie dieser mit dem Feuer zu tun und kocht den Göttern eine ähnliche Mahlzeit wie sie der alt iranische Feuergott Ažišdahaka dem Jama bereitet. Bekanntlich wird

Tantalos

in der Unterwelt damit gestraft, daß er fortwährend Durst und Hunger leiden muß. Zwar steht er bis zum Kinne im Wasser. Sobald er aber seinen Mund gierig in die Fluten hinein bringen will, entschwindet dieses immer, als wäre es ausgetrocknet.[2] Auch lachen ihm saftige Birnen, rotwangige Äpfel, glühende Granaten, liebliche Feigen und grüne Olivenbeeren verführerisch ins Auge. Sobald er aber hinauf langen will, sie zu erhaschen, reißt ein Sturmwind die Zweige hoch hinauf in die Wolken.[3]

Er erleidet also

Tantalosqualen,

vgl. Büchmann S. 79 und Lokiqualen S. 200. Zugleich aber ist er auch

der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hangen,

der sich schließlich mit den Worten tröstet:

Die Trauben sind sauer.[4]

Wie mythenhaltig diese beiden sprichwörtlichen Redensarten sind, zeigt allein schon der Umstand, daß der Fuchs der Naturkunde Trauben sicherlich verschmähen würde, auch wenn er sie erlangen könnte. Daß aber die Kenntnis dieser Tiersage im deutschen Volke nicht auf gelehrtem Einflusse beruhen kann, zeigen die zahlreichen ihr entsprungenen mundartlichen Redensarten:

De Druwen sitt suer, sach de Foss, as he nit derbi konn,
De Beeren sünd suer, säd' de Foss, as he se nich lang'n kunn (Bremen),
De Bire sind noch nit rif, sach de Fuss, do schott hä den Baum mit singen Stäk,[5]
Wenn ken kummt, will'k ok ken, säd' de Foss un slog mit'n Sterz an'n Berbom,[6]
Se is mi to krumm, säd de Foss, da hung de Wust an'n Balken,
Se is mi to krumm, säd de Foss, da sätt de Katt met 'ner Worst oppem Bome.[7]

---

[1] Vgl. die bisherigen Erklärungen bei Schr. S. 79, BW Nr. 305 und Winter a. a. O. S. 63, die sämtlich nicht befriedigen.

[2] Vgl. die lateinische Redensart:

Medio flumine quaerere aquam. Schr. S. 331.

[3] Gustav Schwab, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Halle a. S., I S. 117ff.

[4] Vgl. Büchmann[25] S. 332.

[5] H. Nr. 634.

[6] H. Nr. 633.

[7] H. Nr. 635.

Der klassischen Tiersage entstammt der Ausdruck:

lupus in fabula,

vgl. Büchmann[25] S. 369. Er besagt dasselbe wie das französische Sprichwort:

Quand on parle du loup, on l'a par la queue.

Ihnen entsprechen im Deutschen die Sprichwörter:

Wenn man vom Fuchse redet, ist der Schwanz nicht weit,

und **Wenn man vom Teufel spricht, so ist sein Schwanz nicht weit.**

In dem Romane „Lebende Bilder" (Engelhorns Romanbibliothek, XXVII. Jhrg.: 21. Bd. S. 47) schreibt Paul Oskar Höcker:

„Ihr Mann war sehr schnell bereit, die besten Stücke der Hohensaathener Ausstattung, besonders den allerliebsten Rokokosalon (Rokoko als „allerliebst" zu bezeichnen, ist m. E. eine bedauerliche Geschmacksverirrung; das bloß für Dich) herüber schaffen zu lassen. ‚Bevor sie der Fuchs holt' meinte er mit seinem listig-überlegenen Lächeln."

Somit erhalten wir die Gleichungen:

Fuchs = Teufel

und Wolf = Teufel,

und letzteres stimmt auch wieder zur altgermanischen Göttersage, wie der Fenriswolf zeigt. Einigen wir uns also auf die Gattung der Hunde; denn auch als Hund erscheint er in der Edda z. B. als Höllenhund Garm. Wie aber der Teufel in zwei Gestalten sich selber bekämpfen kann, nämlich als Isegrimm der Wolf und Reinecke der Fuchs, darüber kann erst der II. Teil Aufklärung bringen.

Ähnliches Sinnes wie die obigen sind auch noch eine ganze Reihe anderer Sprichwörter, z. B.:

„Den Teufel darf man nicht rufen, er kömmt wohl von sich selbsten".

oder „Wo man des Teufels gedenkt, da will er sein,"[1]

oder „Der Teufel ist leicht zu laden, aber sein bös abzukommen."

oder **„Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kömmt er,"**

und **Wenn man den Teufel über die Tür malt, so kömmt er.**

Freilich kann man ihm auch durch Malen des Pentagramms über die Türe den Austritt aus dem Hause verwehren, ihn fest klemmen, wie Goethe im Faust benutzt hat, und dann muß er des Betreffenden „dienstbarer Geist" werden. Daß aber obige Sprichwörter der Sage entstammen, dafür bieten auch folgende

[1] Grimm Wtb. unter Teufel.

beiden Stellen der jüngeren Edda wenigstens einen mittelbaren Beleg:

„Als nun den Asen seine (des Hrungnir) Prahlerei lästig ward, da nannten sie den Namen Thors, und alsbald trat auch Thor in die Halle und schwang den Hammer in der Luft“[1] und:

„Der Zwerg (Brokk) meinte, daß der Pfriemen seines Bruders tauglicher sein würde (Lokis Mund zuzunähen), und sobald er diesen genannt hatte, war er auch zur Stelle.“[2] (Auf die Brokk-Sage oder eine ihr verwandte Erzählung muß also auch die Wendung:

einem ein Schloß an den Mund legen[3]

zurück gehen.)

Auf die klassische Tiersage spielt ferner der Ausdruck an:

Die Höhle des Löwen,

vgl. Büchmann[25] S. 334, in die viele Spuren hinein, aber aus der keine heraus führt. Aber das gilt doch in viel höherem Ausmaße von Malepertus (Malbrechthus, frz. Maupertuis[4]), der Höhle des schlauen Reinecke Fuchs, in der der Hase, der Widder, das Kaninchen und noch eine ganze Reihe anderer Tiere spurlos verschwinden, ohne jemals wieder unter den Lebenden zu erscheinen. Malepertus ist also nichts Anderes als die Tiersagen-Entsprechung des Labyrinthes der altkretischen Heldensage, in das die Opfer des Minotauros hinein gehen mußten, um sich darin zu verirren und dann von dem Ungeheuer verspeist zu werden.

Hat etwa einmal das Sprichwort:

Viele Wege führen nach Rom

die Fortsetzung gehabt:

aber keiner heraus?

Alles was Büchmann S. 333/4 über ‚Vestigia terrent‘ und „sich in die Höhle des Löwen begeben“ sagt, dafür, besonders die Stelle aus Zincgrefs Apophthegmata, Straßburg 1642/43: „Kaiser Rudolf I. antwortete auf die Frage, ob er nicht nach Rom reisen wolle, um die Salbung vom Papste zu empfangen

[1] Edda übers. von Gering S. 358.
[2] a. a. O. S. 366.
[3] G. Wunderlich a. a. O. II[7], S. 81.
[4] Mitra Sp. 15f.

'Vestigia terrent'. Gleich dem Fuchse in der Fabel wollte er nicht, wie sein Vorgänger,

sich in die Höhle des Löwen wagen.

Dann würde es sich auch bei Rom wieder wie bei Malbrechthus und bei der Höhle des Löwen um das Totenland handeln, das im altbabilonisch aufgezeichneten Istar-Liede" das Land ohne Wiederkehr" genannt wird. Vgl. auch Büchmann[25] S. 22: „Den Weg gehn, den man nicht wieder kömmt." Shakespeare läßt durch seinen Hamlet das „Land ohne Wiederkehr" beschreiben mit den Worten:

Das unentdeckte Land, von dessen Mark
kein Wanderer wiederkehrt.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein anderes von Rom handelndes Sprichwort heran gezogen nämlich:

Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.[1]

Wenn wir einmal auf dasselbe den Grundsatz anwenden, der sich bei der Erörterung der Sprichwörter und Redensarten:

Das ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, vgl. S. 20
Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen vgl. S. 50
Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul, vgl. S. 219
Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen,
Es fällt kein Meister vom Himmel, vgl. S. 303

als so fruchtbar erwies, so ergibt sich: In der diesseitigen Welt, das irdische Rom, ist allerdings nicht an einem Tage erbaut worden, wohl aber in der jenseitigen Welt, das Himmlische Rom;[2] bei dem stimmt's. Oder söllten wir den Sinn des Sprichwortes noch viel wörtlicher aufzufassen haben, nämlich nicht in dem heute gebrauchten Sinne mit der Fortsetzung „sondern an vielen", sondern mit der Betonung

Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden

und mit der Fortsetzung: „sondern in einer Nacht?" Es gibt eine Reihe von Sagen und Märchen, in denen mit dem Teufel ein Vertrag geschlossen wird, daß er ein Bauwerk, ein Haus, einen Dom, eine Brücke, in einer einzigen Nacht er-

---

[1] Das Erbauen eines Schlosses in einer Nacht kömmt sehr häufig in den sicilianischen Märchen vor, z. B. Gonzenbach I S. 22, 173, 217, 290 u. II S. 19, 32 usw.

[2] Wie man von einem irdischen und einem himmlischen Jerusalem sprach und wohl auch heute noch spricht, sp sprach man auch von einem irdischen und einem himmlischen Rom.

richten soll, wofür ihm dann der erste, der dieses Bauwerk benützt, versprochen wird. Die bekannteste ist die Sage von der Teufelsbrücke.[1] Ferner ist es eine der am häufigsten wiederkehrenden Aufgaben, die dem Freier von dem Vater des Mädchens auferlegt werden, ein Schloß mit der ganzen äußeren und inneren Ausstattung in einer Nacht herzustellen.[2] Auch Mephistopheles erbaut einmal für Faust ein prächtiges mit kostbaren Speisen und Getränken ausgestattetes Schloß in einer Nacht.[3]

Das Vorbild all dieser so wunderbar schnell errichteten Bauten in der Göttersage ist:

Walhall.

Ein Werkmeister erbot sich, den Asen eine Burg, die den Riesen Trotz bieten könnte, in drei Halbjahren zu errichten, wofür er als Lohn Freya, Sonne und Mond verlangte. Die Asen gingen darauf ein, wenn er den Bau in einem Winter vollendete. Die letzte Vollendung des Werkes wurde nachher durch eine List Lokis verhindert.

Der Winter aber entspricht der Nacht, wie spätere Ausführungen zeigen werden (S. 321). Außerdem arbeitet der Baumeister wirklich in der Nacht.[4]

Malbrechthus ist also der Ort,

wo die Füchse einander gute Nacht sagen[5].

Es ist das Land,

wo der Pfeffer wächst[6];

denn auch die Gewürzinsel wird man wohl einmal wegen ihrer

---

[1] Henne am Rhyn, Die Deutsche Volkssage[2] S. 388 Nr. 615.

[2] KHM Nr. 113 „De beiden Künigeskinner".

[3] L. Aurbacher, a. a. O. II S. 45.

[4] Edda übers. von Gering S. 332.

[5] Schr. S. 467 zu:

Wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen[4]

„Wo dergleichen vorkommt, muß es wunderlich zugehen – in Übertragung auf menschliche Verhältnisse, da müssen – weil doch fern von der Kultur volksreicher Gegenden, in Abgeschlossenheit und Einsamkeit – sonderbare Anschauungen, absonderliche Sitten, auffallende Gewohnheiten im Leben der Menschen herrschen, kurz, da geht's ein wenig verdreht und verkehrt zu". All dies trifft für die Schildburg und das Schlaraffenland zu. Die sind aber mythisch dasselbe wie Malbrechthus, nämlich das Totenland.

[6] Schr. S. 375 hält Cayenne für dieses Land, BW Nr. 913 Indien.

paradiesischen Üppigkeit ebenso wie Brasilien für die Insel der Seligen, das Totenland gehalten haben.[1]

An der Weltesche klettert das Eichhörnchen Ratatosk fortwährend auf und ab und stiftet durch schlimme Worte, die es zwischen dem auf dem Wipfel derselben horstenden Adler und dem an den Wurzeln nagenden Lindwurme Nidhogg hin und herträgt, ständig Unfrieden zwischen diesen. Es spielt also dieselbe Rolle des Zwischenträgers zwischen Adler und Drachen wie Loki zwischen Asen und Riesen. Folglich kann der Schwarze der Sage Loki oder christlich ausgedrückt der Teufel auch ein Eichkätzchen sein. Wenn man also in Schlesien sagt:

Er redet ihm vor, daß der Teufel ein Eichhörndel ist,

so wird das eigentlich bedeuten: er redet ihm alten Aberglauben ein, nach dem der Teufel wirklich ein Eichkätzel war. Im übertragenen Sinne meint die Redensart: er schwatzt ihm die unglaublichsten Dinge vor. Nun sagt man in Schlesien ferner, um auszudrücken, daß etwas schier Unmögliches geschehen sei:

Da steigt doch die Katz auf den Nußbaum.[2]

Darin liegt doch aber nichts Verwunderliches. Es wird eben auch hier die Eichkatze gemeint sein, die am Weltenbaume auf und ab klettert, und die Redensart wird ebenso auf die Sage anspielen wie die auch allgemein gebräuchliche:

Das ist ja zum auf die Bäume klettern!

ostpreußisch: **Das ist ja auf die Akazie zu klettern,**

die demnach bedeuten wird: das ist ja, um zum Teufel zu gehen und selber einer bei ihm zu werden. Weitere Abkömmlinge dieser Redensart sind:

Das klettert ja von alleine,
Das klettert ja an den Wänden hoch,

---

[1] Wie wenig Schr. mit der Sage Fühlung hat, zeigt folgender Satz S. 217: „Eigentümlich und auffallend ist, daß sich mit dem Fuchse kaum mythische Vorstellungen verknüpfen.“ Umgekehrt wird ein Schuh draus; kein Tier spielt mythisch eine so hervor ragende Rolle wie gerade dieses.

[2] W. Wägner I, S. 39 und R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen II Die Tiere im Munde des Volkes S. 290–300 (z. B. Nr. 1840: Katzmann wollt Nuß ablangen, blieb im Hasselbusch behangen). Vgl. G. Hüsing in Mitra Sp. 73–75 über den iranischen Gott Hšathrawarija (in 1001 Nacht in der Geschichte von Ahmed und Paribanu heißt er Šabēr), der im Märchen als Kater an der Stange auf und ab steigt wie in der Edda das Eichhörnchen Ratatoskr an der Weltesche Yggdrasil.

die alle dasselbe bedeuten wie: da steigt doch die Katz auf den Nußbaum.

Faust reitet also den Teufel. Aber im Mythos kehrt sich auch das Verhältnis zwischen Reiter und Reittier häufig um, und der Reiter wird dann gezwungen, das Reittier zu tragen, wie es noch der dumme Hans in einem englischen Volksmärchen mit seinem Esel tut.[1] Es reitet also dann den Reiter das Reittier, d. h.

ihn reitet der Teufel,[2]

oder, wie der deutsche Volksmund dafür auch sagt:

ihn reitet der Kuckuck.

Auch

angespornt werden

kann der Mensch nur, wenn er als Reittier gedacht ist. Es braucht je nicht immer gerade der Teufel zu sein, der einen reitet, oder wenigstens kein ganz so schlimmer Teufel, z. B. der des Ehrgeizes. Besser ist es freilich, wenn einer umgekehrt selber den Teufel reiten kann. Dieser kann sich auch in Principien verkörpern, und dann wird aus dem Teufelsreiter ein

Principienreiter,

womit aber nicht gesagt sein soll, daß das unter allen Umständen ein schlimmer Kerl sein muß.

Statt **Du bist des Teufels**
sagt man auch: **Du bist des Kuckucks**
oder: **Du bist des Geiers**
und statt **Der Teufel soll dich holen**
auch **der Kuckuck soll dich holen**[3]
oder **der Geier soll dich holen**

„Hol ihn der Kuckuck und sein Küster!

sagt Goethe in Anlehnung an den aus der Sage schöpfenden Volksmund. Als Küster des Kuckucks galt der Widehopf, vielleicht, weil er stinkt wie der Teufel, wenn er „sich dünne macht“.

Statt **Das weiß der Teufel**
sagt man auch **Das weiß der Kuckuck.**

---

[1] J. Jakob, English Fairy Tales, London 1892 Nr. 27.

[2] Die Redensart ist also viel wörtlicher zu verstehen, als Schr. S. 152 ahnt.

[3] In dem ungarischen Volksmärchen „Königstochter Enzella“ muß diese die Hägse, bei der sie dient, stets mit „Hol' dich der Kuckuck!“ begrüßen

Neben dem Fluche **Potz Kuckuck,**
worin „Potz" aus „Gotz" entstellt ist, gab es früher auch den Fluch

Gottes Teufel.[1]

Es wird nicht lediglich eine Beschönigung oder Verschleierung bedeuten, — wenn hier der Kuckuck oder der Geier an die Stelle des Teufels gesetzt werden.[2] Es ist vielmehr zu schließen, daß der Teufel, oder, mythologischer gesprochen, der Schwarze, auch als Geier oder Kuckuck gedacht wurde. Daher nennt Brodtkorb an folgender Stelle seiner Umarbeitung der „Lauteren Wahrheit" des Bartholomäus Ringwald den Teufel „den schwarzen Geier":

> Wer ist, den nicht der Satan hat beschnellt?
> Wen hat der schwarze Geier nicht
> hier oft gar übel zugericht
> und ihm nicht manche Feder ausgerauft.[3]

Und wir nennen heut zu Tage ein Versehen oder einen dummen Streich gerne

eine **Teufelei**

oder

eine **Geierei**

und bezeichnender Weise nennt Klinger eine schlimme Teufelei

eine schwarze Geierei.

Nach schlesischem Ausdrucke

kocht der Geier Melden,

wenn irgend ein Unheil sich anspinnt.

Die Rolle des Kuckucks in der deutschen Überlieferung ist noch wenig geklärt. Wohl aber hat dieser Vogel in der urverwandten altgriechischen Überlieferung Bedeutung gehabt. Zeus verwandelte sich, wie schon auf S. 104 erwähnt wurde, in einen Kuckuck, als er mit der Hera Hochzeit hielt, und diese trug einen Kuckuck auf der Spitze ihres Scepters. Ob etwa die Alten schon die Eigentümlichkeit beobachtet haben, daß der Kuckuck seine Jungen von fremden Eltern aufziehen

---

[1] Schr. S. 509.

[2] Grimm Wtb. . . Sp. 2560 unter „Geier" meint, daß in diesen Wendungen auf den Galgen angespielt werde, weil der Geier wie der Rabe über die am Galgen hangende Leiche herfällt. Aber diese Erklärung kann schon deshalb nicht stimmen, weil in ihnen statt des Geiers auch der Kuckuck steht, und der ist kein Aasvogel. Auch heißt es meines Wissens niemals: „Der Rabe soll dich holen!" Vor allem aber paßt die ganze Deutung nicht zum Bilde des Reitens.

[3] Grimm, Wtb.

läßt und deshalb Zeus mit ihm in Verbindung brachten, weil er gleichfalls viele seiner Kinder z. B. den Herakles und die Dioskuren in fremde Ehen einschwärzte, will ich mehr als scherzhafte Anmerkung denn als bewiesene Tatsache nicht unerwähnt gelassen haben; vgl. auch Schiller in „Kabale und Liebe“: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat, dem wird eine hübsche Tochter geboren“ und Teufelskind und Teufelsfrucht S. 135. Im Lateinischen bedeutet cuculus nicht nur den Kuckuck sondern auch den „treulosen Ehemann“, während seine lautgesetzliche Fortentwickelung im Französischen cocu ebenso wie das neuenglische cuckold den „Hahnrei“ bezeichnet.[1]

Der Teufel aber ist nicht nur ein Geier oder ein Kuckuck; er kann auch ein Singvogel sein, wie das Sprichwort zeigt:

Der Teufel pfeift einem süß, ehe man aufsitzt,[2]

und auch hier ist er wieder als Reittier gedacht.

Wen aber der Teufel reitet, wer also vom Teufel geritten wird, der ist

vom Teufel besessen.

oder bloß, da wir den Schwarzen überhaupt nicht gerne nennen:

Er ist besessen!

Statt

reitet dich denn der Teufel

sagt man auch oft

reitet dich denn der Henker!

und statt

Geh zum Teufel,
Geh zum Kuckuck,
Geh zum Geier!
Geh zum Henker[2]

Diese Redensart aber ist rechtschreiblich und in Folge der Rechtschreibung dann auch lautlich entstellt worden. Ursprünglich wurde in ihr gar nicht auf den Scharfrichter angespielt; denn früher hieß sie:

Geh zum Henger[3].

In dieser Form begegnet sie noch bei einem Schriftsteller des 17. Jahrh. nämlich bei Joh. Prätorius in seiner „Wünschel-

[1] Vgl. BW Nr. 707.
[2] G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter II[7] S 34.
[3] Schr. S. 52.

rute" (S. 6). Er erklärt sie auch selber, indem er sagt: „Es sey denn daz du gar ad Plutum ipsum zum Henger gehen wolltest." Gemeint ist also der germanische Ploutos, d. h. der Reiche. Das ist aber wieder niemand anders als Wotan. Er ist Herr der unterirdischen Schätze, der Metalle und zumal des Goldes. Aus ihnen spendet er ja noch als Kaiser Rotbart im Kyffhäuser und als Rübenzagel im Riesengebirge reichlich. „Rübenzagel" sagte ich und nicht „Rübezahl". Letzteres ist nämlich eine erst durch Musaeus in die Literatur und leider auch damit in die Umgangssprache eingeschwärzte falsche Verhochdeutschung eines mundartlichen Riebazoahl, das, richtig ins Hochdeutsche übertragen, eben „Rübenzagel" heißen muß und Rübenschwanz bedeutet.[1] Welche Rübe damit gemeint ist, wird sich gleich im weiteren Verlaufe der Untersuchung zeigen. Ebenso wird bald klarer werden, daß auch er wieder nur eine Form ist, unter der Wotan im Volksglauben noch weiter fortlebt. Hier sei nur einstweilen darauf hingewiesen, daß, wie Odin als Hnikar „der Mann vom Berge" heißt,[2] so der Rübenzagel stets „der Herr der Berge" genannt wird, z. B. in den Begrüßungsversen, die in allen Bauden des Riesengebirges und auf allen Reiseandenken an dasselbe angebracht sind:

Es grüßet euch vieltausend Mal
Der Herr der Berge, Rübezahl!

Solche Verse stammen meist aus alter Überlieferung und halten diese treuer fest als die ungebundene Rede.

Statt:

Ins Teufels Namen

sagen wir auch

Ins Henkers Namen
Ins Kuckucks Namen
Ins Geiers Namen

und der Fluch bildet ein Gegenstück zu dem Segenswunsche

In Gottes Namen.

Folglich ist auch mit dem „Henker" eine Gottheit gemeint, eben „der Henger" d. h. Wotan. Es nützt also nicht, Wotan kann

[1] Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, hg. von Schles. Pestalozzi-Verein I S. 270, Hüsing, Rübenzagel und Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde in Berlin, Heft 3, 1914, S. 320ff.

[2] Edda, übers. von Gering S. 200 Wolzogen S. 289, übers. Hnikar mit Neckar, wohl mit Recht. Der Name des deutschen Flusses würde uns also einen Beinamen Wotans erhalten haben.

auch der Teufel sein, d. h. vorchristlich der Schwarze der Sage. Wie das möglich ist, kann erst der zweite Teil ausführlicher zeigen. Der Weiße geht vor unseren Augen in den Schwarzen über, und da später weiß als gut und schwarz als böse sittlich ausgedeutet wurde, der Gute in den Bösen. Wotan führte aber unter anderen auch den Beinamen „Henger", in der Edda *Hangagod* und Hangatyr, weil er einmal am Baume hing wie der Rübenzagel zu Hirschberg am Galgen.

Geh zum Henger

bedeutet also: **Geh zu Wotan, d. h. stirb**

und ist genau gleiches Sinnes wie

Laß dich vergoldpapieren (S. 131)

und **Laß dich verglasen,** d. h. schwarz, durchsichtig, totmachen! Vgl. S. 131. Und das Nebeneinander dieser beiden Redensarten zeigt wieder, wie der Weiße oder Goldene in den Schwarzen über geht. Daß aber Baum und Galgen in der Sage gleichbedeutend sind, zeigt auch die Tatsache, daß, wie in dem Grimmschen Märchen „der Königsohn, der, sich vor nichts fürchtet",[1] das verlorene Augenlicht durch Wasser unter einem Baume — das Wasser eines Baches, der unter dem Baume vorbei fließt — wieder erhält, so in dem Grimmschen Märchen „die beiden Wanderer"[2] der Schneider dasselbe durch Wasser unter einem Galgen — den Tau, der in der Nacht vom Galgen herab gefallen ist — wieder bekömmt. So erklärt es sich, daß das Grimmsche Märchen „der Teufel und seine Großmutter" sogar den Ausdruck

Galgenbaum

gebraucht, der überhaupt in Süddeutschland gäng und gäbe zu sein scheint. Auch Aurbacher[3] verwendet ihn.

Ein Werkzeug durch das man sich große Schätze verschaffen kann, wenn man sonst ein bißchen geschickt und nicht übertrieben gewissenhaft ist, ist der Diebesschlüssel. Warum heißt dieser bis auf den heutigen Tag

Dietrich?

Um diese Frage zu beantworten, muß ich etwas weiter ausholen. Grimm hat uns in den „deutschen Sagen" mit genauen Quellenangaben folgende Überlieferung mitgeteilt:[4]

---

[1] KHM Nr. 121. [2] KHM Nr. 107.

[3] L. Aurbacher, Volksbüchlein, Recl.-Ausg. I S. 151.

[4] DS Nr. 84.

Der Alraun.

„Es ist Sage, daß, wenn ein Erbdieb, dem das Stehlen durch Herkunft aus einem Diebsgechlechte angeboren ist, oder dessen Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, gestohlen, wenigstens groß Gelüsten dazu gehabt (nach anderen, wenn er zwar ein unschuldiger Mensch, in der Tortur aber sich für einen Dieb bekennet), und der ein reiner Jüngling ist, gehänkt wird und das Wasser läßt (aut sperma in terram effundit), so wächst an dem Orte der Alraun oder das Galgenmännchen."

Dasselbe versieht, wenn es richtig behandelt wird, die Dienste eines

Heckpfennigs,

indem er jedes zu ihm gelegte Geldstück in der Nacht verdoppelt. Es ist also der ins Reich des Aberglaubens hinab gesunkene goldene Ring Draupnir, von dem in jeder neunten Nacht acht neue herab tropfen. Das Galgenmännlein hat demnach ähnliche löbliche Eigenschaften wie das

Dukatenmännchen,

das sich sogar an der Kaisersworth zu Goslar im Harze eines kleinen Standbildes erfreut. Dieses macht nämlich in derselben Weise wie das „Eslein streck' dich" Dukaten, weshalb es auch das Volk in seiner etwas derberen Ausdrucksart den

Dukatensch . . . . . .

nennt. Es handelt sich hier im Grunde wieder um den Gegensatz schwarz-gold, über den man das auf S. 210 von der Gold mahlenden Mühle Grotti Gesagte vergleichen möge. Der Dukatensch . . . . ist natürlich wieder niemand anders als der Schwarze der Sage, oder christlich ausgedrückt, der Teufel, und deshalb heißt auch ein volkstümliches Sprichwort:

Der Teufel macht immer zum großen Haufen.

Nimmt man hier das „Machen" einmal in einem etwas anderen Sinne, nämlich wie in „Kinder machen", so macht er natürlich, wie er selber ein Fuchs ist, lauter Füchse, und da er zugleich der Dukatenmacher ist, lauter:

Goldfüchse,

wie das „Eslein streck' dich!" im Grimmschen Märchen, angesichts dessen man doch auf den Gedanken kommen könnte, daß etwas tieferer Sinn dahinter steckt, wenn der Bauer den Mist „Gold" nennt. Der Teufel ist es, der ganz buchstäblich

aus Dreck Gold macht.

Das tut er z. B. in dem Grimmschen Märchen „Des Teufels rußiger Bruder“,[1] wo er dem abgedankten Soldaten zum Lohne für seine siebenjährigen Dienste den Ranzen mit Kehrdreck füllen läßt. Der Soldat aber war mit dem Lohne gar nicht zufrieden. Als er nun wieder oben im Walde war, hub er den Ranzen vom Rücken und wollte ihn ausschütten: „wie er ihn aber öffnete, war der Kehrdreck pures Gold geworden.“

Auch der Rübenzagel bringt ähnliche Kunststückchen fertig, so z. B. in der Geschichte:

Wie Rübenzagel Getreide kauft.

Bei einer seiner vielen Streiffahrten durch das Riesengebirge begegnete der Rübenzagel einst einem Bauern, der Getreide nach Schmiedeberg fahren wollte. Er fragte ihn, was das Korn jetzt koste. Der Bauer antwortete, das wisse er selber nicht, er werde es erst auf dem Markte erfragen. Der Berggeist, der merkte, daß er es mit einer alten ehrlichen Haut zu tun habe, kaufte ihm die ganze Ladung ab, bat ihn aber, sie nach seiner Wohnung zu fahren. Dieselbe lag jedoch auf einem hohen, steilen Berge. Dort ließ er den Bauern die Säcke in der Scheuer ausschütten und füllte sie heimlich mit etwas anderem, verbot ihm aber, sie vor der Heimkunft zu öffnen. Auf der Rückfahrt wurden sie jedoch immer schwerer und schwerer. Endlich lud sie das Bäuerlein mißmutig einen nach dem anderen ab und leerte sie aus. Der Inhalt sah aus wie Kohlen. Als er aber heimgekehrt die leeren Säcke reinigen wollte, rollten lauter Goldkörner heraus. Flugs kehrte er um, um die ausgeschütteten Schätze zu holen, fand aber die Stelle nicht wieder, wo er sie ausgeschüttet hatte.

Das Galgen- oder Dukatenmännchen ist also ein Schatzspender wie die Springwurzel oder vielmehr Sprengwurzel mit der man alle verschlossene Türen aufsprengen und sich dadurch in den Besitz unermeßlicher Schätze setzen kann. Wir sehen also auch hier, auf welche Rübe in dem Namen Rübenzagel angespielt wird; es ist die Sprengrübe, wie wir sie auch nennen könnten. Odin-Wotan aber hängt nicht nur am Baume oder als Rübenzagel am Galgen, er ist auch zugleich allgemein anerkannter Maaßen „der wilde Jäger“, der ja in Pommern noch zu Ernst Moritz Arndts Zeiten „der Wode“ hieß[2] und vielleicht heute noch so heißt. Nun stellt ein Relief an der Türe der Kirche San Zeno zu Verona aus dem Jahre 1139 Dietrich von Bern als wilden Jäger zur Hölle reitend dar,[3] und auch

[1] KHM Nr. 100.

[2] Ernst Moritz Arndt, Märchen, hg. von L. Freitag, Berlin 1902 Nr. 13 „Halt den Mittelweg!“

[3] Hermann Göll, Illustrierte Mythologie der Hellenen, Römer, Germanen, Iranier und Inder, 8. Aufl., Leipzig 1905, S. 303.

in Böhmen wird die wilde Jagd von Barnadietrich (Banadietrich), im Altenburgischen vom Berndietrich und in der Lausitz vom Dieterbernt angeführt.[1] Wir sehen also, daß Dietrich von Bern die zum Helden herab gesunkene Gestalt Wotans in der Volkssage ist. Folglich kann der am Galgen hangende auch Dietrich heißen. Das unter dem Gehängten in der Erde wachsende Menschlein (der Homunculus Goethes!) aber ist ein auf unvollkommene Weise, nämlich ohne Weib oder vielmehr mit der Mutter Erde, erzeugter Sohn des Gehänkten; folglich führt er den Namen des Vaters weiter, kann also, wenn dieser Dietrich heißt, auch selber Dietrich heißen. Daß gerade im Mythos Vater und Sohn gerne denselben Namen führen, beweist der Vogel Phönix, über den man auf S. 291 nachlesen möge, und auch der junge Vogel Phönix wird von dem alten ohne Mutter gezeugt. Dietrich ist also ein anderer Name für den Alraun oder die Sprengwurzel, die eben dazu geeignet ist, verschlossene Türen zu öffnen. Daß ich aber mit dieser meiner Erklärung auf dem richtigen Wege bin, bestätigte mir folgender Witz, den ich einmal während des Weltkrieges im Schützengraben versetzt bekam:

„Ein Dieb, der gerade einen Sohn bekommen hatte, wurde von einem anderen gefragt, wie er denn nun seinen Sprößling nennen würde. Nun, das ist doch sehr einfach, ‚Dietrich' natürlich, antwortete der Gefragte.“[2]

Der Glaube an das Vorhandensein einer Sprengwurzel ist übrigens auch im Schrifttume aus ziemlich alter Zeit belegt und damit zugleich auch als gemeinarisch gesichert. **Plinius** sagt nämlich in seiner Naturalis historia XXV 5: „Demokritos hat es gesagt und Theophrastus glaubte daran, es gebe ein

---

[1] Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage[8], Wien-Pest-Leipzig 1879 S. 533.

[2] Moritz Heyne gibt in seinem „Deutschen Wörterbuche“ Leipzig 1890 1. Bd. Sp. 579 unter „Dietrich“ folgende matte Verlegenheitserklärung: „Dietrich, Nachschlüssel, eigentlich der in älterer Sprache (mhd. z. B. bei Walther $82^3/_4$ 11) gerne für Knechte verwendete Eigenname, in Gaunerkreisen wohl des 14. Jahrhundertes witzig auf das Gerät übertragen, das ihnen zum Öffnen aller Schlösser Dienste tut, und in die allgemeine Sprache übergegangen, vorhanden schon im Frankfurter Baumeisterbuch von 1400.“ — Diese Erklärung hat Heyne von Grimm, der jedoch schon den richtigen Zusammenhang ahnte, indem er in seinem Wtb. Bd. 2 Sp. 1145 unter „Dietrich“ fragte: „Oder sollte eine Beziehung auf den wilden Jäger darin liegen? Er heißt auch Dietrich“ u. s. w.

Kraut, welches, wenn es von einem Vogel zu einem Baume gebracht werde, den Keil, den die Hirten hinein schlugen, durch bloße Berührung heraus zöge. Hat man davon auch keine zuverlässige Nachricht, so erregt es doch die volle Verwunderung und nötigt zu dem Geständnisse, daß vieles über das Gewöhnliche hinaus gehe."[1] Man vergleiche mit dieser Anweisung die, die Musaeus im „Schatzgräber" gibt:

Wie man die Sprengwurzel erlangt.[2]

Am leichtesten geht das von statten durch Hülfe eines Schwarzspechtes. Merke im Frühlinge, wo er in einem hohlen Baume nistet; wenn nun die Brutzeit vorbei ist und er ausfleugt, Nahrung zu suchen, so treib einen harten Quast in die Öffnung des Einfluges. Stelle dich hinter den Baum auf die Lauer, bis der Vogel zurück kommt zur Futterzeit. So er wahrnimmt, daß das Nest wohl verspündet sei, wird er mit ängstlichem Geschrei um den Baum schwirren und seinen Flug plötzlich gegen Sonnenuntergang nehmen. Wenn das geschieht, so sei bedacht, einen roten, scharlachenen Mantel aufzutreiben, oder in dessen Ermangelung gehe zum Krämer und kaufe von ihm vier Ellen rotes Tuch, verbirg's unter dein Kleid und harre beim Baume einen auch wohl zween Tage lang, bis der Specht wieder zu Neste fleugt mit der Spingwurzel im Schnabel. Sobald er damit den Pfropf berührt, wird dieser aus dem Astloche mit großer Gewalt wie ein Kork aus einer gährenden Flasche fahren. Dann sei behend und breite den roten Mantel oder das Tuch unter den Baum, so meint der Specht, es sei Feuer, erschrickt davor und läßt die Wurzel fallen. Einige zünden auch unter dem Baume wirklich ein zartes Feuerlein an, das nicht viel raucht, und streuen die Blüte von dem Kraute Spickenardi darauf. Aber es ist damit ein mißlich Tun, wenn die Flamme nicht rasch genug auflodert, entfleugt der Specht und trägt die Wurzel mit sich davon."

Die vom Vogel geholte Sprengwurzel ist im Grunde dasselbe wie das auf S. 53 erörterte Lebenskraut, zumal da dieses in saghaltiger Überlieferung auch als Gebärkraut vorkömmt. In die Mineralwelt übertragen hat es den **Stein der Weisen**[3] ergeben.

Daß aber diese Erklärung des Wortes Dietrich das richtige trifft, mögen noch folgende Überlegungen erhärten. Wotan ist nicht immer der Weiße; er geht ja vor unseren Augen — die Germanen verehrten nach Caesars Zeugnisse[4] nur solche Götter,

[1] Vgl. die Kyros-Sage in Europa S. 6.

[2] Musaeus, Volksmärchen, Meyers Volksb. IV S. 9.

[3] Demnach ist alles schief, was BW Nr. 1137 über den Stein der Weisen beibringt. Schon längst, ehe an Alchimisten zu denken war, spielt er in der Sage die oben geschilderte Rolle. Schwarzes in Gold verwandeln ist ein uralter echt mythischer Zug, der dem eben so alten des Verjüngens genau entspricht; es verhält sich also:

Schwarz: Gold = alt: jung = Schwarzmond: Neusichel vgl. den II. Teil.

[4] Caesar, Bell. Gall. VI, 21: „Deorum numero eos solos ducunt, qvos cernunt et qvorum aperte opibus iuvantur, Solem et Lunam et Vulcanum."

die sie wirklich schauen konnten — allmählich in den Schwarzen über, wie wir S. 362 noch eingehend ausführen, also Odin in Loki, oder, wenn man sich verchristnet ausdrücken will, der Gott in den Teufel. Als Mond scheint er zur Nachtzeit, und das ist die rechte Zeit für die Diebe. Wotan war also auch der Schutzgott der Diebe, wie es der griechische Hermes und der römische Mercurius auch waren, und das war mit ein Grund, weshalb er immer von den römischen Schriftstellern mit diesem verselbigt wurde. Wotan ist der am Galgen hangende „Erbdieb“ oder „Erzdieb“ und wird dadurch Vater des Diebsschlüssels. Er ist das Göttersagenurbild des „Meisterdiebes“, von dem zahllose arische Märchen handeln, unter anderen auch das der Sammlung Grimms, zu dem dieser in den Anmerkungen sagt: „In inniger Verwandtschaft damit steht die aus Herodot bekannte Erzählung von dem ägyptischen Könige Rhampsinit, dessen Schatzkammer von den Söhnen seines verstorbenen Baumeisters bestohlen wird.[1] Diesen Stoff hat bekanntlich A. v. Platen zu seinem Drama „Der Schatz des Rampsinit“ verwendet. In der Edda betätigt sich freilich mehr Loki als Meisterdieb. Dieser dunkele Wotan, wie wir ihn auch nennen könnten, besaß aber auch „Schuhe, die ihn durch Luft und Meer trugen“,[2] erweist sich also auch in dieser Beziehung als ziemlich genaue Entsprechung des altgriechischen Schutzgottes der Diebe, des Hermes. Loki benutzte sie dazu, um aus dem Diesseits ins Jenseits oder aus dem Jenseits ins Diesseits zu fliegen. Unsere Vorfahren pflegten den Toten sogenannte

Helschuhe

mit ins Grab zu geben, damit sie darin die zwischen Midgard und der Hel gelegenen Sümpfe desto besser durchwaten könnten. Diese Anschauung lebt noch heute im Volke fort, natürlich in christlicher Umprägung. Auf ihr baut sich die packende Dorfgeschichte

„Die Himmelsschuhe“

der rheinischen Dichterin Luise Schulze-Brück auf:

„Da lag alles, was der Mensch für den letzten Weg braucht. Sterbehemden mit weißen Schleifen für die Kinder, mit blauen für die Unverheirateten, mit schwarzen

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 192 S. 275.
[2] Edda übers. von Gering S. 366.

für die Verheirateten, Kränze für Kinder und Jungfrauen, Kerzen und Sargtücher und die Schuhe, die man ihnen anzieht, damit sie leichter den Weg von der Erde zum Himmel gehen können. Denn der Weg ist lang und weit und voll spitziger Steine und Dornen (vgl. Dornenweg S. 117). Sieben Tage ist er zu gehen, sieben Tage und Nächte."[1]

9 Nächte brauchte Hermoder, um zur Hel zu reiten. Wieder sehen wir die altbabilonische und christliche 7 an Stelle einer älteren germanischen 9 treten. Auch hier tauchen also altgermanische Jenseitsvorstellungen in christlicher Umprägung wieder auf. Es handelt sich im Grunde um das Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits, von dem auf S. 304 ff. ausführlicher die Rede sein wird. Die Kerze, die nach katholischem Ritus dem Sterbenden in die Hand gegeben wird, vgl. S. 37 soll offenbar seiner Seele erleichtern, den Weg durch diesen finsteren schwarzen Durchgang zu finden. Darauf bringt mich das sicilianische Märchen vom König Schwein (Gonzenbach Nr. 42), wo die treue Gattin, die ihren entschwundenen Gemahl erlösen will, von einer hülfreichen Alten ein Lämpchen erhält, um einen langen finsteren unterirdischen Gang, in dem sie 4 Paar eiserne Schuhe abläuft, durchwandern zu können. Auch auf eine Blume ist der Name Himmelsschuh übertragen worden.[2] In solchen Schuhen treten die Toten natürlich nur ganz leise auf. Noch heute nennt man in Schlesien Schlorren, in denen man sich lautlos bewegen kann:

Himmelsschleicher,

und es sind besonders die

Leisetreter,

die sich ihrer bedienen.

Nun gibt es aber auch noch andere Namen für den Nachschlüssel; er heißt nämlich auch

Peterken,

d. h. Peterchen; Peter aber ist auch nach Grimm eine Bezeichnung des Teufels, und mit einem Dietrich oder einem Drahte oder falschem Schlüssel an einem Schlosse herum arbeiten, um es zu öffnen, nennen wir noch heute

herum petern.

---

[1] Luise Schulze-Brück, Die Himmelsschuhe S. 11.

[2] a. a. O. S. 95.

Wir sahen bereits auf S. 127, daß der Teufel oft kurzweg „der Schwarze" heißt. Nehmen wir das mit Peter zusammen, so ergibt das

der schwarze Peter.

Das aber ist ein Kartenspiel, und alle alten Spiele sind, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann, mythisches Ursprunges. Das ist z. B. auch bei dem beliebten Kinderspiele:

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

der Fall.

Der schwarze Peter verlangt als notwendige Ergänzung einen weißen Peter, und so erklärt sich die mittelalterliche volkstümliche Anschauung, daß Sankt Petrus der Himmelspförtner ist. Dem gegenüber wird der schwarze Peter der Höllenpförtner gewesen sein; er wird aber bisweilen auch unrechtmäßiger Weise am Schlosse der Himmelstüre herum gepetert haben.

Stücke Tuches, die sich der Schneider widerrechtlich, also in diebischer Absicht, von dem ihm von den Kunden übergebenen Tuche zurück behält und in die „Hölle" wirft, bezeichnen wir Schlesier und gewiß auch andere noch heute als

Peterfleckel.

Ein Bechsteinsches Märchen[3] erzählt uns in lustiger Weise, wie sie zu diesem Namen gekommen sein mögen:

Die scharfe Schere.

Ein armer aber ehrlicher Schneider geriet einst so in Not, daß er sich zuletzt schon gar keinen Gesellen mehr halten konnte. Da sprach bei ihm eines Tages ein Mann um Arbeit vor, der noch viel dürrer als er selber war, mit einem seltsamen Bocksgesichte und einem langen Ziegenbarte. Hinten ragte ihm etwas aus der Rocktasche, was wie die Quasten einer Tabakspfeife aussah. Der Schneider, der aus dem Äußeren des Fremden schloß, daß er nicht viel verdrücken würde, nahm ihn in Dienst. Aber der neue Geselle wollte seinen Meister erst dazu verführen, von 10 Talern, die ein Kunde für Ankauf von Tuch zu einem neuen

---

[1] Grimm, Deutsche Mythologie 4 II. Bd. S. 839. Im Wörterbuche leitet freilich Grimm den Ausdruck „Peterken" als Bezeichnung des Nachschlüssels von dem Heiligen Petrus her, der mit seinem Schlüssel das Himmelstor öffnet. Aber hier wird vielmehr „der schwarze Peter" gemeint sein, von dem gleich die Rede sein wird. Wir werden einen weißen Peter als Pförtner des Himmels und einen schwarzen Peter als Pförtner der Hölle zu unterscheiden haben.

[2] Wenn das Kartenspiel mit der Zeitrechnung zu tun hat, wie Schr. S. 448 im Großen und Ganzen schon recht hübsch nachgewiesen hat, dann hat es auch mit der Sage zu tun, wie der II. Teil zeigen wird.

[3] L. Bechstein, a. a. O. S. 200.

Anzuge hingelegt hatte, nur 8 zu diesem Zwecke zu verwenden und die anderen zwei für sich zu behalten; dann wollte er ihn bereden, von dem kostbaren Tuche ein Röcklein für seinen Ältesten oder eine Sonntagsjacke für die Frau Meisterin zu erübrigen; Beides vergeblich. Schließlich stellte es sich heraus, daß der seltsame Geselle der Teufel selber war.

Bechstein versäumt es freilich, hinzu zu setzen, daß seitdem die von den Schneidern auf unredliche Weise erübrigten Tuchflecken „Peterfleckel" heißen, aber der Zusammenhang des Ganzen drängt uns diesen Schluß auf.

Odin singt in den Havamal von sich selber:

Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baume
neun Nächte hindurch
Ich Odin ein Opfer mir selbst ......
Da begann ich berühmt und klug zu werden.

Odin hängte sich also an den Baum, um Weisheit zu erlangen, d. h. aus demselben Grunde, aus dem er Mimis Brunnen aufsuchte, wo er ein Auge für Weisheit eintauschte. Daß der Erwerb von Weisheit der Zweck des Hangens ist, klingt auch noch nach in dem Grimmschen Märchen:

Die Rübe.[1]

Es ist nur eine Abart des weit verbreiteten Märchens vom reichen und vom armen Bruder. Letzterer wird durch die von dem Reichen gedungenen Mörder in einem Sacke an einem Baume in die Höhe gezogen. Er arbeitet, bis er ein Loch im Sacke hat, durch das er den Kopf stecken kann, und redet dann einem fröhlich vorüber reitenden, fahrenden Schüler vor: „Erheb deine Augen, ich sitze hier oben im Sacke der Weisheit. In kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Wind. Um ein weniges, so werde ich ausgelernt haben, herab steigen und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im Meere, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Gesteine. Wärst du einmal darin, du würdest fühlen, was für Herrlichkeit aus dem Sacke der Weisheit fleusst." Durch diese schönen Reden verführt er den fahrenden Schüler, seine eigene Stelle einzunehmen.

Der Arme lügt also in seinen Sack aller Lei Kenntnisse hinein, die dieser angeblich zu spenden vermag, und an dieses Märchen schließt sich die Redensart:

In seinen Sack lügen

viel besser an als an die Geschichte „Knoist un sine dre Sühne", auf die sie Grimm seiner Zeit zurück führte.[2] Der in seinem Sacke Aufgehängte war also im eigentlichen Sinne

[1] KHM II, Nr. 146.
[2] KHM III, Anm. zu Nr. 138, Recl.-Ausg. S. 236.

ein Gehenkter,

d. h. ein Durchtriebener, ein Schlauberger, ein Geriebener, wie der Soldat in dem Andersenschen Märchen „Das Feuerzeug", der ja auch nur durch die drei Hunde, die auf Reiben des Feuerzeuges hin erschienen, vor dem Schicksale bewahrt wurde, gehenkt zu werden. In der Edda heißt Odin „der Gott der Gehenkten".[1] Für Gehenkter im übertragenen Sinne noch einen Beleg aus Skowronek:

„Karl von Gorski hatte gespannt zugehört, jetzt mußte er plötzlich auflachen. ‚Na, Sie scheinen mir ja auch ein ganz Gehängter zu sein.'"[2]

Unmittelbar vorher gebraucht der von Karl von Gorski so Gekennzeichnete selber in Bezug auf einen russischen Grafen:

„een mit alle Salben Jesalbter"[3]

Der Held des Grimmschen Märchens „Die Rübe" ist aber auch im übertragenen Sinne

eine Rübe,

das bedeutet in Schlesien „ein Taugenichts" — ebenso wie

Der Rübenzagel am Galgen.[4]

Auf dem Wege zur Richtstätte trieb nämlich der Rübenzagel aller Lei Narrenpossen. Der Galgenvogel war so lustig und guter Dinge, als ob er des Königs Tochter statt des Seilers heuern sollte. Die vielen Neugierigen, die den Zug begleiteten, kamen aus dem Lachen gar nicht mehr heraus. Als der Verbrecher unter dem Galgen stund und zur Erbauung der frommen Zuschauerschaft das Glaubensbekenntnis hersagen sollte, brachte er nur ein ‚Papperlapapp' heraus, worauf sich auch die gestrengen Herrn Richter eines Lächelns nicht erwehren konnten, obwohl ihnen doch angesichts eines so verstockten Sünders etwas unheimlich zu Mute ward. Wie aber der Hangmann nun dem Verurteilten den Strick um den Hals legte und ihn an dem Galgen in die Höhe zog, schnitt dieser so lächerliche Grimassen, zeigte die Zunge auf so wunderliche Weise und zappelte und schlenkerte mit Beinen und Armen so drollig und zugleich doch so kläglich, daß die umstehende Menge vermeinte, der Henker schünde ihn mehr als nötig, und diesen zu steinigen drohte. Da hing zwar der Galgenschwengel auf einmal wieder still. Kaum hatte sich aber die große Menge der Neugierigen zerstreut, da fing er auch schon wieder vor den Augen der wenigen noch zurück Gebliebenen sein Gaukelspiel von neuem an, und drehte ihnen eine lange Nase. Erschreckt eilten die Wächter zum hochweisen Rate, ihm das Geschehene mitzuteilen. Als dieser jedoch an Ort und Stelle gelangte, hing an dem Galgen statt des Gerichteten ein Strohwisch. Schnell ließen sie diesen entfernen und verpflichteten einander, von dem Geschehenen nichts zu erzählen. Es wurde aber doch ruchbar, und die Stadt Hirschberg verlor wegen dieses Vorkommnisses ihre Gerechtsame, bis sie unter die Herrschaft des großen Preußenkönigs kam."

---

[1] Vgl. Edda. übers. von Gering S. 315.

[2] Richard Skowronek, Das große Feuer, Ullstein-Ausg. S. 224.

[3] a. a. O. S. 223.

[4] J. Nover und J. Wägner, Unsere Vorzeit III, Germanische Volkssagen, Leipzig 1907 S. 470.

Der Rübenzagel entwickelt also in dieser

brenzeligen Lage

(vgl. Odin bei Geirröd zwischen zwei Feuern S. 63; Gehängt werden ist mythisch = geröstet werden, wie die Geschichte des Heiligen Laurentius S. 202 zeigt, einen wahren

Galgenhumor.

Noch heute bezeichnet man einen flatterhaften, zappeligen und flunkernden Menschen als einen

Strohwisch.

vgl. das Sprichwort:

Danach das Spiel ist, macht man einen Strohwisch zum Könige.[1]

An das Abenteuer des Rübenzagels erinnert noch der

Tallsackmarkt,

der alljährlich am Palmsonntage in Wurmbrunn abgehalten wird, und auf dem vornehmlich

Tallsäcke,

d. h. Teigmänner mit abgespreizten Armen und Beinen in Massen gekauft und vertilgt werden.

Schon Grimm bemerkt in seinem Wörterbuche, daß der Hans Narr und Hans Wurst der Volksbühne auf den Teufel also auf den Schwarzen der Sage zurück gehe, vgl. den dummen Hans S. 161

Es ist mir alles Wurscht

und: **allgemeine Wurschtigkeit,**

Büchmann[25] S. 526.

Dann wird wohl auch dasselbe mit dem

Hampelmann

der Fall sein; denn der benimmt sich, wenn man am Faden unten zieht, genau so wie der Rübenzagel am Galgen zu Hirschberg.

Einer, der sich aus der Aussicht, gehenkt zu werden, offenbar nichts macht, ist auch der abgedankte Soldat in dem Grimmschen Märchen „Das blaue Licht".[2] Er erbittet sich nämlich als letzte Gunst, auf dem Wege zum Galgen noch eine Pfeife rauchen zu dürfen, ebenso wie der Held des Grimmschen Mär-

---

[1] Wunderlich a. a. O. II[7] S. 51/52.

[2] KHM Nr. 116.

chens „Der Jude im Dorn“,[1] der sich ausbedingt, noch einmal seine Fiedel spielen zu dürfen. Demnach wird auch die Redensart:

„Erst können vor Lachen“, sagte der Gehenkte, als er pfeifen sollte,

auf diese in den saghaltigen Überlieferungen der arischen Völker ständig wieder kehrende Geschichte vom lustigen Gehenkten zurück gehen. Wie ungeheuer verbreitet dieselbe auch im deutschen Volke gewesen sein muß, lehren zahlreiche Redensarten, die auf sie anspielen:

Ick see dat kaamen, ick waar för Lachen staarwen, säd' jen' kettlich Mann, as em de Scharprichter den Strick üm'n Hals leggt;[2]

Ich kann das Kitzeln am Halse nicht vertragen, sagte der Dieb, als sie ihn aufhängen wollten.[3]

Ehr eck nich koome, wert'r doch nix uut, sä de Deif, da se den Galgen buen[4] (Hildesheim).

Die Woche fängt gut an, sagte der Jude, da sollt er am Montag gehängt werden;[5]

(Dieser Jude ist der Ewige Jude, vgl. S. 334).

Er ist so eigen wie Johann Klasen; der sollte an den Galgen und wollte nicht.[6]

Ei das geht lausig zu! sagte Jener, da hängte man ihn (Schon bei Neander).[7]

So was hab ich noch gar nicht gesehen, sprach Jochem, da legte ihm der Henker die Schlinge um den Hals.[8]

I prästir's net! sagte der Dieb, da er gehänkt wurde.[9] (Schwaben).

Höger up! segt Sanners, as he hängt würr[10] (Hamburg).

Ik will hoch h'rup! säd' den Buren sin Soen und keem an'n Galgen.[11]

Ich bin über die Erde erhaben, sagte der Dieb, da hing er am Galgen.[12]

Dat schall mi nich wedder passern, sä Jan Timm, doo moss he naa'n Galgen[13] (Bremen).

Herreje, ick kriige de kole Fisse, sä de Foss, da schöll'e hänget weeren[14] (Lüneburg).

Ich hätsch' auch mit! sprach jener Wirt, den führte man mit seinen Gästen an Galgen zu'n dürren Brüdern in den Feldorden (Seb. Frank).[15]

Vgl. das Wirtshaus zum Galgen S. 133.

Man muß nur nicht den Kopf verlieren, sagte der Dieb vergnügt, als er bloß gehängt und nicht geköpft wurde.[16]

In dem Ausdrucke

Galgenschwengel

---

[1] KHM Nr. 110. [2] H. Nr. 1373. [3] Schr. S. 515.
[4] H. Nr. 392. [5] H. Nr. 918. [6] Schr. S. 513.
[7] H. Nr. 892. [8] Schr. S. 514. [9] H. Nr. 402.
[10] H. Nr. 1649. [11] H. Nr. 1829. [12] Schr. S. 512.
[13] H. Nr. 1956. [14] H. Nr. 662. [15] H. Nr. 2043.
[16] G. Wunderlich, a. a. O. S. 86.

liegt die Gleichstellung des Galgens mit der Glocke;[1] aber auch die ist wieder mythisch höchst bedeutsam. Sie erscheint, noch näher ausgeführt, in folgenden Worten des Grimmschen Märchens „Die beiden Wanderer".[2] „Er (der Schneider) vergaß auch nicht, für die armen Sünder zu bitten, die da hingen wie der Schwengel in der Glocke, und die der Wind an einander schlug," und in folgenden Worten des Grimmschen Märchens „Die vier kunstreichen Brüder": „Das (Diebshandwerk) gilt für kein ehrliches Handwerk, und das Ende vom Liede ist, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird." Nach

Galgenschwengel

aber dürfte auch

Ladenschwengel

gebildet sein.

In demselben Sinne wie Galgenvogel und Galgenschwengel gebrauchen wir auch:

Galgenstrick,

und im Scherze reden wir einen kleinen, schalkhaften und pfiffigen kleinen Jungen oft mit:

Du kleiner Strick

an. Ein Strick aber, eine Schnur

läßt sich um den Finger wickeln.[3]

Schlimmer als ein Strick ist ein

Waschlappen;

er läßt sich wirklich um den Finger wickeln, zu seinem und anderer Schaden. Um den Finger wickeln läßt sich auch Pappe. Darum sagen wir von einem, der sich nicht um den Finger wickeln läßt:

Der ist nicht von Pappe;

vgl. Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven, Ullstein-Ausg. S. 53.

Sei doch nicht so'n Papp-Pferd;

vgl.

Sei doch kein Frosch

und das ungarische Volksmärchen „Abend, Mitternacht und Morgendämmerung". „Doch Morgendämmerung (so heißt

---

[1] Vgl. Schr. S. 479: „Am Galgen baumeln" usw.

[2] KHM Nr. 107.

[3] BW Nr. 353 umschreibt die Redensart nur, ohne sich auf ihren Wortlaut und Ursprung einzulassen.

hier der Dritte!) war auch nicht aus Schilf, daß man ihn hätte biegen können, wohin man wollte." Das führt auch wieder hinüber zum

Lebensbaume.

Wie der Mensch in vielen Sprichwörtern und Redensarten als Vogel angesprochen wird, so wird er auch als Baum angesprochen, z. B. in

biegen oder brechen.

Nach nordischer Überlieferung wurde sogar das erste Menschenpaar, Ask und Embla (Esche und Ulme?), aus zwei Bäumen gemacht, vgl. auch die griechischen Dryaden. Wurden sie etwa aus den Bäumen geschnitzt? Jedes Falles war Ask nicht

aus demselben Holze geschnitzt

wie Embla, vgl. auch den Hölzernen Johannes, der als hölzerne Rübenzagelfigur noch heute in meiner schlesischen Heimat vertrieben wird. Der hölzerne Johannes ist im eigentlichen und übertragenen Sinne ein

Klotz.

Daher stammt auch der Ausdruck Mannsbild. Meine Mutter sagte mir: „Ein Mannsbild ist ein wildes Tier." Der Rübenzagel ist eins, denn er ist der Drache.

Überfügsam und gehorsam sein, ist für gewöhnlich kein Zeichen von besonderer Schalkhaftigkeit und Begabung. Aber fügsam willig und zu jedem, auch dem schwersten Dienste bereit ist wieder „der dienstbare Geist", und dieser wird zwar nicht um den Finger gewickelt aber an den Finger gesteckt, nämlich als Wunschring, und dann gedreht — drehen muß man beim Wickeln auch —, um sofort alle Wünsche, auch die ausschweifendsten, bereitwillig zu erfüllen. Der Diener des Ringes setzt sie eben so in die Wirklichkeit um, wie es Mephisto dem Faust gegenüber tut. Jener ist also eigentlich der, der sich um den Finger wickeln läßt.

Den bösen Geist macht man sich dadurch dienstbar, daß man ihn in die Klemme bringt und ihm nur unter ganz bestimmten Bedingungen aus der Klemme hilft. An Stelle des fest Klemmens steht aber, wie wir gesehen haben, so und so oft ein fest Schrauben, und bei dem muß man auch wieder drehen.

In demselben Sinne wie „er ist ein Gehenkter" gebrauchen wir auch

Er ist mit allen Hunden gehetzt.[1]

Das ist natürlich der Hirsch, auf den die ganze Meute los gelassen ist. Aber verträgt sich denn der fest stehende Sinn der Redensart mit dem Wesen des Hirsches? Schon längst ist aufgefallen, daß der Fuchs gar nicht ein so schlaues Tier ist, wie ihn die Tiersage schildert, und auch der Hirsch ist wohl ein edles Tier, aber man wird ihm kaum besondere Schlauheit und Verschlagenheit nachrühmen können. Es muß sich also um den Hirsch der Sage handeln, und der ist noch in Bürgers allbekannter Ballade „Der wilde Jäger" gerade ein Hirsch besonderer Art, nämlich ein weißer Hirsch. Und dieser Hirsch muß auch im übertragenen Sinne „mit allen Hunden gehetzt" sein; denn er läßt sich niemals von seinem Verfolger einholen. Allerdings spielt die Redensart wohl weniger auf den Hirsch als auf den Jäger an, denn gegen Ende der Bürgerschen Ballade kehrt sich das Verhältnis zwischen Jäger und Wild ebenso um, wie sich auf S. 170 das Verhältnis zwischen Reiter und Reittier umkehrte. Der Jäger wird zum Gejagten, zu demjenigen, der mit allen Hunden gehetzt ist, und der Jäger, der Schwarze des Mythos, ist ja in der Tat als Loki und Rübenzagel schlau, durchtrieben und voller Listen und Ränke. Zu allem Überflusse ist der mit allen Hunden gehetzte Hirsch der Sage bisweilen auch ein schwarzer Hirsch, z. B. in den Gesta Romanorum. Dieser schwarze Hirsch, den ein König auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Horn um den Hals und einen schwarzen Falken auf der Hand tragend, mit einem schwarzen Hunde hetzt, lockt den Verfolger in einen Abgrund, so daß er zerschmettert unten liegen bleibt, erweist sich also auch als diesem überlegen. Mit diesem Märchen hat schon Grimm die Sage vom Tode Dietrichs von Bern verglichen, der, wie eben erwähnt wurde, auf einer Türe der Kirche von San Zeno in Verona als Wilder Jäger zur Hölle reitend dargestellt ist.[2]

Der Wilde Jäger heißt übrigens in Hessen

der Rodensteiner.

---

[1] BW Nr. 597: „Das Bild ist von der Jagd entlehnt"; selbstverständlich; es fragt sich bloß, von welcher!

[2] KHM III, Gesta Romanorum, S. 307 ff.

Auch V. v. Scheffels bekannter Balladenkranz ist also ein Nachklang deutscher Sage. Das von dem Wilden Jäger gehetzte Wild kann auch ein Weib sein. Das ist es in vielen Fassungen der Sage von den „Moosweibeln" und „Wetterweibeln". Manchmal holt es der Wilde Jäger ein, meistens nicht. Wenn er es eingeholt hat, legt er es vor sich quer über sein Roß, verliert es aber jedes Mal wieder, wenn er über einen Kreuzweg kömmt, dann rennt es als ganz kleines Weiblein davon. Es schlägt also lang hin und steht kurz wieder auf; vergleich:

Da schlag' einer lang hin und steh' kurz wieder auf.

Dieses Weib ist, altrömisch ausgedrückt, Fortuna, die Göttin des Glücks. Auch das bekannte Bild

Die Jagd nach dem Glücke,

auf dem Fortuna dargestellt ist, wie sie in losen, flatternden Gewändern auf einer rollenden Kugel dahin eilt und von einer Schar wild hinter ihr her stürmender Männer,

der Glücksjäger

verfolgt wird, verdankt demnach sein Entstehen der Sage. Im Königsberger Anzeiger vom 15. V. 16 fand ich als Weiterbildung des Ausdruckes „Glücksjäger" einen

Genußjäger.

Noch heute nennen wir einen Wollüstling, der die meisten Mädchen und Frauen, denen er begegnet, besonders solche, deren Stand und Vermögen hinter dem seinigen zurück bleiben, als

Freiwild

betrachtet, einen

Schürzenjäger.

Eine etwas harmlosere aber auch wenig erfreuliche Klasse von Männern sind die

Mitgiftjäger.

Daneben gibt es auch noch einen

Nützlichkeitsjäger,

der bei Herman Heiberg, Leiden einer Frau, Deutsche Volkskultur S. 185 erwähnt wird.

Auch die Redensart:

Im Schoße des Glückes sitzen

ist das Glück als Weib gedacht, ähnlich dem Riesenfräulein von der Burg Niedeck im Elsaß, die den Bauern samt seinem Pfluggespanne in der Schürze zu ihrem Vater trägt,

wofür sie freilich von diesem zurecht gewiesen wird. Die biblische Entsprechung dieser Redensart ist:

In Abrahams Schoße sitzen. –

Einen Galgenstrick soll man nicht vom Galgen los kaufen; denn

Wer einen vom Galgen erlöset, den henkte der Erlöste gern selber dran.[1]

Im Drei-Brüder-Märchen kaufte der jüngste seine beiden Brüder vom Galgen los und wird zum Lohne dafür von ihnen nachher in einen Brunnen geworfen oder auf andere Weise um die Ecke gebracht. Darauf spielt, wie Grimm in den Anmerkungen zum „goldenen Vogel" bemerkt, die Redensart:

Du sollst kein Galgenfleisch kaufen

an. „Die Warnung, kein Galgenfleisch zu kaufen, ist auch in der Lehre des Ritters vom Turm enthalten: ‚zum dritten solt keinen Dieb oder einen anderen Übeltäter vom Tod bitten'." Agricola hat sie bezeichnender Weise in seine „Sprichwörter" aufgenommen.[2]

Köstliche Selbstverspottung spricht aus der Fassung:

Was nichts kostet, taugt nichts, sprach jener, da hatte ihn seine Mutter vom Galgen los gekauft.[3]

Aber der Mythos kennt nicht nur einen Gehenkten, er kennt auch eine Gehenkte, nämlich:

Die heilige Kümmernis.[4]

Die Heilige Kümmernis, die Tochter eines heidnischen Königs war selber eine Christin. Da sie ihren neuen Glauben trotz allem Drängen ihres Vaters nicht abschwören wollte, sagte der Herrscher eines Tages zu ihr: „Nun sollst du auch völlig deinem Gotte gleichen" und ließ sie ans Kreuz nageln. Über Nacht aber wuchs ihr ein Bart, der sie Christus ganz gleich machte.

Auf diese Legende gehen die zahlreichen mann-weiblichen Christusbilder zurück, die man in vielen Kirchen und Kapellen Süd- und Südostdeutschlands noch heute findet.[5]

Ein neuerer Romanschriftsteller, Ernst von Wolzogen[6], hat diese Legende in flott-lebemännischer Form behandelt. Der Höhepunkt aber seiner Umdichtung lautet:

---

[1] Schr. S. 496.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 57, S. 196.

[3] Schr. S. 513.

[4] Vgl. Sepp a. a. O. S. 175ff.

[5] Vgl. Sepp a. a. O. S. 195ff.: „Die mannweiblichen Crucifixe in Niederbayern und den übrigen Landesteilen."

[6] Ernst von Wolzogen, Das Kuckucksei, Ullstein-Ausg. S. 153.

Kaum hatte er (der Mönch Wunibald) ausgeredet, so drückte er seinen bärtigen Mund auf des Mägdleins bleiche Lippen und küßte es so lange und gründlich, wie es von den weltlichen Buhlen noch keiner bisher gewagt hatte. Der schlimme Mönch vermeinte, durch solches Gewaltmittel wohl eine Wunderkur gegen des Mägdleins Kußangst zu verrichten; die Himmelskönigin dagegen, welche aus ihrem Bilde der freventlichen Überhebung zugesehen, offenbarte ihre Macht und Meinung durch ein nie zuvor erhörtes Wunder; denn es begab sich, daß alsbald nach dieser also seltsam celebrierten Frühmesse in des Mägdleins rosig-glattem Angesichte ein Bart zu wachsen begann, wohingegen in des Paters Angesicht das rote Kraushaar von Tag zu Tag mehr zu schwinden begann, bis schließlich am Ende ettlicher Wochen Wunibald glatt wie ein Mägdlein anzuschauen war, hingegen die schwarzhaarige Jungfer Amrain Wunibaldi Rotbart um Kinn und Wangen zu stehen hatte."

Ich vermute mit Bestimmtheit, daß Wolzogen diese Geschichte auch in dieser Umgestaltung nicht frei erfunden sondern eine Quelle benutzt hat; denn zu ihr stimmt folgendes Rübenzagel-Märchen.

Die Ziegenliese.[1]

Bei einem Müller im Hochgebirge diente einmal eine sehr hübsche, dralle Magd, die sich mit jedem jungen Burschen neckte und eine sehr leichtfertige Dirne war. Einst ging dieselbe in das Heu auf die Waldwiese und sang dabei Spottlieder auf den Berggeist, den Rübenzagel. Als sie eifrig das Heu in Kappen setzte, ehe sie den Heimweg am Abend antrat, fand sich ein schmucker Bursche zu ihr und neckte sie.

„Lise, würdest du mir einen Kuß geben, wenn ich der Berggeist wäre?" Die Lise schüttelte heftig den Kopf.

„Den Popanz küßte ich nicht, er möchte machen, was er wollte; der alte Isegrimm kann sich ja von seinen Hägsen küssen lassen."

Sie schimpfte immer ärger, ließ sich dabei aber von dem jungen Burschen ans Kinn fassen und einen herzhaften Kuß geben. Als dies jedoch kaum geschehen war, veränderte sich der junge Mensch in den leibhaftigen Berggeist. Er stund mit drohender Gebärde vor der erschrockenen Magd und zeigte auf ihr Kinn. Die Liese lief nun, was sie laufen konnte, dem Dorfe zu. Als sie aber bei einem Haufen bekannter Burschen vorüber kam, ertönte ein tolles Gelächter:

Die Liese ist am Kinn behaart,
Seht nur den langen Ziegenbart.

Jeder Mensch sah dieses Bärtchen schon von weitem; die Liese selber konnte es aber weder fühlen noch im Spiegel sehen. Überall aber wurde sie verhöhnt und die Ziegenliese geheißen. Als sie die frommen Patres im Grüssauer Kloster um Rat fragte, soll der Bart unsichtbar gewesen sein. Dieselben haben sie wegen ihres Aberglaubens tüchtig ausgelacht. Als sie aber wieder in ihr Dorf kam, tönte und summte es wieder an allen Ecken in ihren Ohren:

Die Liese ist am Kinn behaart,
Seht nur den langen Ziegenbart.

[1] Max Klose, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt des Riesengebirges, Schweidnitz 1887 S. 127; vgl. Praetorius, Dämonologia Rubinzalii II, S. 205.

Und den Bart hat das arme Ding behalten müssen und ist bis an ihr Lebensende die Ziegenliese genannt worden.[1]

Auf diese Geschichte geht offenbar die Redewendung zurück, mit der man ganz junge Mädchen davor warnt, sich küssen zu lassen, die Vorspiegelung nämlich:

Vom Küssen bekömmt man einen Bart.

Sie wird noch weiter dahin verschärft, daß die jungen Mädchen schon einen Bart bekommen sollen, wenn sie aus ein und demselben Glase oder aus ein und derselben Tasse mit einem jungen Manne zusammen trinken.

Wenn Dietrich die zum Helden herab gesunkene Gestalt Wotans in der Heldensage ist, so muß das Roß, auf dem er reitet, dem Sleipnir-Loki entsprechen. Nun führt dieses Roß den eigentümlichen Namen „Falke", und Loki legt in der nordischen Überlieferung häufig ein Falkenhemde an, um damit durch die Lüfte zu fliegen. Es war also zu erwarten, daß das schwarze Teufelsroß auch einmal „Falke" hieß, und auch in sofern schließt sich der Ring der Beweise wieder. Der „Zupfgeigenhansl" bringt ein Lied, das hessische Soldaten, die im 18. Jahrhundert zum Dienste in Amerika gepreßt wurden, während ihrer Fahrt die Elbe abwärts gesungen haben sollen, und dessen letzte beide Strophen lauten:

Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weißen Schimmel
Da reiten die Soldaten in den Himmel.

Wie kommen die Officiere in die Hölle?
Auf einem schwarzen Fohlen
Da wird sie der Teufel schon holen.

Diese Officiere sind also eine weitere Vermenschlichung Dietrich-Wotans, wie er als Wilder Jäger auf einem kohlschwarzen Rosse in die Hölle entführt wird. Die Brücke zum Galgen schlagen dabei wieder folgende Redensarten:

Er muß auf einem hänfenen Gaule zum Himmel reiten,
Er muß den hänfenen Gaul reiten,

und die Erinnerung an das Flügelroß der Sage klingt dabei noch nach, wenn es statt dessen auch bloß kurz heißt:

Er muß fliegen lernen.[2]

---

[1] Vgl. auch Basile, Pentamerone Nr. 8 „Das Ziegengesicht".
[2] Schr. S. 495ff.

Den Soldatentod im Sinne des hessischen Liedes wünschen die kleinen Sänger dem Angesungenen in dem Kinderliede:

Ich wünsche dem Herrn einen goldenen Schimmel,
damit er kann reiten bis in den Himmel.[1]

Weiß und Gold sind in der Sage gleichbedeutend, vgl. II. Teil. Nach seiner Taufe nahm Widukind ein weißes Roß statt des schwarzen in sein Wappenschild auf; es ist das berühmte

Sachsenroß

des Welfischen Fürstenhauses.[2]

Auch in dem Volksliedbruchstücke, das Bürger einst in einem Nebenzimmer singen hörte und das ihn neben der Übersetzung einer schottischen Ballade in Herders „Stimmen der Völker in Liedern" („Wilhelms Geist") und der Prosa-Darstellung der Lenoren-Sage zu seiner weltberühmten Ballade anregte, reiten die Toten:

Der Mond, der scheint so hell,
Die Toten reiten schnell,
Feinsliebchen graut dir nicht?

Vgl. Büchmann S. 127[3].

Daß die Officiere in die Hölle kommen, behauptet auch das Grimmsche Märchen „des Teufels russiger Bruder".[4] Dieser, ein abgedankter Soldat, fand bei niemandem mehr Dienst und Brot als bei dem Teufel. Er mußte sich aber diesem gegenüber verpflichten, sich sieben Jahre lang nicht zu waschen, nicht zu kämmen, nicht zu schnippen, keine Nägel und Haar abzuschneiden und kein Wasser aus den Augen zu wischen. Auch der „Bärenhäuter"[5] muß dem Teufel versprechen, daß er sich in den nächsten sieben Jahren nicht waschen, Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht beschneiden und kein Vaterunser beten wird. Auch dem Eisenhans hingen die Haare über das Gesicht bis zu den Knieen herab. Einen solchen Kerl nennen wir mit Heinrich Hoffmann-Donner einen

Struwwelpeter

(heute meist Struwelpeter). Aber nicht einmal der Name ist Hoffmanns eigene Erfindung. Wir lernten ja bereits Peter

---

[1] Schr. S. 39. [2] Vgl. Hertslet a. a. O. S. 167.
[3] Die Volkslieder vom „Freier aus der Totenwelt" findet man jetzt am besten zusammen gestellt in Erk-Böhme a. a. O. I S. 596ff.
[4] KHM Nr. 100. [5] KHM Nr. 101.

als Namen des Schwarzen in der Sage kennen und Büchmann S. 237 schreibt: „In der Form ‚Strubbelpeter' kömmt das Wörtchen früher vor. Als Goethe 1765—68 in Leipzig studierte, nannte ihn die Frau des Kupferstechers Stock ‚den Frankfurter Strubbelpeter' und zwang ihn, sich das Haar auskämmen zu lassen." Sachlich ist der Struwwelpeter im Schrifttume schon ziemlich früh belegt durch keinen geringeren als Tacitus, der in der Germania schreibt:

„Was auch bei anderen Stämmen der Germanen üblich ist, wo selten nur und bei einzelnen sich solcher Kühnmut zeigt, das ist bei den Chatten allgemein geworden, sobald sie ins Jünglingsalter getreten sind, Haupthaar und Bart wachsen zu lassen, und erst nach Erlegung eines Feindes die der Tapferkeit gelobte und verpflichtete Gestaltung ihres Antlitzes wieder abzulegen. Über Blut und Waffenbeute enthüllen sie die Stirne, und meinen nun erst ihres Daseins wert zu sein, und ihres Vaterlandes, ihrer Eltern würdig. Feigen und Kriegsscheuen bleibt ihr Wust."[1]

Daß aber dieser Volksbrauch auf mythisches Vorbild zurück geht, sogar auf ein Vorbild der Göttersage, hat schon Grimm selber bewiesen, indem er nach Anführung dieser Tacitus-Stelle fort fährt mit den Worten: „Auch Baldurs Rächer wäscht sich nicht die Hand, kämmt sich nicht das Haar, bis er Baldurs Feind in die Flammen getragen (Voluspa 33)."[2]

Die betreffende Edda-Stelle lautet:

Rinda gebiert Wali im westlichen Saale,
einnächtig kämpfen wird Odins Sohn;
das Haupt nicht kämmt er, noch die Hände wäscht er,
bis er zum Holzstoß brachte Balders Mörder.[3]

Dieser Wali also ist das göttliche Vorbild des Struwelpeters.

Der Bärenhäuter (Berserker), der sich dem Teufel gegenüber zu siebenjähriger Unsauberkeit verpflichten muß, hat von diesem ein Bärenfell als Mantel bekommen. Wegen dieser Tracht heißt er seitdem der

Bärenhäuter,

[1] Vgl. Tacitus, Germania, cap. 31: „Et aliis Germanorum populis usurpatum raro et privata cuiusqve audentia apud Chattos in consensum vertit, ut primum adoleverint, crinem barbamqve submittere, nec nisi hoste caeso exuere votivum obligatumqve virtuti oris habitum, super sangvinem et spolia revelant frontem, seqve tum demum pretia nascendi rettulisse dignosqve patria ac parentibus ferunt: ignavis et imbellibus manet sqvalor."

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 100 S. 96.

[3] Edda, übers. von Gering S. 16.

d. h. er ist während dieser Frist ein Bärenmensch, wie der Werwolf ein Wolfmensch ist. Nur zu einem Menschen, der statt menschlicher Haut ein tierisches Fell trägt, kann man im eigentlichen Sinne sagen:

Du kriegst die Motten

oder **Du bist ein Faulpelz,**

ebenso wie man ihm mit Leichtigkeit

Läuse in den Pelz setzen

kann. Ein in einen Bären verzauberter Mensch ist auch der Freier in Schneeweißchen-Rosenrot,[1] und es ist zu erwägen, ob nicht auf diese Gestalt der Sage der Ausdruck

Brummbär

für einen knurrigen aber gutmütigen, für einen

brummigen,

aber edlen Menschen zurück gehen mag.

Des Teufels russiger Bruder

kam in des Teufels Küche.

Der Teufel stellte ihn nämlich an, das Feuer unter den Kesseln zu schüren, in denen die

Höllenbraten

oder **Teufelsbraten**

schmorten. Er verbot ihm auf das Strengste, in die Kessel hinein zu gucken. Einmal aber konnte sich des Teufels russiger Bruder denn doch nicht meistern und lüftete den Deckel des einen Kessels, worauf sein Unteroffizier den Kopf dazwischen hervor streckte; im zweiten entdeckte er seinen Fähnrich und im dritten gar seinen General. Dafür, daß sie ihn früher so gezwiebelt hatten,

machte er ihnen die Hölle heiß.[2]

Aber auch der Teufel selber gerät, wie uns schon die Sage vom Schmiede von Jüterbog zeigte, oft in eine üble Lage, und:

In der Not frißt dann **der Teufel Fliegen.**[3]

---

[1] KHM Nr. 161.

[2] Was BW Nr. 575 zur Erklärung dieser Redensart ausführt, betrifft nur ihren übertragenen Sinn, nicht ihren wörtlichen. Daß die Jenseitswelt von den Germanen lediglich kalt gedacht wurde, ist auch verkehrt. Gerade Surtur, der Schwarze, wohnt in dem feurigen Muspelheim. Besser R. Nr. 88.

[3] Dasselbe besagt das bairische Sprichwort:

In der Not is der Schimmi tot.

So mag es z. B. Loki, den wir bereits als altgermanisches Urbild des deutschen Teufels erkannt haben, ergangen sein, als er in Falkengestalt von Geirröd in eine Kiste gesperrt ward und drei Monde hungern mußte. Geirröd hatte sehr wohl gemerkt, daß der Vogel, den er eingefangen hatte,

ein lockerer Vogel,

wenn auch nicht

ein lockerer Zeisig,

so doch **ein loser Vogel**

war, nämlich der Ränkeschmied Loki, der auch geschlechtlich ein sehr zügelloses, lockeres Leben führte. Damals wird es für ihn geheißen haben:

Friß, Vogel oder stirb!

Endlich ward er so kirre, daß er seinem Peiniger auch wirklich

aus der Hand fraß.

Jedes Falles ist auch in diesen Redensarten, mögen sie nun auf Loki zurück gehen oder nicht, der Mensch wieder als Vogel gedacht, womit ihr Ursprung aus der Sage überhaupt fest steht.

Er ist der „Fliegengott", wie die Septuaginta den Belzebub des Alten Testamentes übersetzt. In dieser Beziehung ist er die genaue Entsprechung des Angroimanijusch, d. h. des bösen Geistes oder Teufels der mazdaistischen oder altiranischen Religion, der Religion des Zarathustra, vgl. S. 372.

Aber Loki verwandelte sich auch selber einmal in einen Floh, nämlich, als er der Freyja das Brisingamen raubte. Er setzte ihr aber den Floh nicht ins Ohr, vgl.

einem einen Floh ins Ohr setzen,[1]

sondern in die Seite (er wird sich wohl dorthin gesetzt haben, wohin nach Swift die Riesenhofdame den kleinen Guliver tut), so daß sie sich herum warf und er ihr das Kleinod abnehmen konnte. Aber man könnte bei „einem einen Floh ins Ohr setzen" auch an den Däumling denken, der nicht viel größer als ein Floh ist und von seinem Vater dem Pferde hinter das Ohr gesetzt wird, und der es ja selber hinter den Ohren hat. Die Redensart:

einem mit etwas in den Ohren liegen

wird wohl auch daher stammen.

Mit der Zeit der Not sind hier die drei Schwarzmondnächte gemeint, in denen der weiße Mond, der Schimming des Wittich, das Reittier des Schimmelreiters tot ist, vgl. II. Teil.

[1] Schr. S. 142 will die Redensart vom Hunde ableiten.

Die Flöhe, Läuse und Wanzen nennen wir auch gerne, ebenso freilich die Kinder, kleine

Quälgeister.

Die „dienstbaren Geister" der verwunschenen Mühle, in die „Der junge Riese"[1] am Ende des gleichnamigen Grimmschen Märchens geschickt wird, gehen vor unseren Augen in „Quälgeister" über.[2] Erst setzen sie ihm, wobei von ihnen nur die Finger sichtbar sind, aller Lei köstliche Speisen vor,[3] dann aber erteilen sie ihm die ganze Nacht hindurch Ohrfeigen, die er allerdings mit gleicher Münze heimzahlt. Quälgeister sind auch die 12 schwarzen Männer, die 2 Nächte hinter einander zu dem nachmaligen „Könige vom goldenen Berge"[4] in das verwunschene Schloß kommen und ihn quälen, schlagen und stechen, was er über sich ergehen lassen muß, ohne einen Laut von sich zu geben. In der 3. Nacht kommen sogar 24 schwarze Männer, die ihm schließlich den Kopf abhauen. Er wird ihm aber von der Preisjungfrau vermittels des Wassers des Lebens wieder angeheilt.

Dasselbe wie „der König vom goldenen Berge" muß auch „der Königsohn, der sich vor nichts fürchtet"[5] seitens kleiner Teufel in einem verwunschenen Schlosse erdulden. Drei Nächte lang zerren sie ihn auf dem Boden herum, zwicken, stechen und schlagen ihn und ziehen ihn in der dritten Nacht an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen, und bei alledem darf auch er keinen Laut von sich geben.

Der „Bruder Lustig" versucht sich der Quälgeister des verwunschenen Schlosses erst mit einem abgebrochenen Stuhlbeine zu erwehren. Da ihm dies nicht gelingt, bannt er sie in seinen Ranzen.[6] Er klemmt sie dort fest und wird

---

[1] KHM Nr. 90.

[2] Da diese dienstbaren Geister nachher Quälgeister werden, sehen wir bereits die Verwandtschaft mit der Hand, die im Saale Bel-schar-ossors die Drohworte an die Wand schrieb: „Mene: mene, tekel, u pars" – zu Deutsch, nach F. E. Peiser „Gewicht: 1 Mine, 1 Schekel und 1 Halber"!

[3] Vgl. das von Goethe im Werther erwähnte Märchen von der „Prinzessin, die von Händen bedient wird."

[4] KHM Nr. 92. [5] KHM Nr. 121.

[6] Dieser Ranzen des „Bruder Lustig" ist die Umkehrung zu dem Ranzen des abgedankten Soldaten in dem Märchen „Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein"; in jenen kann der Besitzer alles hinein wünschen, was er will aus diesem kann er alles heraus wünschen, was er will.

sie dadurch zu „dienstbaren Geistern" gemacht haben, so daß wir hier also die Umkehrung zu dem Erlebnisse des „jungen Riesen" hätten, wo sie erst dienstbare Geister und dann Quälgeister sind.

In den sicilianischen Märchen „Zaubergerte, Goldesel und Knüppelchen schlagt zu" (Gonzenbach Nr. 52), das eine ziemlich genaue Entsprechung des deutschen Märchens vom „Goldesel" (KHM Nr. 36) bildet, stehen an Stelle des „Knüppels aus dem Sack" „Knüppelchen schlagt zu", also mehrere Knüppel, die sich an dem betrügerischen Wirte und seiner Frau wieder als Quälgeister im wahrsten Sinne des Wortes erweisen, zugleich aber auch eine entwicklungsgeschichtlich ältere Form derselben darstellen.

Dasselbe Märchen (Gonzenbach Nr. 52), dessen Held mehrere Male zu seinem Schicksale, seinem Glücke geht, um von ihm immer neue Wunderdinge an Stelle der verlorenen zu erlangen, läßt uns vermuten, daß auch die Redensart

„sein Glück versuchen",

(die Götter versuchen, vgl. Schillers Taucher und Büchmann) die dabei jedesmal gebraucht wird, der Sage entstammt.

Quälgeister sind auch die Gespenster, die in der 1. Abart des Grimmschen Märchens „Der König vom goldenen Berge"[1] den Jüngling während der ersten im verwunschenen Schlosse zugebrachten Nacht zusammen ballen und als Kugel beim Kegeln benützen. — Vgl. in Betreff der Kugelgestalt den II. Teil, besonders das über „Mondenuhr" Gesagte. In der 2. Nacht benützen sie ihn als Ball beim Ballspiele. Auf diesen Spuk spielt offenbar die Redensart an:

Sich als Spielball gebrauchen lassen,

da an ihr eben wieder das Eigentümliche ist, daß man sie auf Menschen anwendet. In dem ungarischen Märchen „Tauperlen-Janos" (Sklarek, N. F. Nr. 1) verführt die schöne Örzsebet (Elisabet) den Helden, der der Badenden heimlich das Gewand geraubt hat, sich umzuschauen:

„Auf der Stelle war er in einen Ball verwandelt. Die Wunderschöne Orzsebet und die Feen kamen aus dem Wasser heraus, begannen mit ihm Ball zu spielen. Sie schlugen ihn gar zur Erde, fast wäre er geborsten. Als sie des Spielens müde waren, schleuderten sie ihn in die Donau."[2]

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 92, S. 180.

[2] Das Bild erinnert an Nausikaa, wie sie am Strande des Meeres mit ihren Mägden Ball spielt und der schiffbrüchige Odysseus hinzu kömmt, nur daß hier

Auch der Blüten-Janos in dem ungarischen Märchen „Die verwunschene Ente“ (a. a. O. Nr. 4) muß sich als Spielball gebrauchen lassen, und zwar drei Mal von der verwunschenen Ente und ihren Genossinnen, drei Mal von Riesen in einem verwunschenen Schlosse, und dabei darf er sich nicht fürchten, wie Sigfrid, als er die Waberlohe durchritt.

Wenn man den Menschen immer noch als

Spielball des Schicksals

bezeichnet, so hat sich in dieser Wendung der Schicksalsglaube noch fest erhalten, dessen Wanken ein Sprichwort wie „Jeder ist seines Glückes Schmied“ sonst anzeigt. —

Endlich wurde Loki wegen all seiner Schandtaten von den Asen mit den Därmen seines eigenen Sohnes Narwi an drei aufrecht gestellten Steinen gefesselt.[1] Es erging ihm also ähnlich wie seinem altgriechischen Gegenstücke dem Prometheus und seinem altiranischen Doppelgänger, dem Ažišdahaka, dem mythischen Vorläufer des kirchlichen Angro manjuš, dem Zohak des Firdausi. Nun lautet ein deutsches Volksrätsel:

Es kamen zwei Weiße gegangen,
Die nahmen einen Schwarzen gefangen,
Sie brachten ihn nach Wribblewitz,
Von Wribblewitz nach Nagelsitz,
Und dort ward er gehangen (!).[2]

Es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Volksrätsel, daß sie stets eine falsche Antwort so verzweifelt nahe legen, daß man unweigerlich erwarten muß, sie zu bekommen.[3] Die falsche, oder sagen wir, übliche Lösung des obigen Rätsels ist „Floh“, die richtige aber und ursprüngliche Loki, denn Loki wurde zwar nicht gehängt aber gefesselt. Die Fesselung ist jedoch mythisch

---

das Weib nicht, sondern der Mann nackend auftritt und der ins Wasser geworfene Ball nicht der Held der Geschichte ist. In der Sage bleiben die Bilder immer die gleichen, nur ihre Ausdeutung wechselt. Gestalten werden mit einander vertauscht oder erscheinen in mehrere besondere Gestalten zerlegt. Aus dem Vergleiche folgt, daß Nausikaa wie Örszebet eine Schwanenjungfrau ist. Sie ist ja eine Phäakin und damit eine Schlaraffin, eine Schildbürgerin, eine Bewohnerin der Schildburg wie Brunhilde die Schildmaid.

[1] Edda a. a. O. S. 347.

[2] Verblaßt noch im Schwäbischen:
„Da kommet zwoi und bringet oin,“ hat's Mädle g'sait, hat a Floh zwischen zwoi Finger g'het; vgl. H. 1295.

[3] Vgl. AZ S. 27.

gleichbedeutend mit dem Gehängtwerden. Und wenn es auch bei Loki drei Steine sind, an die er gefesselt wird und in obigem Rätsel nur zwei Weiße, zwischen denen der Floh zermalmt wird, wofür dasselbe bezeichnender Weise „gehangen" sagt, so hat das wenig zu sagen, in so fern als zu den zwei Wribblewitzen, den zwei Fingern nämlich, die den Schwarzen fangen, noch der Nagelsitz als dritter Stein gewisser Maaßen hinzu kömmt.

Die Asen steigerten die Qualen Lokis dadurch, daß sie über seinem Haupte eine giftige Natter anbrachten, die fortwährend ihren Geifer in seinen Mund träufelte. Dieses Gift aber fing sein treues Weib Sigyn, die ihm nicht nachtrug, daß er ihr oft die eheliche Treue gebrochen hatte, in einer Schale auf. So oft jedoch diese voll ward und Sigyn weggehen mußte, um sie auszuschütten, rüttelte Loki an seinen Banden und rief dadurch das Erdbeben hervor. Er erduldete also mindestens ebenso furchtbare Qualen wie Tantalos, und es würde angebracht sein, nun auch von

Lokiqualen

zu sprechen, wie wir von Tantalusqualen zu sprechen seit langem gewohnt sind. Es ist ein schlimmes Zeichen mangelndes deutsches Geistes in unserer Künstlerschaft, daß sie an der Hochschule für Musik in Berlin den gefesselten Prometheus mit den zu seinen Füßen klagenden Danaiden statt des gefesselten Loki mit seinem rührend treuen Weibe Sigyn dargestellt hat.

Aber kurz vor der Götterdämmerung wird sich Loki von seinen Banden befreien, und dann wird es heißen:

Loki ist los!

oder verchristnet **Der Teufel ist los!**

Büchmann[25] S. 75 leitet letztere Redensart zu Unrecht aus der Offenbarung St. Johannis ab, da man im Norden früher auch wirklich sagte: „Loki ist los". Wir sagen noch heute, wenn einer, von dem wir das sonst nicht gewohnt sind, sich vor Ausgelassenheit nicht zu helfen weiß und aller Lei übermütige Streiche und Neckereien vollführt:

Er ist rein vom Bändel los,

wie Loki und der Teufel am Ende der Zeit nach Jahrtausenden des Gefesseltseins, vgl. auch:

Ausser Rand und Band sein.

Wie schon das eben behandelte Märchen „Der junge Riese" zeigte, steht an Stelle des verwunschenen Schlosses sehr oft auch eine Mühle. Überhaupt spielt die **Mühle** oder der **Kwirn,** wie er im Althochdeutschen heißt (Mühle ist Lehnwort aus dem Lateinischen!) in der altgermanischen Sage eine bedeutsame Rolle. So erzählt z. B. die jüngere Edda von der Mühle **Grotti,**[1] auf der die beiden Mägde **Fenja** und **Menja** dem Könige Frodi von Dänemark Tag und Nacht Gold mahlen mußten. Den Mittelpunkt des finnischen Nationalepos, der **Kalewala,** bildet der **Sampo,** ein von selber mahlender Kwirn. Der heutige deutsche Volksmund kennt noch eine

Jungfernmühle
oder **Altweibermühle**
oder **Teufelsmühle,**

in deren Trichter oben alte Weiber hinein gesteckt werden, um unten als jugendfrische dralle Dirnen wieder heraus zu kommen. Diese Jungfernmühle stellt also eine Entsprechung des bekannten

Jungbrunnens

dar, der auch der Malerei des ausgehenden Mittelalters vielfach Stoff zu Bildern gab, wie noch ein Bild von Lukas Cranach im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum zeigt. Wir finden hier den Gegensatz schwarz-weiß auf das Lebensalter des Menschen übertragen als alt-jung wieder. In dem später noch weiter zu behandelnden Grimmschen Märchen von der Frau Holle,[2] das bei Bechstein die bemerkenswerte Überschrift: „Die Goldmaria und die Pechmaria" trägt, erscheint er als schwarz-gold, vgl. die Worte des Hahns:

Unsere schwarze Jungfrau ist wieder hie!
und Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!

die die Redensart:

Nach dem (der) **kräht kein Hahn mehr**

hervor gerufen haben; denn wären die Goldmärge und die Pechmärge nicht wieder gekommen, so hätte auch kein Hahn mehr nach ihnen gekräht.

Im Grunde ist die Jungfernmühle nichts Anderes als die Mühle Grotti, in deren Trichter oben offenbar etwas Schwarzes hinein getan wurde, was unten als Gold wieder

[1] Edda, übers. v. Gering S. 376ff.
[2] KHM Nr. 24.

heraus kam, vgl. die Kohlen des Rübenzagel auf S. 158, die zu Golde wurden. Auch der heilige Laurentius macht Kohlen zu Golde, und er hat ausgerechnet auf der Schneekoppe eine Kapelle. Es dürfte der verchristnete Rübenzagel sein und sein Name mit dem des gleichfalls in den Bergen, nämlich in Tirol wohnenden Zwergenkönigs Laurin[1] und dem des Alrauns zu tun haben.

Auch die Kohlen, mit denen der Alte in den Grimmschen Märchen „Die Geschenke des kleinen Volkes"[2] die beiden Wanderer ihre Ranzen füllen hieß, verwandelten sich später in schweres Gold, und der Alte hatte einen langen weit über die Brust herab wallenden Bart wie der Rübenzagel. Wenn der Heilige Laurentius auf einem Roste lebendig gebraten worden sein soll, so machte er etwas Ähnliches durch wie Odin bei Geirröd „zwischen zwei Feuern", vgl. S. 63. Er befand sich in der Brenne, in einer brenzlichen Lage wie der Rübenzagel als Strohwisch am Galgen. Der Heilige Laurentius hat dabei wirklich auf Kohlen gesessen, wie wir noch heute, wenn wir ungeduldig fast gegen unseren Willen fest gehalten werden, mit Vorliebe sagen:

Ich sitze wie auf Kohlen[3].

Die in der Nacht um den 10. August herum besonders reichlich fallenden Sternschnuppen heißen im altdeutschen und altenglischen Volksmunde

die Tränen des Heiligen Laurentius.

Auch sie sind aus Golde, ebenso wie die Tränen der Freyja, die sie ihrem in ferne Lande gezogenen Gatten Od[4] nachweinte. Aber in der Sage wird nicht nur Gold, es werden in ihr auch Perlen geweint, z. B. von der Heldin des deutschen Volksmärchens „Die Gänsehirtin am Brunnen".[5] Umgeprägt erscheint dieser Zug in dem Sprichworte:

Perlen bedeuten Tränen.[6]

[1] Sepp, a. a. O. S. 17 „Der Schatzkönig Laurin oder die Goldkronen des hl. Laurentius."

[2] KHM Nr. 182.

[3] BW Nr. 681 will die Redensart aus einer alten Folterqual ableiten; aber auch diese ist wieder nur Nachahmung eines mythischen Geschehnisses.

[4] Edda übers. von Gering S. 326.

[5] KHM Nr. 179.

[6] Vgl. Büchmann[25] S. 120, wo zugleich nachgewiesen ist, daß der Glaube auch im Schrifttume schon in ziemlich alter Zeit belegt ist.

Das „Rumpelstilzchen" (Runkelstärzchen) in dem gleichnamigen Grimmschen Märchen, dessen Name offenbar mit „Rübenzagel" sinnesverwandt ist, (vgl. Bachstelze-Wack[el]stärz!) spinnt Stroh zu Golde. Auf das Rumpelstilzchen paßt also die sprichwörtlich gewordene Stelle aus Bürgers „der Kaiser und der Abt"[1]:

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Vgl. Büchmann S. 120. Wie tief gerade Bürger aus dem Goldborne der deutschen Überlieferung schöpfte, wird noch des weiteren Gelegenheit seinzu erwähnen. Wer aber Stroh und Häckerling und dgl. zu Golde spinnen kann,

der hat dann natürlich **Geld wie Heu.**

Das Mädchen, das in der Abart dieses Märchens[2] eine Kante Flachs zu Garne spinnen soll, aber immerzu Goldfäden statt Garnes spinnt, das sich deswegen traurig aufs Dach setzt und spinnt und spinnt, aber nichts als Gold, bildet die Brücke zwischen den auf der Mühle Gold mahlenden Mägden Fenja und Menja und den die Lebensfäden der Menschen spinnenden Nornen. Diesen Zusammenhang hat schon Grimm z. T. erkannt. Er sagt nämlich weiter zum Rumpelstilzchen-Märchen: „In vielen deutschen Märchen kommen Müller und Müllerstöchter vor, das gegenwärtige aber erinnert ganz sonderlich an die nordischen Fenia und Menia, die alles, was man haben wollte, mahlen konnten, und die der König Frode Frieden und Gold mahlen ließ." Auch Berta die Spinnerin wurde von Pipin in einer Mühle wieder gefunden. Sie wird wohl auch lauter Goldfäden gesponnen haben. Auch „Die drei Spinnern" des gleichnamigen Grimmschen Märchens[3] sind die drei Nornen; nur wollen sie diesmal nicht Taufgäste sondern Hochzeitsgäste sein.

Die Mühle Grotti war nämlich nicht nur eine Goldmühle, sondern zugleich auch eine Schicksalsmühle; denn als Fenja und Menja es überdrüssig waren, auf ihr fortwährend Frondienste zu leisten, malten sie ihm schließlich Unfrieden, und in derselben Nacht landete der Seekönig Mysing und erschlug Frodi.

---

[1] Die Quelle dieses Gedichtes ist das altenglische Lied vom König John und dem Abte von Canterbury, vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 152, S. 252.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 55, S. 102ff.

[3] KHM Nr. 14.

Angesichts dieser Tatsachen müssen wir uns doch fragen, wie denn das deutsche Sprichwort:

Gottes Mühlen mahlen langsam,
mahlen aber trefflich klein

eigentlich dazu kömmt, Gott gerade Mühlen zuzuschreiben. Zwar ist das Sprichwort in dieser Form von dem schlesischen Dichter **Logau,** der im 17. Jahrh. lebte, geprägt worden. Offenbar aber geht es auf ein älteres zurück; denn **Sebastian Frank,** der bekannte Schriftsteller des 16. Jhrh. bringt es in den Formen:

gots mül
steht oft lang stil,

und

Die Götter mahlen oder scheren einen langsam, aber wohl

und

Der Götter Mühl machen langsam Mehl aber wohl.

Vgl. Büchmann S. 106, der die Redensart aus dem griechischen und römischen Altertume nachweist, nämlich bei **Ploutarchos** und **Sextus Empiricus**. Jener spricht von den

lange Zeit nachher mahlenden Mühlen der Götter;

dieser sagt:

Spät erst mahlen die Mühlen der Götter, doch mahlen sie Feinmehl.

Aber die Redensart verdankt nicht klassischer Bildung ihr Entstehen, was übrigens ihrer Saghaltigkeit keinen Abbruch tun würde; denn das Bild der Schicksalsmühle begegnet auch in Überlieferungen, die sicherlich unabhängig vom Einflusse römisch-christlicher Bildung sind. So mahlt z. B. in der finnischen Sage die Qualenjungfrau „Kipu-tyttö" auf dem Schmerzensberge in der mittleren von 9 Höhlungen, die selber 9 Klafter tief ist, die Krankheiten.[1]

Auch sie ist also ein Quälgeist. Wohl bildet diese Gestalt auch wieder eine Entsprechung der altgriechischen **Pandora,** macht aber auf den ersten Blick durch das merkwürdige, aber, wie die Zahlen beweisen, auf alte, echte Mythenüberlieferung zurück gehende Beiwerk den Eindruck der Unabhängigkeit von dieser, ebenso wie auch die Mühle Grotti natürlich nicht nach klassischem Vorbilde ausgeheckt worden ist. Es handelt sich wieder um gemeinsame Vorstellungen aus arischer

---

[1] Kalewala übertr. von Anton Schiefner, bearb. von Martin Buber, München 1914 S. 449.

Urzeit. In dem Romane „Das große Heimweh“[1] gibt Rudolf Herzog folgende Beschreibung des Broadway in New York:

„Den Broadway ging es entlang, immer den Broadway. Turmhoch stiegen die Häuser zur Linken und zur Rechten, und das Drängen und Hasten der Menschen wurde immer aufgeregter, je mehr sie sich der unteren Stadt näherten. Hier war das Jagdgebiet der Glücksjäger und der Unglücksvögel, der Mächtigen im Reiche des Dollars und der zu Tode Gehetzten. Hier war die große Mühle, in die Besitz, Gesundheit, oft auch die Ehre hinein geworfen wurde, um über Nacht Säcke mit Goldstaub zu füllen, die große Wundermühle, die doch zuletzt nichts anderes zu Tage förderte als zerschrotete Menschenknochen. Hier war Wall-Street mit Banken und Börsen. Hier war die große Lotterie im Leben der Völker.“

Ein englisches Volksmärchen, das eine angelsächsische Entsprechung der altgriechischen Polyphemos-Sage darstellt, kennt in der Tat eine Mühle, in der Menschengebeine zerschrotet werden. Aus dem Mehle wird das Brot gebacken, von dem der Besitzer der Mühle, ein Riese, sich nährt.[2] Ich meine natürlich nicht, daß Rudolf Herzog dieses altenglische Volksmärchen gekannt habe, als er die oben angeführte Stelle schrieb, sondern will nur zeigen, wie der Dichter unbewußt beim schaffen eines kühnen sprachlichen Bildes wieder in die Ausdrucksweise der Vorzeit, der Ursage, verfällt. Auch in der Redensart:

Das ist Wasser auf meine Mühle

ist die Schicksalsmühle, die Glücksmühle, gemeint. In weiterer Verbreiterung des Sagengutes hat jeder einzelne Mensch eine solche, wie jeder einzelne ein Lebenslicht und einen Lebensbaum hat, und es wird ihm recht wichtig sein, immer

Oberwasser zu behalten.

Von der Schicksalsmühle zum

Schicksalsrade,

das den einen zermalmt und den anderen hoch hebt und auf unseren Jahrmärkten noch immer als

Glücksrad[3]

[1] Rudolf Herzog, Das große Heimweh, Cotta, Stuttgart u. Berlin 1916 S. 349.

[2] Kellner, English Fairy Tales, Leipzig Freytag 1899 S. 73. The Blinded Giant.

[3] Dieser Ausdruck ist nicht mit R unter Nr. 157

Das Rädlein laufen lassen

auf die antike Fortuna zurück zu führen sondern entstammt heimischen Anschauungen, die freilich gemeinarisch sind.

knarrend und schnarrend fortlebt, ist kein großer Schritt; denn die Hauptsache an der Mühle ist das Rad. Im Eingange des sicilianischen Märchens „die Geschichte von Caterina und ihrem Schicksale" (Gonzenbach Nr. 21), das mit dem türkischen Märchen vom „Kummervogel", vgl. S. 102, die auffallendste Ähnlichkeit hat, tritt zu Caterina ihr Schicksal in Gestalt einer schönen hohen Frau (Glücksgöttin!), die in ihren Händen ein Rad hält. Nachdem Caterina ihre Frage, wann sie lieber ihr Leben genießen wolle, in der Jugend oder im Alter, dahin beantwortet hat, daß sie es lieber im Alter genießen wolle, spricht die schöne Frau „Dir geschehe, wie du gewünscht hast," dreht einmal ihr Rad und verschwindet. Hiezu sind die Anm. Köhlers II, S. 218 zu vergleichen, besonders die Stelle aus Grimms Myth. und der Wackernagelsche Aufsatz über das Glücksrad und die Kugel des Glücks in Haupts Zeitschrift VI, 134—140.

Das Rad der Weltgeschichte

ist natürlich kein anderes als das Schicksalsrad. Im Völkerleben aber gilt es ganz besonders, daß jeder seines Glückes Schmied ist.

Selbstverständlich geht auch das Mühlespiel, in dem 9 weiße Steine gegen 9 schwarze kämpfen, wie alle älteren Spiele und wie „der schwarze Peter, vgl. S. 133, und „wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann" auf die Sage zurück.

Der Malstrom.

Der neue Herr der Gold- und Schicksalsmühle Grotti, der Seekönig Mysing sprach zu den Riesentöchtern Fenja und Menja: „Ihr sollt noch nicht ruhen, nicht rasten ihr sollt. Mahlt weiter des Salzes Fülle, das uns gebricht!" (Sie kann also noch andere Dinge mahlen, was man nur will; sie ist also überhaupt eine Wünschmühle entsprechend dem Wunschringe S. 187). Und sie mahlten weiter im Jotenzorne und schwangen grimmig die Schrotsteine, daß sie eilig flogen, und mahlten des Salzes Fülle mehr und mehr, berghoch in Haufen. Es flogen die Splitter wie Schlossen umher, die Mahlstange barst mitten entzwei, die Langschiffe sanken von des Salzes Menge und mit ihnen der Wiking samt dem Heere. Die riesigen Jungfrauen aber schritten durch die wirbelnden Fluten, und wo die Mühle Grotti versunken war, sprang der Malstrom schäumend hervor, verderblich den Werken der Menschen."[1]

Der Bearbeiter Wägners fährt an dieser Stelle fort: „Wie so oft, verschweigt auch hier wieder die mythische Überliefe-

[1] Wilhelm Wägner, Unsere Vorzeit I, Germanische Göttersagen[8] Leipzig 1907 S. 166.

rung einen Zug, der, zum Verständnis erforderlich, im Märchen aufbewahrt ist: Mysing geht unter, weil er das Wort, die Formel nicht kennt, die die Mühle zur Ruhe bringt"; vgl. die Ausführungen über Goethes Zauberlehrling und den „süßen Brei" S. 198.

Aber der Bearbeiter des Wägner habe noch weiter das Wort: „In einem isländischen Märchen gibt der reiche Bruder dem armen auf dessen dringende Bitte eine Ochsenkeule und sagt: Geh zum Teufel mit der Keule! Der Bruder tut dies[1] und erhält vom Teufel eine Mühle, die alles mahlt, was man wünscht (Wunschmühle!). Zunächst muß sie Gold mahlen. Da verfällt ihr Besitzer darauf, seinen Vorrat einmal zu messen und entleiht vom Bruder ein Maaß. In dieses ist aber Harz gepicht, und so bleiben einige Goldkörner am Boden desselben kleben, die den reichen Bruder veranlassen, dem nun noch reicheren all sein Hab und Gut für die Mühle zu bieten." Der arme Bruder maaß also nunmehr das Gold mit Scheffeln und auch die Redensart:

Das Geld mit Scheffeln messen oder **heim tragen**

spielt auf die Sage an.

Auf dieses Märchen, das auch in der deutschen Überlieferung Entsprechungen hat, mag auch das Sprichwort zurück gehen:

Handwerk hat einen goldenen Boden.

Hier ist es einmal das Handwerk des Müllers, das durch das am Boden des entliehenen Maaßes haften gebliebene Gold seinen Reichtum verrät; vgl. auch: „Das Schaf hat einen goldenen Fuß." S. 111.

Die Wunschmühle Frodis und Mysings mahlt also alles, was man haben will. Folglich kann sie auch einmal Kenntnisse und Klugheit mahlen. Nun gehört zu jeder Mühle ein Trichter, zu einer solchen „Lernmühle"[2] also der bekannte

Nürnberger Trichter.

---

[1] Man beachte die wortgetreue Ausführung der übertragen gemeinten Aufforderung. Sie bildet den Kern der meisten Streiche des Eulenspiegels.

[2] Vgl. G. Wunderlich, Deutsche Sprichwörter II' S. 22: „Es kann kein anderer für dich lernen, was du selbst können sollst; es kann kein anderer die Lernmühle übernehmen und du den Lerngewinnst und Lerngenuß. Willst du z. B. französisch lernen, so mußt du's halt selbst tun; niemand, auch kein himmlischer Engel, kann dir's eintrichtern."

Daß man gerade Nürnberger Trichter sagt und nicht z. B. Augsburger Trichter, hängt damit zusammen, daß der Name Nürnberger Nornenberg bedeutet, und die Nornen[1] sind ja die Gottheiten, die die Schicksalsmühle, die Lernmühle drehen. Die von selber mahlende Mühle der altfinnischen Sage, der Sampo, befindet sich im Innern eines Berges. Entstammt aber der Nürnberger Trichter der Sage, dann natürlich auch die Wendung:

einem etwas eintrichtern.[2]

Hiezu gehört auch noch:

Auf den Trichter kommen.

Dasselbe besagt:

Mir geht ein Licht auf,
Es leuchtet mir ein,

wobei an das Lebenslicht, die Lebenskerze zu denken ist. Man verdreht die Redensart auch scherzhafter Weise in:

Mir geht ein (ganzer) **Seifensieder auf.**

Der Seifensieder zieht die Lichte.

Im Mühlenliede der Edda[3] heißt es:

Wir mahlen dem Frodi Macht und Heil
und reiches Gut auf des Glückes Mühle:
er sitze in Reichtum, er ruhe auf Daunen,
sei munter am Morgen, so mahl'ten wir's gut.
Hier bekümmere keiner den andern,
noch sinn' er ihm Böses, bring' ihm Gefahr,
noch schlag 'er ihn je mit scharfem Schwert,
Und fünd' er gebunden des Bruders Mörder.

Fenja und Menja mahlten also Frodi gewisser Maaßen:

Die goldene Zeit, vgl. S. 249.

Das von Fenja und Menja gemahlene Gold,

Frodis Mehl

(vergleich oben S. 23) machte Dänemark zu einem so reichen und glücklichen Lande, daß es dort damals keine Räuber und Mörder und keine Diebe gab. Frodi wird deshalb von Saxo Grammaticus ausdrücklich als Friedensfürst gefeiert und

[1] Ursprünglich in der Zweizahl.

[2] Damit ist ergänzt und überholt, was Büchmann S. 107 über den Nürnberger Trichter sagt, den er auch in dem Abschnitte „Aus Sagen und Volksmärchen" und nicht in dem „Aus deutschen Schriftstellern" hätte bringen müssen.

[3] Edda übers. von Wolzogen S. 403 (vgl. Gering S. 378).

im Altnordischen Fridfrodi und im Dänischen Fredegod genannt.[1] In diesem Zusammenhange wird es mir sogar zweifelhaft, ob

Friedefürst

wirklich aus der Bibel stammt und nicht vielmehr von Luther dem Volksmunde entnommen wurde: „Weil aber Frodi von allen Königen im Norden der mächtigste war, ward nach ihm, soweit die dänische Zunge klingt, der Friede benannt, und so nennen ihn auch die Norweger den Frieden Frodis."[2] Es herrschte damals, wie wir jetzt sagen würden:

Goldener Frieden.

Lange Jahre konnte ein goldener Ring auf der Jalangr-Heide liegen bleiben, ohne daß ihn einer aufnahm:

Das Gold lag auf der Straße,

und niemand machte sich die Mühe, sich danach zu bücken. Wir haben natürlich jetzt diese Redensart umgewandelt in:

Das Geld liegt auf der Straße,

mit der Fortsetzung:

man braucht es nur aufzuheben.

Aber auch die Redensart enthält immer noch eine Anspielung auf die alte Sage. Gleiche öffentliche Sicherheit und damit gleiche Festigkeit persönliches Besitzes wie unter Frodi in Dänemark herrschte auch unter König Alfred dem Großem in England. Damals hingen goldene Ketten und Seile mit aufgehängten Kostbarkeiten quer über die Straße, ohne daß jemand sie berührte.

Dänemark unter Frodi und England unter Alfred waren also ein

Goldland,[3]

ein **Dorado**

oder ein **Eldorado,**

wie man gewöhnlich sagt, (obwohl das eigentlich bedeutet: „ein das Goldland", denn El ist der bestimmte Artikel — nfrz. le.)

Ein solches Goldland aber war auch wieder Asgard; denn Allvaters Haus z. B. war „von außen und innen anzu-

---

[1] Saxo Grammaticus, Jantzen S. 240.
[2] Edda übers. von Gering S. 376.
[3] Vgl. hierzu die völlig veralteten Ausführungen bei Schr. S. 479.

schauen, als wäre es aus eitel Golde".[1] Auch Wände, Säulen und Dach des himmlischen Hauses Glitnir waren aus rotem Golde,[2] und der Saal Gimle, der die Götterdämmerung überdauern wird und in dem, wenn auch Himmel und Erde untergehen, die rechtschaffenen Menschen in Ewigkeit wohnen werden, ist mit Golde gedeckt.[3] Ebenso war alles Tisch- und Sattelgeräte der Götter aus dem gleichen Metalle. Heimdal hatte goldene Zähne und ein goldmähniges Roß, Freyr und Freyja goldborstige Eber als Reittiere usw. Ebenso muß das Land des altphrygischen Könige Midas ein solches Goldland gewesen sein, in so ferne als alles zu Golde wurde, was er mit den Händen berührte, hier aber wieder, wie bei der den Malstrom erzeugenden Wunschmühle, mit einer bösen Kehrseite des Segens, in so fern, als nun sogar auch alles, was er zu Munde führen wollte, in Gold sich verwandelte. Er litt also bei allem Überflusse Tantalosqualen.

Im Entdeckungszeitalter suchte man noch ganz ernstlich nach diesem Goldlande, das man auf allen Weltkarten eingezeichnet fand. Zeugnis dessen ist der Name

Brasilien.

Die Vorstellung vom Goldlande hängt nämlich zusammen mit der von der **„Insel der Seligen"**. Diese aber hieß bei den Kelten:

Brazils Insel.

Dieselbe wurde auf den damaligen Erdkarten immer und immer wieder als ein wirklich vorhandenes Land eingezeichnet. Einige keltische Entdecker in den spanischen Meeren glaubten nun, als sie an der Ostküste Südamerikas gelandet waren, dieselbe endlich gefunden zu haben, und nannten darum dieses Land „Brazil".[4] Ja, amerikanische Archäologen sind noch

---

[1] Edda, übers. von Gering S. 307.

[2] a. a. O. S. 312.

[3] a. a. O. S. 313. Söllte nicht überhaupt die russisch-byzantinische Sitte, die Gotteshäuser mit goldenen Kuppeln zu versehen, auf den Zug der Sage zurück gehen, daß die Halle der Götter mit Golde gedeckt ist?

[4] Diese Erklärung las ich zuerst bei Charles Squire, The Mythology of the British Islands. New Ed London 1910 S. 133. Egli in seinen Nomina geographica erklärt den Namen „Brasilien" als „Glutholzland". Aber auch er führt eine Reihe von Belegen dafür an, daß Brasilien ursprünglich für eine Insel gehalten wurde, was doch mindestens sehr auffällig ist. Es müßte für Geographen ein Leichtes sein, mit Hülfe der Reiseliteratur des 15. und 16. Jhrh. zu entscheiden, ob Squire oder Egli recht hat. Bevor dies aber geschehen ist, darf die Erklärung Squires nicht einfach tot geschwiegen werden. Ich halte sie für die durchaus wahrschein-

heute auf der Suche nach diesem Goldlande, wie ich kürzlich nicht ohne innere Heiterkeit folgender Zeitungsbemerkung entnahm:

Die archäologische Entdeckung des Dorado.

„Die Entdeckung des sagenhaften Goldlandes Dorado in Südamerika, von dem die Berichte der spanischen Eroberer erzählen, ist allem Anscheine nach dem bekannten Archäologen der Columbia-Universität Prof. Marshall Howard Saville mit seinen Ausgrabungen in Ecuador gelungen. Der Gelehrte(!) stieß hier bei seinen seit 6 Jahren betriebenen Forschungen in der Provinz Esmeraldas, die sich an der Küste, an Columbia angrenzend, bis nach dem Äquator erstreckt, auf ein bisher völlig unbekanntes Volk, dessen hochinteressante Kultur ein wahres „goldenes Zeitalter“ offenbart. Im American Magazine gibt Saville eine genaue Schilderung seiner Epoche machenden Ausgrabungen, die noch weiter von ihm fortgesetzt werden.“

Ein schönes Probestückchen, wie in Dollarika Wissenschaft gemacht wird.

Das mythische Goldland wird auch in den nordgermanischen Volksliedern verführerisch geschildert, besonders in den Blaubartliedern, so z. B. in dem schwedischen Liede von „Räuber Rymer“,[1] der die Jungfrau mit sich fortlockt durch das Versprechen:

Ich führe dich wohl in ein herrliches Land,
Wo so viel Gold ist wie hier ist Sand;

oder in einem norwegischen Volksliede von „Sven Norman“[2] durch die Worte:

Doch führen will ich dich in das Land,
Wo du wandelst auf Golde wie hier auf Sand.

In einem dänischen Volksliede vom „Frauenmörder“[3] verspricht er ihr 10 goldene Würfel, in einem anderen[4] 8 Goldburgen. Dasselbe ist aber auch in deutschen Volksliedern vom Ritter Blaubart der Fall. So stellt in der rheinischen Ballade „die Gerettete“[5] Ritter Hilfinger der

---

lichere. Es gibt eine große Anzahl von Orts- und zumal Flurnamen, die Hinweise auf den Mythos enthalten. Die vergleichende Mythenforschung wirft eben auf viele Wissensgebiete, die ihr dem Stoffe nach ferne zu liegen scheinen, neues und meist überraschendes Licht.

[1] Geijer och Afzelius, Svenska Folk-Visor Nr. 82 übers. von Rosa Warrens, Schwedische Volkslieder Nr. 20.

[2] Landstad, Norske Folkeviser, Christiania 1853 Nr. 69; übers. von Rosa Warrens, Norwegische Volkslieder Nr. 13.

[3] Grundtwig, Gamle Danske Folkeviser 4, Nr. 183 Kvindemorderen F.

[4] Grundtwig, a. a. O. Kvindemorderen D.

[5] Mittler, Deutsche Volkslieder Nr. 85.

„schönen Odila" 7 Pfund Goldes in Aussicht und in einer zweiten aus derselben Gegend[1] ein „unbekannter Ritter" sogar 10 Tonnen Goldes. Mit anderen Worten, der Verführer verspricht ihr goldene Berge, um seine Zwecke mit ihr zu erreichen. Wir sehen also, daß auch die Redensart:

Jemandem goldene Berge versprechen[2]

mythisches Ursprunges ist, zumal ein goldener Berg auch im Eingange des auf S. 151 behandelten Märchens „der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein"[3] begegnet: Die drei Brüder nämlich, die dort auszogen, um ihr Glück in der Welt zu suchen, fanden erst einen Berg, der ganz von Silber war; von dem nahm der ältere, so viel er tragen konnte, und kehrte heim. Dann gelangten sie zu einem Berge, der ganz von Golde war; dort füllte der zweite in seine Tasche hinein, was hinein wollte, und ging auch nach Hause, während der dritte nun nach einander das Tüchlein deck' dich, den Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein erwarb. Ein Grimmsches Märchen führt sogar die Überschrift: „Der König vom goldenen Berge".[4] Auch befindet sich das Goldland oft im Innern eines Berges, z. B. des Glasberges, wie das schon behandelte Grimmsche Märchen „Oll Rinkrank"[5] zeigt, und des Berges Semsi, der sich auf den Zauberspruch: Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf!" öffnet und auf die Formel „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich zu!" wieder schließt.[6] Diese Formel also ist gewisser Maaßen eine Sprengwurzel, mit der man die Türe zum Goldlande zu öffnen vermag. Diese Türe fanden einmal am Kyffhäuser drei Soldaten als schweren eisernen Laden, gingen aber achtlos an ihr vorüber, um im Dorfe Tilleda zu hören, daß, wenn sie sie geöffnet hätten, ihnen alle Schätze des Kyffhäuser zugänglich gewesen wären. Als sie darauf hin wieder auf den Berg hinauf stiegen, vermochten sie die Türe nicht mehr zu finden. Sie hatten halt versäumt, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen.

In der dem deutschen Märchen „Simeliberg"[7] entsprechenden morgenländischen Erzählung „Ali Baba und die vierzig

---

[1] Mittler a. a. O. S. 86.

[2] Weiteren Stoff siehe bei BW Nr. 139.

[3] KHM Nr. 54. [4] KHM Nr. 92. [5] KHM Nr. 196.

[6] KHM Nr. 142.

[7] In der Tat heißt dieser in vielen anderen Gegenden des deutschen Sprachgebietes „der Sesamberg"; vgl. Rh. Köhler zu Gonzenbach Nr. 79 II S. 251.

Räuber" heißt der Berg „Sesam", und aus diesem Märchen hat Büchmann[25] S. 89 das Geflügelte Wort:

Sesam öffne dich!

abgeleitet. Sesam aber ist auch eine Pflanze, die wohl der Sprengwurzel entsprechen mag, so daß also der Name des Schlüssels auf den Berg übertragen scheint. Auch ein Knochen am menschlichen Körper heißt

Sesambein.

Ich habe mir sagen lassen, daß er als Hebeldrehpunkt in einer Sehne zu betrachten ist, die die Bewegungen des Daumens bewerkstelligt. Der Name geht offenbar auf die altmorgenländische Anatomie zurück, die uns durch die Mauren Spaniens und Italiens vermittelt wurde. Der Name „Semsi" ist also vielleicht überhaupt dem Morgenlande entlehnt und in die deutsche Märchenüberlieferung nur eingedrungen,[1] wie „Phönix" und „Greif". Er ist vielleicht ein Abkömmling des altbabilonischen „Schamasch", und das bedeutet zwar einerseits für gewöhnlich die Sonne, ursprünglich aber den Mond, und das alte Wort für Sesam scheint in 1001 Nacht verwechselt mit einem Worte, das „dreh-dich-rum!" bedeutet. In der Tat gelangten die Söhne des Baumeisters des Rampsinit in die Schatzkammer des Königs vermittels eines Steines, der sich drehte, wenn man auf eine bestimmte Stelle drückte, vgl. die Ausführungen über den Wunschring auf S. 187 und darüber, wie sich das Drehen des Mondes um sich selber in der Sage spiegelt, den II. Teil.

Im Übrigen ist hier wieder ein Punkt, wo Sage und Wirklichkeit bis zu einem gewissen Grade überein stimmen. Im Innern der Berge sind ja wirklich Schätze, nämlich die Metalle. Bei der Redensart „einem goldene Berge versprechen" hat Büchmann S. 309 selber schon geahnt, daß es sich um gemeinsames arisches Sprachgut handelt. Er sagt nämlich: „Es scheint, als deute unser Gudrunepos (vor 1200) mit seinem ‚und waere ein berc gold, den näeme ich nitt darumbe' (492,2.3) auf eine gemeinsame indogermanische Quelle."

In einem anderen dänischen Volksliede vom „Frauenmörder"[2] sagt Ritter Ullffuer zu Stolz-Wenelild: „Ich will euch führen zur Insel der Unsterblichkeit, in das sorgen-

[1] Das Märchen ist natürlich echt deutsch; das Gesagte gilt nur vom Namen „Semsi".

[2] Grundtwig, a. a. O. Kvindemorderen A.

freie Land, wo kein ander Gras wächst als Lauch, wo keine anderen Vögel singen als Habichte, wo aus wilden Quellen Wein springt statt Wassers." Das führt hinüber zum

Schlaraffenlande.[1]

Welche Vorstellungen vom Goldlande zum Schlaraffenlande außerdem hinüber leiten, das beleuchtet das lettische Märchen:

Was sich die Hägsen in der Johannisnacht erzählten.

Der Held belauscht sie unter einer Tanne, auf deren Zweigen sie in Elsterngestalt ihre Geheimnisse austauschen, und so findet er einen Berg, um dessen Fuß herum er am Morgen des Georgstages drei Furchen zieht: „Da tat sich der Berg von selbst auf und eine Unzahl kostbarer Schätze ward sichtbar — Silber, Gold, Edelsteine in Hülle und Fülle. Nun war der arme Jüngling reicher geworden, als die Allerreichsten auf Erden — und konnte ein wahres

Schlaraffenleben[2]

führen." Aber Goethe warnt uns mit Recht, dasselbe ins Diesseits zu übertragen, indem er ausruft:

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Drum haltet euch nicht wie die Schlaraffen."

Unsere westlichen Nachbarn nennen das Schlaraffenland

Pays de Cocagne.

Diesen Namen finde ich überall als „Kuchenland" erklärt. Aber ein französisches Wort für „Kuchen", von dem es abge-

---

[1] Daß Hans Sachs der Entdecker des Schlaraffenlandes sei, wie Schr. S. 474 behauptet, ist nach obigen Ausführungen ganz ausgeschlossen. Es ist außerordentlich viel älter als das Hans Sachsische Gedicht, das nur wie so viele andere Werke desselben Dichters eine Volkssage verwertet. Auch Schr. leidet also unter dem literarischen Vorurteile, indem er das erste Auftauchen eines Wortes im Schrifttume als ein unwiderlegliches Zeugnis für die Zeit seines Entstehens hinstellt. Grimm KHM III, Anm. zu Nr. 158 S. 255 gebraucht die Namensform „Schlauraffenland" und deutet sie als „schlauer Affen Land". Schr. sagt über dieselbe: „Das Wort ist gebildet aus Schlaur und Affe; und jenes erste Wort kommt vom Plattdeutschen sluren, slurren, auch schluren, schlüren d. h. gehen, ohne daß man die Beine gehörig emporhebt, so daß die Schuhsohlen auf dem Boden weiter rutschen und einen ähnlichen Klang wie das Wort schluren geben (vgl. Schlorren-Pantoffeln). Und das Wort Affe diente, wie jetzt, schon vor Jahrhunderten zur beschimpfenden Bezeichnung eines Menschen" usw. Das Wort „Affe" bezeugt außerdem, ebenso wie das gelegentliche Auftauchen von Namen wie Phönix, Greif, Semsi und Simeli, daß hier morgenländische Bestandteile in die deutsche Sage eingedrungen sind.

[2] Schr.s Irrtümer hat BW Nr. 1036 auch noch nicht überwunden.

leitet sein könnte, gibt es gar nicht. Die Erklärung ist wohl nur dem Bestreben entsprungen, den französischen Namen in Einklang zu bringen, daß man sich nach deutscher Überlieferung durch einen

Kuchenberg

hindurch fressen muß, um in dasselbe zu gelangen. Warum söllte denn eigentlich Pays de Cocagne nicht einfach das

Kuckucksland

bedeuten? Der Kuckuck heißt im Altfranzösischen cocu (im Neufranzösischen concon), und daß er als Schwarzer auch Herr über die Unterwelt ist, in der das Gold lagert, geht aus den Ausführungen auf S. 171 hervor. Sein scheues, menschenfeindliches Wesen paßt vorzüglich zu Loki und dem christlichen Teufel. Und warum nennt denn auch Aristophanes die von den Vögeln in die Luft gebaute Stadt gerade ein

Wolkenkuckucksheim?[1]

Im Mythos versucht man nämlich tatsächlich,

Luftschlösser zu **bauen.**

Das tut z. B.

Der weise Heiqar

in folgender Geschichte aus Tausend und eine Nacht,[2] von der es auch griechische, slawische, armenische, syrische und andere Fassungen gibt.[3]

Der König von Ägypten forderte von Sinacherib, dem Könige von Assur und Ninive einen Baumeister, der ein Schloß in der Luft zwischen Himmel und Erde aufzuführen vermöchte. Der weise Heiqar, der Hauptratgeber Sinacheribs, richtete zwei junge Geier, auf deren Rücken er je einen Knaben und an deren Füße er je einen Strick von 2000 Ellen Länge fest band, nach und nach ab, bis zur vollen Länge des Strickes in die Höhe zu steigen. Jeder der beiden Knaben hatte ein Kästchen mit Bauwerkzeugen in der Hand. In Ägypten angekommen, ließ er von den Leuten des Pharao Kalk, Quadern und Ziegelerde nach einer weiten Ebene außerhalb der Stadt schaffen und ladete den König von Ägypten und sein Gefolge ein, dorthin zu kommen. Dann ließ er vor ihren Augen die Geier mit den Knaben und den Kästen aufsteigen, und die Knaben riefen von ober herab: „Schickt uns die Steine, den Lehm und den gelöschten Kalk herauf, daß wir für den Pharao ein Haus bauen; denn wir sitzen hier den ganzen Tag müßig!"

---

[1] Vgl. Büchmann S. 346.

[2] Henning a. a. O. XXII, S. 5ff. Vgl. Das Ausland 1859 S. 513. Benfey, die kluge Dirne.

[3] Victor Chauvin, Bibliographie des Ouvrages Arabes, Leipzig 1902 VI. Bd. S. 36ff.

Der weise Heiqar hilft sich also ähnlich aus der Klemme, wie **„das weise Hirtenbüblein"** im **Grimm**schen Märchen,[1] d. h. er zwingt den Auftraggeber, zuzugeben, daß die Erfüllung seines Verlangens unmöglich ist. Aber es ist gar nicht nötig, die Redensart „Luftschlösser bauen", aus dem morgenländischen, bei uns sogar wohl wenig bekannten Märchen herzuleiten. Sie hat auch in der deutschen Überlieferung ihren Anhalt. Das beweist das noch von Rabener erwähnte „lustige Märchen vom bezauberten Schlosse in der Luft".[2] Büchmann[25] S. 411 gibt sich die erdenklichste Mühe, die Redensart auf den Heiligen Augustinus zurück zu führen, findet aber bei ihm nur ein „in die Luft bauen" und fragt deshalb weiter: „Woher aber stammen in dieser Redensart die Schlösser?" Die Antwort ist wieder: „Aus der Sage!" Und aus ihr stammen nicht etwa bloß die Schlösser sondern die ganze Redensart, und Augustinus schöpfte eben an dieser Stelle seine Ausdrucksweise einmal aus dem Volksmunde. Der Gang der Entwickelung ist bei sprachlichen Wendungen dieser Art derselbe wie bei den Sagen und, nebenbei gesagt, bei den Volksliedern: Das Vollkommene, das Vollständige, das Sinnvolle ist das Ursprüngliche, und von ihm bröckeln im Laufe der Zeit wichtige Bestandteile ab, und es heißt die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man alsdann die Ruinen als das Ursprüngliche nimmt. Die von Büchmann bei dieser Gelegenheit im deutschen Schrifttume belegten Redensarten:

Auf den Regenbogen bauen

und

Auf eine Wolke bauen

werden sich leicht auch noch genauer auf die Sage zurück führen lassen.[3]

Doch nun wieder zurück zum Schlaraffenlande. Das Grimmsche Märchen

Der süße Brei[4]

erzählt, wie ein armes Mädchen, das mit seiner Mutter Hunger leiden mußte, in den Wald ging und dort von einer alten Frau ein Töpfchen geschenkt bekam;

---

[1] KHM Nr. 152 vgl. die Anm. Grimms dazu.

[2] Auch sonst erwähnt Rabener noch einige Märchen, die heute verschollen und vergessen scheinen, z. B. „das Märchen vom alten Einsiedler, der sich an zween Orten zugleich sehen ließ" und „das Märchen von Mum Mum", vgl. KHM III, Zeugnisse Nr. 26 S. 288.

[3] Vgl. zu „Luftschlösser bauen" auch Winter a. a. O. S. 120ff. Die BW Nr. 777 angeführten Belege zeigen, daß die Redensart dem Sinne nach Gemeingut der arischen Sprachen ist.

[4] KHM Nr. 103.

zu dem sollte es sagen ‚Töpfchen koch!' so kochte es süssen Hirsebrei und wenn es sagte ‚Töpfchen steh', so hörte es wieder auf zu kochen. Nun aßen Mutter und Kind süßen Brei, so oft sie wollten, und waren aus aller Not. Einmal aber sagte die Mutter in Abwesenheit des Mädchens ‚Töpfchen koch' und hatte die Worte vergessen, womit sie es wieder zum Stehen bringen sollte. Da stieg der Brei über den Rand hinaus, füllte die Küche und das ganze Haus und das zweite Haus und dann die Straße, als wollte es die ganze Welt satt machen. Kein Mensch wußte sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig war, kam das Kind heim und sprach ‚Töpfchen steh', und da hörte es auf zu kochen. Wer aber von nun an in die Stadt wollte, der mußte

sich durch den fest gewordenen Hirsebrei **durchfressen.**

Wie also das deutsche Schlaraffenland von der Diesseitswelt durch einen Berg aus Kuchen oder fest gewordenen Hirsebrei getrennt ist, so ist das homerische Schlaraffenland, das Phaiakenland, durch ein von Poseidon versteinertes Schiff von derselben abgesperrt. Dieses Schiff aber war ein Wunschschiff gewesen, denn es pflegte, ohne durch Ruder oder Segel vorwärts getrieben zu werden, überall hin zu fahren, wo sein Insasse es hinhaben wollte. Es entspricht also dem Wunschmantel des Faust und dem geflügelten Rosse der „Geschichte vom Zauberpferde" in 1001 Nacht.[1] Dieses Pferd aus Ebenholz, dieses schwarze Pferd hat einen Wirbel an der rechten Seite, welcher es aufsteigen nnd einen anderen an der linken Seite, welcher es niedersteigen macht. Der Prinz Kamal Akmar, d. h. der Mond der Monde (! Vgl. den II. Teil) hätte beinahe das Schicksal des Ikaros, Eigil und Phaethon erlitten, wenn er nicht zu rechter Zeit den Wirbel an der linken Seite des Tieres, der also der Formel „Töpfchen, steh!" entspricht, zufällig gefunden hätte.

Andererseits entspricht das Wundertöpfchen, der

Glückstopf,

der auf Wunsch süßen Hirsebrei kocht, auch wieder dem Tischlein-deck-dich. Wir sahen also bereits auf S. 154, daß es auch ein menschliches Tischlein-deck dich gibt, den Mephisto. Darum finden wir alle diese Anschauungen auch auf Menschen bezogen. Solche, die die Zauberformel nicht kennen, mit der ihre Leidenschaften zu bändigen sind,

kochen leicht über,

[1] 1001 Nacht übers. von Weil I S. 341 ff.

wie das Töpfchen-koch der Sage und richten dann aller Lei Unheil an, wenn sie

vor Wut kochen.

Auch die Redensart:

platzen vor Wut

wird der Sage entstammen. Das tut nämlich die betrogene Hägse am Schlusse des sicilianischen Märchens „Von Antumunti und Paccaredda“ (Gonzenbach Nr. 54) im wörtlichen Sinne. Auch das deutsche „Rumpelstilzchen“ reißt sich ja vor Wut in zwei Stücke, als die Müllerstochter seinen Namen erraten hat.

Im Übrigen schlägt die Erzählung „Der süße Brei“ die Brücke von der Sage vom Schlaraffenlande zu der vom **Zauberlehrlinge,** die **Goethe** zu seiner bekannten Ballade angeregt hat, und der von der Sinflut.[1]

Der Wahlspruch des Düsseldorfer Malkastens:

Ich komm' durch komm ich doch

verwertet die Redensart „sich durchfressen“ veredelt in übertragenem Sinne.

Im Schlaraffenlande fliegen einem die gebratenen Tauben ins Maul, vgl. Büchmann S. 91. Obwohl Robert-tornow nachweist, daß ähnliche Redensarten wie diese schon im griechischen Altertume geläufig waren,[2] wäre es doch unstatthaft, dieselbe aus klassischer Bildung herzuleiten. Wenn,

---

[1] Sinflut ist die richtige Form des Wortes, vgl. Singrün — immer währendes Grün. Das lateinische Wort semper — immer (zu zerlegen in sem per vgl. nuper) zeigt dasselbe Wort als ersten Bestandteil.

[2] Für diejenigen, die den Büchmann nicht gleich in einer neuen Auflage zur Hand haben, erwähne ich folgende Belege Robert-tornows zu dieser Redensart: „Telekleides (Athenaeus 6, p. 268 C) singt: „οπται κιχλαι μετ αμητισκων εις την φαρυγγ᾽ εις επετοντο“ (gebratene Krammetsvögel mit kleinen Kuchen flogen einem in den Schlund hinein), während sie nach Pherekrates (ebenda p. 269 B), sehnsüchtig verspeist zu werden, einem περι το στομ᾽ ἐπετοντο, um den Mund herum flogen‘ und es in Les navgatios de Panurge (in dem 1547 zu Valence erschienen Neudruck des Gargantua und Pantagruel von Rabelais in etwas veränderter Form heißt: ‚Il attend que les alonettes lui tombent toutes rottes‘ (er erwartet, daß ihm die Lerchen, ganz gebraten herab fallen).“ — Es ist bezeichnend, daß in dem romanischen Frankreich an Stelle der Tauben und Krammetsvögel gebratene Singvögel stehen. Was Pflanzen und Tierwelt und menschliche Trachten, Sitten und Gebräuche anbetrifft, paßt sich das Märchen, unbeschadet seines mythischen Kernes, den Gegenden an, wo es hin gelangt und in mündlicher Überlieferung weiter fort lebt; vgl. auch BW Nr. 1174.

was Robert-tornow selber ausspricht, die Vorstellung vom Schlaraffenlande allen europäischen Völkern gemein ist, so ist eben daraus, zumal da sie auch bei den asiatischen Ariern nachzuweisen ist, nur zu folgen, daß sie auf urarisches Stammgut zurück geht. Sie ist nämlich bei uns nur eine Form, in der sich der alte Glaube an Walhall in christlicher Zeit weiter erhielt. Denn wie das Fleisch des Ebers **Sährimnir** Abends von den Einheriern in goldgedeckter Halle verspeist wird und der Eber trotz dem am nächsten Morgen wieder heil und frisch da steht, so laufen auch im Schlaraffenlande gebratene Schweine umher, in deren Rücken Messer und Gabeln stecken, und kommen an jeden heran, so daß er sich ohne Mühe aus ihrem Rücken oder aus dem Teile desselben, wo er seinen anständigen Namen verliert, ein saftiges Stück heraus schneiden kann. Und wie das Euter der Ziege **Heidrun** unerschöpfliche Mengen Metes spendet so sprudeln die Brunnen im Schlaraffenlande weißen und roten Wein. Es ist ein Land, wo Milch und Honig fleußt.

Das Sprichwort:

Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul

stellt wieder wie die Sprichwörter und Redensarten:

Das ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, vgl. S. 30.
Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, vgl. S. 50.
Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, vgl. S. 234.
Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, vgl. S. 149.

und Es fällt kein Meister vom Himmel vgl. S. 303.

für die irdische Wirklichkeit eine Tatsache in Abrede, die für die Sagenwelt gilt.

In österreichischer Überlieferung steht an Stelle des Kuchenberges ein langer Darm, durch den man hindurch schliefen muß, um ins Schlaraffenland zu gelangen.[1] Dies leitet hinüber zum Brunnen, in den man hinein springen muß, um ins Land der Frau Holle zu kommen, dem „Durchgangsrohre zwischen Diesseits und Jenseits."[2] Wer (in dem Darme) stecken bleibt, ist verloren; wer aber glücklich und standhaft sich durcharbeiten kann, wird in ein Land kommen, wo es nichts als Wohlleben und gute Tage gibt. Die Möglichkeit des Steckenbleibens zeigt, daß Kuchenberg, Darm und Brunnen

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 158 S. 255. [2] AZS.

mythisch dasselbe sind wie Dornenhecke und Waberlohe. Im Innern des Kuchenberges, des Darmes und des Brunnens ist es natürlich „kohlpechbrandrabenschwarz,“[1] Wir haben also bei der Waberlohe an den Qualm und Rauch des Feuers, nicht an seine leuchtende Kraft zu denken, vgl. auch unten über den Schornstein, den Rauchfang.

Auch das Land der Frau Holle ist kein anderes als das Schlaraffenland. Schon Grimm unterschied eine gute und eine böse Frau Holle, oder wie wir jetzt sagen können, eine weiße und eine schwarze. Als gute Frau Holle tritt sie uns in dem gleichnamigen schon auf S. 19 und S. 201 besprochenen Märchen „Frau Holle“[2] entgegen, als böse Frau Holle in „Hänsel und Gretel“.[3] In beiden Fällen aber gleicht ihr Reich dem Schlaraffenlande. Im ersten Märchen erhält die fleißige Jungfrau, die durch den Verzweiflungssprung in den Brunnen zu ihr kam, dort „alle Tage Gesottenes und Gebratenes“. In dem zweiten Märchen stellt sie ein

Knusperhäuschen

auf, ein **Kuchenhäuschen,**

d. h. ein Haus, dessen Wände aus Brot, dessen Dach aus Kuchen, dessen Fenster aber aus hellem Zucker bestanden wie die Türen und Läden der Häuser im Schlaraffenlande aus Lebkuchen, die Dächer aus Eierfladen gemacht sind. Damit lockt sie die Kinder zu sich, um sie aufzufressen. Frau Holle **hatte** also **die Kinder zum Fressen gern.** Dieses Kuchen- oder Knusperhäuschen wird in „Hänsel und Gretel“ verwandten Märchen deshalb auch:

Zuckerhäuschen,
Eierkuchenhäuschen

und dänisch auch

Pfannkuchenhäuschen

genannt.[4] Wie es aber im Goldlande nur Gold gibt statt Sandes und im Schlaraffenlande Muskateller regnet, so läßt die gute Frau Holle über die fleißige Jungfrau beim Abschiede einen „Goldregen“ herunter fallen. Auch der „Goldesel“ in KHM Nr. 36 erzeugt einen „Goldregen“ und zwar, indem er, auf ein Tuch gestellt, auf das Zauberwort „Briklebit“ vorn und hinten Gold speit, als käme ein Platzregen; auch er ist also ein Du-

---

[1] Schr. S. 429. [2] KHM Nr. 24. [3] KHM Nr. 15.
[4] KHM III, Anm. zu Nr. 15, S. 30.

katensch .... Übrigens war der Goldregen auch bereits der altgriechischen Überlieferung bekannt, wenn auch in etwas anderer Ausdeutung, nämlich als die Danae befruchtender Regen. Auch der „Talerregen" im Grimmschen Märchen von den Sterntalern[1] ist kein anderer. Wenn wir uns also unser ganzes Leben lang auf den

Goldregen

verspitzen, der immer kommen soll und nimmer kommen will, so entstammt auch dieser Ausdruck der Sage.

Statt des Goldregens macht die Frau Holle auch Goldschnee, nämlich dann, wenn sie ihr Bett aufschüttelt; denn dieses Bett ist nicht mit gewöhnlichen Gänsefedern gestopft sondern mit goldenen Federn, wie sie „Die goldene Gans"[2] im Grimmschen Märchen hat. Wahrscheinlich ist es auch dasselbe Bett, unter dessen Kopfkissen in dem Grimmsachen Märchen „Die zwei Brüder"[3] jeden Morgen ein Goldstück gefunden wird. Wenn diese eine Zeit lang niemand weg genommen hat und sie sich also angesammelt haben und das Bett nun auf einmal ausgeschüttelt wird, dann schneit es natürlich Goldstücke. Darum sagten die Bauern, als „Das Bürle"[4] plötzlich ein hübsches neues Haus aufbaute: „Das Bürle ist gewiß gewesen, wo der Goldschnee fällt und man das Geld mit Scheffeln heim trägt:" d. h. also, sie meinten, es sei im Goldlande, im Schlaraffenlande, im Lande der Frau Holle gewesen. Auch die Redensart:

Das Geld mit Scheffeln heim tragen

spielt demnach auf dieses an. Maria-Schnee,[5] die in der Grafschaft Glatz eine Wallfahrtskapelle hat, dürfte eine Verchristnung der Frau Holle als Spenderin des Goldschnees sein. Die Könige des Landes, in dem es Gold schneit, sind wohl „Schneekönige". Auf sie spielt dann die Redensart an:

Er freut sich wie ein Schneekönig.

---

[1] KHM Nr. 153. [2] KHM Nr. 64. [3] KHM Nr. 60.
[4] KHM Nr. 61.
[5] In der Nähe des Berges, auf dem die Kapelle der Maria-Schnee liegt, ist der Glatzer Schneeberg, auf dem der natürliche Schnee nicht viel länger liegen bleibt als unten im Tale. Es wird sich auch hier wieder um den Schnee der Sage handeln, den Goldschnee nämlich, den auch der Bewohner der Schneekoppe im Riesengebirge, der Rübenzagel hütet; vgl. ferner die Rolle des Schneeberges in dem ungarischen Märchen „Schilfpeter" a. a. O. Nr. 5.

Der Schneekönig ist der Schätzespender, also Wotan, als Rübenzagel auf der Schneekoppe, Kaiser Rotbart und Zwergenkönig Laurin. Die Schneekönigin (Virginal) seine weibliche Entsprechung, ist natürlich wieder Frau Holle.

Hier muß auch noch des mittelhochdeutsch aufgezeichneten Schwankes

Das Schneekind

gedacht werden. Ein Kaufmann, der fünf Jahre auf Reisen gewesen war, fand bei seiner Heimkehr in seinem Hause einen dreijährigen Knaben vor. Zur Rede gestellt, woher die Frau das Kind habe, antwortete sie, sie habe einmal Schnee gegessen; davon sei sie schwanger geworden.

Bei ihrer Ausrede hat die Frau einen mythischen Zug verwertet. (Es kömmt in der Sage häufig vor, daß ein weibliches Wesen durch Geniessen einer bestimmten Speise, einer bestimmten Frucht, eines bestimmten Wassers und dgl. schwanger wird, und so wird es auch den Fall gegeben haben, daß eine Frau durch Essen von Schnee schwanger wurde.[1] Auch dieser befruchtende Schnee muß der Goldschnee gewesen sein; denn er entspricht in seiner Wirkung genau dem die Danae befruchtenden Goldregen. Das Schneekind war also

„herein geschneit"[2]

gekommen, vgl. S. 301. Man sagt aber auch:

„herein geregnet"

---

[1] Der Zug des Schwangerwerdens durch Essen von Schnee verbirgt sich vielleicht trummhaft hinter dem bekannten Wunsche der Mutter Sneewittchens, den sie aussprach, als sie sich beim Nähen mit der Nadel in den Finger stach und drei Tropfen ihres Blutes in den Schnee fielen: „Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen;" vgl. KHM. Nr. 53.

[2] Eine andere Erklärung der Redensart „sich freuen wie ein Schneekönig" s. R. 168, der unter dem Schneekönige den Zaunkönig versteht, ohne freilich folgende von Grimm KHM Nr. 171 mitgeteilte Tiersage heran zu ziehen:

Der Zaunkönig.

Die Vögel wollten einmal einen König wählen. Sie wollten den nehmen, der am besten fliegen könnte. Selbstverständlich war dies der Adler. Doch hatte sich ein kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, an seine Brust angeklammert. Als nun der Adler so hoch gestiegen war, daß er der Sonne die Augen hätte aushacken können, und anfing, sich wieder herab zu lassen und die Vögel unter ihm alle riefen: „Du mußt unser König sein; keiner ist höher geflogen als du," schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in den Brustfedern des Adlers verkrochen hatte: „Ausgenommen ich!" Und da er noch nicht müde war, stieg er jetzt so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Dann legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief mit feiner durchdringender

Der Tauperlenjanos des gleichnamigen ungarischen Volksmärchens (a. a. O. Nr. 1 S. 1)[1] kam sogar in den Schoß seiner Mutter

„hinein getaut".

Es handelt sich um den über die ganze Erde verbreiteten Sagenzug der

Wunderbaren Empfängnis.[2]

Die Wundergabe, jeden Morgen unter ihrem Kopfkissen ein Goldstück zu finden, haben „die zwei Brüder" durch Essen der Leber und des Herzens des Goldvogels erworben. In dem deutschen Volksmärchen „Die drei Männlein im Walde" schenkten die drei Haulemännerchen dem schönen, fleißigen und gutmütigen Mädchen, das zu ihnen in den Wald kam und ihnen sein Brot teilte, unter anderem die Gabe, daß ihm bei jedem Worte, das sie sprach, ein Goldstück aus dem Munde sprang.

Wenn wir diese beiden Märchenzüge:

Jeden Morgen ein Goldstück unter dem Kopfkissen finden

und Das Springen von Goldstücken aus dem Munde

Stimme: „Künik bün ick! Künik bün ick!" Die Vögel wollten diese List nicht gelten lassen und bedangen nun, daß der ihr König sein sollte, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Das war aber auch wieder der kleine „Namenlos", der in ein Mauseloch schlüpfte und heraus piepste: „Künik bün ick!" Zornig setzten die Vögel, um ihn auszuhungern, die Eule als Wächter vor das Mauseloch. Er wußte aber seinem Kerberos zu entschlüpfen; doch fürchtet er noch immer, es könne ihm an den Kragen gehen. Darum schlüpft er immer in den Zäunen herum, und nur, wenn er sich ganz sicher fühlt, ruft er zuweilen: „Künik bün ick!" Und deshalb nennen ihn die Vögel aus Spotte „Zaunkönig".
Obwohl auch diese Erklärung der Redensart „sich freuen wie ein Schneekönig" im Grunde auf eine Herkunft derselben aus der Sage hinweist, scheint mir doch die oben angegebene in den ganzen hier aufgedeckten Zusammenhang verankert, zumal da ja der Zaunkönig in der Fabel gar keinen Anlaß hat, sich zu freuen; er findet ja bei den Vögeln statt der gewünschten Anerkennung nur Spott. Außerdem versäumt es R., zu belegen, daß der Zaunkönig auch wirklich „Schneekönig" genannt wird. Hat er damit Recht, so spielt auch die H. 15 mitgeteilte Redensart:

Wo bleibst du, Schneekönig, sagt der Adler

auf die hier ausgezogene Tiersage an.

[3] Tauen gebrauchen wir in einem zwiefachen Sinne, der sich hier als störend bemerkbar macht, einerseits nämlich vom Tauen des Schnees, andererseits vom Fallen des Morgen- und Abendtaues. Der letztere ist hier gemeint, das erstere müßte „dauen" geschrieben werden, vgl. verdauen.

[4] Die Königstochter in dem sicilianischen Märchen „Von der Tochter der Sonne" (Gonzenbach Nr. 28) empfängt durch einen Sonnenstrahl, der auf sie fällt.

zu einem zusammen schweißen, so fällt damit ein ganz unerwartetes Licht auf den eigentlichen Wortlaut des Sprichwortes

Morgenstunde hat Gold im Munde

dessen umgedeutete, auf Sittliche übertragene Bedeutung auch hier wie bei:

Das Schaf hat einen goldenen Fuß, vgl. S. 111

und Handwerk hat goldenen Boden, vgl. S. 207

erst später hinein gekommen ist.

Auch der Jäger in dem Grimmschen Märchen „der Krautesel“[1] nimmt einem Vogel, den er aus einer Schar von neun sich um einen Wunschmantel raufenden Vögeln von einem Baume herunter geschossen hat, das Herz aus und verschluckt es ganz und findet seitdem jeden Morgen beim Aufstehen unter seinem Kopfkissen ein Goldstück. Später bricht er es in Folge eines Zaubertrunkes, den ihm die Tochter einer Hägse auf Drängen derselben dar gereicht hat, wieder aus, und das Mädchen verschluckt es sofort und findet nun ihrerseits jeden Morgen ein Goldstück unter dem Kopfkissen. Die Reise des Herzens des Goldvogels — denn um diesen handelt es sich natürlich wieder — geht hier also mehrere Male durch den Mund, was schon dem eigentlichen Wortlaute des Sprichwortes bedeutend näher kömmt. Der Verschlucker und Ausspeier der Leber und des Herzens des Goldvogels muß der Schwarze sein, und er gibt das Gold aus dem Munde wieder von sich, wie der Esel-streck-dich auf das Zauberwort Briklebit hin „vorn und hinten Gold speit, als käme ein Platzregen“, wie der Dukatenmacher es lediglich hinten heraus spendet. Es ist also in dem Sprichworte „Morgenstunde hat Gold im Munde“ an den noch dunkelen Morgen gedacht.

Schwer lernende aber fleißige Schulkinder legen sich am Abend das Buch unter das Kopfkissen, wohl in der Hoffnung, daß ihnen über Nacht die Heinzelmännchen die schwer haftende Aufgabe einprägen werden, da doch nun einmal der Nürnberger Trichter vergriffen und im Handel nicht mehr zu bekommen ist. Diese eigentümliche Sitte erklärt sich ebenso wie die sonderbare Prägung des Sprichwortes „Morgenstunde hat Gold im Munde“ einzig und allein aus der Sage. Aber wir bleiben mit dem Märchen von den drei Haulemänner-

[1] KHM Nr. 122.

chen immer noch im Lande der Frau Holle und im Schlaraffenlande; denn der häßlichen, faulen, selbstsüchtigen und geizigen Stiefschwester des schönen Mädchens wünschten die drei Haulemännerchen zur Strafe für ihren Ungehorsam und ihre Unart, daß ihr bei jedem Worte, das sie spräche, eine Kröte aus dem Munde springe. Das Springen der Goldstücke aus dem Munde erzeugt bei vielen hinter einander gesprochenen Worten den Goldregen des Märchens von der Frau Holle; der auf dieselbe Art entstehende Krötenregen aber entspricht dem Pechregen, der auf die faule Jungfrau beim „Verlassen des Landes unter dem Brunnen herab fällt, und das Pech, auch im übertragenen Sinne bleibt zeitlebens an ihr hangen. Das „Haule" — in dem Namen der drei Haulemännerchen wird also auch sprachlich mit dem Namen der Frau Holle zu tun haben, die auch Frau Hule geheißen haben muß, vgl. S. 228. Wenn

es einem in die Bude regnet,

so hat man Pech, vgl. S. 102. Der in die Bude eindringende Regen ist also der Pechregen. Wenn aber Paul Oskar Höcker einmal schreibt (a. a. O. 22. Bd. S. 56): „Das hätte ich damals — an dem Abend vor dem Hofball — wissen sollen, daß mir das Glück so ins Haus regnet", so ist dieser Glücksregen der

Goldregen,

auf den so mancher sein ganzes Leben lang sich verspitzt, ohne daß er kommen will; denn

Hoffen und Harren
macht manchen zum Narren.

Unter dem Brunnen liegt also das Land der Frau Holle, unter dem Wasser. Eine Grimmsche Sage erzählt von „Frau Hollen Teich"[1]. Die neugeborenen Kinder stammen aus diesem Brunnen, und Frau Holle trägt sie daraus hervor. Sie bedient sich dabei eines Helfers, ihres Vogels, nämlich des Vogels Storch,[2] und darum fertigen wir noch heute unbequeme Fragen unserer Kinder, woher sie denn eigentlich in die Welt gekommen sind, mit der scherzhaft verlegenen Antwort ab:

Der Vogel Storch bringt die Kinder.

[1] DS. No. 6.

[2] So erklärt sich auch der Ortsname Arm-ade-brunn in Niederschlesien, in einer sehr armen Gegend, als der Brunnen, aus dem der Adebar, der Storch als Kinderbringer, die armen Kinder holt. — Bei den Niederfranken steht übrigens an Stelle des Storches der Schwan.

Das tut er im wörtlichen Sinne wirklich und wahrhaftig in KHM Nr. 107.

Die beiden Wanderer.

Dort behauptet nämlich der böse Hofschuster, der Hofschneider habe sich vermessen, dem Herrn Könige, der nur Töchter hatte aber keine Söhne, einen Sohn durch die Lüfte herbei zu tragen. Der König versprach, dem Schneider seine älteste Tochter zur Frau zu geben, wenn er das vermöchte. Der Schneider aber, der dauernd unter den Ränken seines einstigen Wandergefährten, des Schusters zu leiden hatte, wollte nunmehr die Stadt verlassen, begegnete jedoch dabei einem Storche, dem er vor längerer Zeit das Leben geschenkt hatte. Dieser fragte ihn aus, warum er die Stadt, in der es ihm so gut ergangen, verlassen wollte. Der Schneider klagte ihm, was der König von ihm verlangt hätte, und er nicht erfüllen könnte und jammerte über sein Mißgeschick. „Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen," sagte der Storch, ich will dir aus der Not helfen. Schon lange bringe ich die Wickelkinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Prinzen aus dem Brunnen holen. Heut über neun Tage begib dich in das königliche Schloß, da will ich kommen. Das Schneiderlein war zu rechter Zeit dort. Nicht lange, so kam der Storch heran geflogen und klopfte ans Fenster. Der Schneider öffnete ihm, und der Vetter Langbein stieg vorsichtig herein und ging mit gravitätischen Schritten über den glatten Marmorboden; er hatte aber ein Kind im Schnabel, das schön wie ein Engel war, und seine Händchen nach der Königin ausstreckte. Er legte es ihr auf den Schoß und sie herzte und küßte es, und war vor Freude außer sich.

Aber die Kinder kommen nicht nur aus Frau Hollen Teiche, sie kehren auch, wenn sie frühzeitig sterben, in diesen zurück. Am Ufer dieses Teiches aber wachsen natürlich auch Binsen, und darum möchte auch heute noch keiner vor der Zeit

in die Binsen gehen;

denn das bedeutet: „das Zeitliche segnen" ebenso wie

um die Ecke gehn,

was ich zwar noch nicht genauer auf die Sage zurück führen kann, aber ihr sicherlich auch entstammt.

„Der große Teich"

wird erst nachträglich auf den atlantischen Ozean übertragen worden sein. Ursprünglich wird es sich um das große Wasser gehandelt haben, das die Diesseitswelt von der Jenseitswelt trennt, den großen Teich, an dessen Ufer die Binsen wachsen, in die man geht, wenn man stirbt. Wenn es statt „in die Binsen gehn" ostpreußisch heißt:

In die Fichten gehen,

so sei daran erinnert, daß Frau Holle ja auch in einem Walde wohnen kann, wie sie es z. B. in „Hänsel und Gretel" tut,

und im Walde wachsen Pilze, und darum sagt man statt dessen auch:

In die Pilze gehn.[1]

Ein anderer Vogel der Frau Holle ist die Gans. Das deutsche Volksmärchen „die Gänsehirtin am Brunnen“[2] schließt in der Grimmschen Wiedergabe mit den Worten:

„Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand übel zu nehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wieder erhielten, und als Dienerinnen bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hägse war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die Gabe verliehen hat, Perlen zu weinen statt Tränen (vgl. S. 202). Heut zu Tage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.“

Es würde

Der Himmel auf Erden, d. h.
das Schlaraffenland ins Diesseits übersetzt

sein. Büchmann[25] S. 125 sagt:

„Der Himmel auf Erden“ ist der Titel eines Buches von Christian Gotthilf Salzmann (1744–1811: Schnepfenthal 1797). Als Gegenstück dazu verfaßte Johann Gottfried Gruber

Die Hölle auf Erden,

oder Geschichte der Familie Fredini, Leipzig 1800.

Für die erste Wendung bietet ‚a heaven on earth‘ in Miltons Paradiese lost (1667), 4, 208 die älteste nachweisbare Quelle. (Es müßte heißen: „den ältesten nachweisbaren, schriftlichen Beleg!“) Es ist aber sehr leicht möglich, daß der Ausdruck erst durch ein 8. 7. 1706 in Amsterdam in deutscher Übersetzung erschienenes Buch des holländischen Predigers Fredericus van Leehof in Zwolle weitere Verbreitung fand. Das Original war schon zwei Jahre früher erschienen. Der deutsche Titel des Buches lautet: „Der Himmel auf Erden oder eine Kurze und Klare Beschreibung der wahren und beständigen Freude so wol nach der Vernunfft als der H. Schrifft für allerley Ahrt Leuten in allerley Vorfällen . . .“ Leehof sagt in der Einleitung, er sei von seinen Freunden veranlaßt worden, sein Buch so zu nennen.“

Das wichtigste ist der Schlußsatz. Er läßt es von vorneherein ausgeschlossen erscheinen, daß die Freunde Leehofs den zugkräftigen Titel etwa erfunden hätten. Dem widerspricht ja auch Miltons ‚heaven on earth‘. Aber andererseits kann die Miltonsteile, mindestens in Holland, nicht wohl so bekannt ge-

[1] Vgl. BW Nr. 935.
[2] KHM Nr. 179.

wesen sein, daß sie Quelle der Redensart geworden sein könnte. Es gibt wieder keinen anderen Ausweg als: Die Wendung „der Himmel auf Erden“ entstammt der Sage, und diesem Umstande verdankt sie ihre geheimnisvolle Zugkraft und Beliebtheit als Büchertitel.

Die Alte also, die der Königstochter schon bei der Geburt die Wundergabe verlieh, Perlen statt Tränen zu weinen, war „eine weise Frau“, und damit, wie die vergleichende Betrachtung des Dornröschen-Märchens ergab, eine Göttin, eine lohnende und strafende. Es war niemand anders als Frau Holle, und zwar als gute und den Menschen wohl geneigte Frau Holle; denn die Mädchen, die in Gänse verwandelt worden waren, werden wohl irgend etwas Böses getan haben und deshalb von ihr für eine Weile ihrer menschlichen Gestalt beraubt worden sein. Deshalb „hätschelte und streichelte“ sie sie auch bei ihrer Rückkehr „wie die Kinder“.

Hinter der eingeschobenen Bemerkung „es braucht's niemand übel zu nehmen“, steckt doch wohl mehr, als man beim ersten Lesen glauben möchte. Söllte nicht auf diesem Märchen und zahlreichen verwandten mythenhaltigen Überlieferungen die Sitte beruhen, ein dummes einfältiges Weib

eine dumme Gans,

österreichisch **a Schneeganserl**

zu nennen? Warum nennt man es z. B. nicht „eine dumme Ente?“ Wer noch dümmer ist als eine Gans, der weiß

weder Gicks noch Gacks[1]

In Versen Elisabeth Pothlers zu Zeichnungen Ludwig Richters las ich:

> Hulegänschen, Hulegans,
> Bist so blank vom Kopf zum Schwanz,
> Wanderst stolz durchs grüne Gras usw.

Warum heißt die Gans in der Sprache des Volkes und der Kinder Hulegans? In Richard Wagners Hirtenlied am Anfang des „Tannhäuser“ wird die Göttin bekanntlich „Frau Hulda“ genannt. Von dieser Namensform ist sprachlich kein weiter Weg zu Frau Hulla, Frau Hulle und Hule, und Huule ergibt, wenn wir die mittelhochdeutsche Schriftsprache mit der neuhochdeutschen vergleichen, das neuhochdeutsche Haule der drei Haulemännerchen auf S. 225.

---

[1] Vgl. BW Nr. 449.

In meiner schlesischen Heimat sagt man freilich

Wullegänschen

statt

Hulegänschen.[1]

Aber auch in „Wulle, wulle", womit die kleinen Gänse gerufen werden, die übrigens, nebenbei gesagt, ein ganz goldfarbenes Kleidchen haben, kann man schwerlich eine Nachahmung des Schnatterns der Gänse, auch der jungen, sehen; denn das klingt ganz anders. Man wird auch in Wulle eine Nebenform des Namens der Göttin, der die Gans heilig war, erblicken müssen.[2] Als die Gänse die Alte erblickten, streckten sie die Flügel in die Höhe und schrien ihr ‚wulle, wulle' heißt es in dem Märchen. Sie begrüßten also die Alte vermutlich mit deren eigenem Namen.

Nach Fischart liegt das Schlaraffenland „dreimal hinter Weihnacht. Er spielt nämlich in „Gargantua" auf dasselbe an mit den Worten: „In dem Land kann ich nicht mehr bleiben; die Luft tut mich in Schlaraffen treiben, dreimal hinter Weihnacht, da sind die Lebkuchenwände, Schweinebratenbalken, Malvasierbrunnen, Milchrahmregen, Zuckererbsenhagel: da wird der Spaß bezahlt und der Schlaf belohnt, da gibt's Bratwurstzäune, Honiggips und Fladendächer.[3]" Die Stelle ist höchst bedeutsam. Gerade in der Weihnachtszeit, wie freilich überhaupt an den hohen Festen, führen ja auch wir, so weit es uns unsere Mittel erlauben, ein Schlaraffenleben. Nun ruft der Apfelbaum im Lande der Frau Holle den vorüber gehenden Mädchen zu:

„Ach, schüttel' uns, schüttel' uns
wir Äpfel sind alle mit einander reif."

Dieser Apfelbaum will also ebenso geplündert sein, wie der

Weihnachtsbaum

oder

Christbaum,

der auch mit Äpfeln und außer dem mit aller Lei Leckerbissen und Süßigkeiten behängt ist, mit aller Lei Schlaraffensachen, aus denen wieder das Kuchenhäuschen,

---

[1] Auch alemannisch Wuli = Gans.

[2] In Rom war die Gans der Juno heilig. An Junos Feste wurde eine gekreuzigte Gans durch die Straßen der ewigen Stadt getragen. Juno muß also in vielen Beziehungen der Frau Holle entsprechen.

[3] 2KHM III, Anm. zu Nr. 158 S. 255.

das Knusperhäuschen der bösen Frau Holle im Märchen von „Hänsel und Gretel" erbaut ist. Damit erhielte also das Weihnachtsfest, das schon vor der Einführung des Christentums bei uns gefeiert wurde, nahe Beziehungen zum Schlaraffenlande und Schlaraffenleben.[1] Als Weihnachtsbaum aber wurde von unseren Vorfahren ein Baum gewählt, der nicht nur zur Sommerzeit grünt sondern auch im Winter, wenn es schneit, also ein immergrüner, ein singrüner[2] Baum, entsprechend der Esche Yggdrasil, von der es in der Edda heißt, daß sie

„immergrün steht an der Urd Quelle";[3]

vgl. auch Grün als Farbe des Lichtmondes und der Hoffnung im II. Teile.

Aber nicht nur die Welt im Ganzen hat einen solchen Baum, den

Weltenbaum,

auch jedes einzelne Volk hat einen, das deutsche z. B.

die deutsche Eiche.

Fritz Reuter beschreibt in einem hübschen Gedichte die niederdeutsche Sprache als einen gewaltigen Eichbaum. Wir sprechen auch von

Sprachstämmen.

Jedes Volk hat auch einen

Stammbaum.

Auf die Bäume des Stammes der Sachsen spielt der bekannte Spruch an:

In Sachsen,
wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Die ganz jungen sind

Mädchenknospen,

die schon etwas älteren:

Mädchenblüten;

sie stehen

im blühenden Alter.

---

[1] Hertslet a. a. O. sagt, daß der Weihnachtsbaum zu Luthers Zeiten unbekannt war und erst im 16. Jahrhundert aufgekommen sei. Das kann ich nicht recht glauben. Vielleicht hat er sich in einem bestimmten Teile des deutschen Sprachgebietes doch ununterbrochen erhalten und sich von dort zur angegebenen Zeit wieder über das ganze Volk verbreitet. Sollte hier nicht auch Hertslet einmal das literarische Vorurteil einen Streich gespielt haben?

[2] Vgl. Sinbrand und Sinflut; das deutsche sin entspricht dem lat. semin semper.

[3] Edda übers. von Gering S. 6.

Hier ist auch an die in Goldenten verwandelten Schwanenjungfrauen zu erinnern, die auf dem „wipfellosen Baume“ des ungarischen Märchens (a. a. O. Nr. 2) leben. Hieher gehört auch das Sprichwort:

Stultus und der Stolz
Wachsen auf einem Holz.

Wie der Mensch in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten als Vogel angesprochen wird, so wird er auch als Baum angesprochen, so z. B. in dem ganz einfachen Ausdrucke

abstammen.

Auch das schon erklärte Sprichwort: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ wird ja gerade besonders gerne auf Menschen angewendet. Auch neuere Dichter kennen und lieben das der Sage entstammende Bild Mensch-Baum; vgl. Schiller im Wallenstein:

Den Schmuck der Blätter habt ihr abgehauen,
Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm.

Hieher gehört wohl auch noch

Ein schwankes Rohr im Winde,

von dem ich noch nicht glaube, daß es der Bibel entlehnt ist, vgl. aber Büchmann und Grimm Wtb.

In die Vorstellung vom Stammbaume scheint auch wieder der Apfel der Frau Holle hinein zu spielen in dem eigentümlichen Wortlaute des Sprichwortes:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Wenn Vater oder Mutter oder beide nichts taugen, so wird das Kind aller Voraussicht nach

ein sauberes Früchtel

oder **ein nettes Pflänzchen**

oder, wenn es mit Spreewasser getauft wird:

eine echte Berliner Pflanze.

Das auf S. 271 besprochene Lied „Der Schnitter Tod“ schildert die Menschen als Blumen, die von der Sichel des Schnitters Tod gemäht werden, ein Bild, das abgeschwächt auch der Sprache des alten Testamentes geläufig ist. Die Romanen geben den Mädchen gerne Blumennamen, vgl. Rosa, Viola usw. Auch unsere neueren Dichter pflegen das Bild Mensch-Blume. Besonders beliebt ist bei ihnen der Vergleich eines jungen Mädchens mit der Rose. Ob das Lied „Sah ein Knab ein Röslein stehn“

von Goethe oder ein elsässisches Volkslied ist, ist noch unentschieden. Jedes Falles steht es auch in Herders Stimmen der Völker in Liedern. Das gleiche Bild begegnet aber auch an der vielgerühmten und vielgetadelten Stelle von Lessings Emilia Galotti:

Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.

Vgl. Konrad Ferdinand Mayer in der „Rose von Newport“:

„Und morgen erzählen die Linden das Märchen von der entblätterten Rose von Newport.“

Auf den Menschen allgemein bezieht Rückert die Rose in den Versen:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Ein ähnliches Bild liegt auch dem Ausdrucke

Kindergarten

zu Grunde.

Wie nun jeder einzelne Mensch ein besonderes Lebenslicht hat, so hat er auch einen besonderen

Lebensbaum.

Von diesem

pflückt mancher **goldene Früchte.**

Die Früchte des Weltenbaumes sind golden; denn es sind die goldenen Äpfel der Iduna. Eine weitere Ausmalung des Bildes vom Lebensbaume ist die

Lebenspflanze

an folgender Stelle des niederländisch-jüdischen Dichters Herman Heijermanns Wasserratten, Fleischel, Berlin S. 103:

„Im Moment, da unsere Lebenspflanze tatsächlich blüht und voll ausreift, werden die Blätter schon gelb und verspotten uns höhnisch.“

Bezeichnender Weise heißt bei Jung-Stilling der Weihnachtsbaum Lebensbaum. Wie die Weltesche einmal verdorrt, nämlich während der Götterdämmerung, so verdorrt auch der Lebensbaum des einzelnen bisweilen, und dann kann sein Besitzer sein Leben lang

auf keinen grünen Zweig kommen;

er gerät bloß auf dürre. Auch in dieser Wendung ist der Mensch wieder als Vogel gedacht, vgl. S. 121, als Unglücksvogel.[1]

[1] Vgl. die vergeblichen Versuche BW Nr. 474, Wortlaut und Sinn der Redensart in Einklang zu bringen.

Noch am Grabe des Menschen pflanzt man den Lebensbaum ein, die immergrüne, die singrüne Cypresse, ganz im Sinne des Schillerschen Verses:

Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf;

Ida Boy-Ed spricht einmal von einem „herrlich grünenden“

Hoffnungsbaume.

Die Hoffnung ist eine Pflanze, vgl. Max Wundtke, Der Pechvogel, Verlag Harmonie, Berlin S. 129:

„So wollte sie ihre süße, selige Hoffnung für sich behalten und wie ein köstliches Pflänzchen in ihrem Herzen hegen.“

Herman Heiberg, Leiden einer Frau, Deutsche Volkskultur, Berlin S. 231 spricht von

Hoffnungshecken:

„O, du unerbittliches Schicksal! Nun schnittest du auch noch die letzten Sprößlinge an meinen Hoffnungshecken ab. Nun bleiben nur noch stachelige Dornen, die du zu guterletzt neben den übrigen in meine bereits mit allzuvielen Wunden bedeckte Brust stößt.“

Auf dem

Hoffnungsschiff

ist der **Rettungsanker,**

von dem ich auch nicht glaube, daß er der Bibel entstammt; vgl. aber Grimm Wtb. Und wenn man Glaube, Liebe, Hoffnung immer als drei schöne Frauengestalten darstellt, so vermute ich, daß auch hier in die Personificierung der alte Glaube an die drei Nornen hinein spielt; denn die betreffende Bibelstelle: „Und nun bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ ist doch ganz „abstrakt“.

Wunderbar dichterisch ausgeführt erscheint der Lebensbaum in folgender Stelle Klara Viebigs:

„Selbst die alte Frau des Mathes dachte nicht mehr an ein Wiedersehen hienieden mit ihrem alten Ehemanne. Mit einem jähen Rucke war ihr Lebensbaum heraus gerissen worden aus der vieljährigen Zweisamkeit; nun, da sie den Ruck einmal überstanden, erleichterte ihr die Stumpfheit des Alters das Einwurzeln in der Einsamkeit.“

Auf das Sprichwort:

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen,

das bekanntlich Goethe als Motto für Dichtung und Wahrheit benutzt hat, wenden wir wieder den Grundsatz an, den wir bei Betrachtung der Sprichwörter und Redensarten (vgl. S. 149 u. 219):

Das ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, vgl. S. 30.
Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, vgl. S. 50.
Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, vgl. S. 149.
Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul, vgl. S. 219.
Es fällt kein Meister vom Himmel, vgl. S. 303.

gelernt haben bzw. noch weiter werden bestätigt finden. In der Sage nämlich wachsen die Bäume wirklich bis zum Himmel, so z. B. in dem deutschen Volksmärchen „Der Dreschflegel vom Himmel“,[1] wo aus einem Korne, das ein Bauer beim Tragen eines Sackes voller Rübsamen unter Weges verloren hat, ein Baum entsteht, der bis an den Himmel reicht. Dazu möge man den Bohnenstengel vergleichen, an dem im englischen Volksmärchen Hans drei Mal in den Himmel empor klettert.[2] Dieses Wachsen geht sogar mit wunderbarer Flinkheit vor sich. Münchhausen pflanzt einmal eine türkische Bohne und läßt die Ranke blitzschnell bis zum Monde empor wachsen (vgl. Himmel = Mond S. 302). Er klettert dann an ihr zum Monde auf. Auch dieser Zug der Sage hat wiederum ein Gaukelkunststück erzeugt, dasjenige, auf das Ida Boy-Ed einmal anspielt mit den Worten:

„Eine wundervolle Hoffnung war in ihr groß geworden, so jäh in die Höhe gestiegen wie die Pflanzen, die indische Fakire binnen wenig Stunden unter mystischen Verschwörungen aus einem Samenkorne hervor schießen lassen. Ihr heißer Wunsch war der Zauberer, der diesen herrlich grünenden Hoffnungsbaum so märchenhaft wachsen ließ, und Myrtenzweige durchrankten ihn.“[3]

Wie all dieses der Sage entstammende Sprachgut heute noch schöpferisch weiter fort wirkt, zeigt ferner folgende Stelle, die ich einer Tageszeitung entnommen habe:

„Japan ist – daran kann kein Zweifel bestehen, in Wahrheit der lachende Zuschauer und Erbe im Weltkriege. Außerordentlich, auch finanziell, gestärkt geht es aus diesem hervor, schreitet es vorwärts als Welt- und Großmacht, als Beherrscherin des Stillen Ozeans. Aber (um diesen kurzen Bericht mit einem Worte Rudolf Kjellens, des geistreichen Verfassers der ‚Großmächte der Gegenwart‘ zu schließen):

Auch die Chrysanthemen werden nicht in den Himmel wachsen.[4]

Daß aber Schlaraffenbaum, verdorrter und wieder grünender Baum, und Tüchlein-deck-dich alles ein und

[1] KHM Nr. 112.
[2] J. Jacobs, English Fairy Tales Nr. 13.
[3] Ida Boy-Ed, Vor der Ehe, Ullstein-Ausg. S. 96.
[4] Deutsche Zeitung vom 17. V. 1916.

dasselbe sind, dafür bietet die Sankt Georgs-Legende eine willkommene Bestätigung:

Sankt Georg und die Witwe.

Sankt Georg hielt einmal bei einer armen Witwe Einkehr. Als aber diese nach kurzer Abwesenheit in ihre Hütte zurück kehrte, war die hölzerne Säule, auf der dieselbe ruhte, ein grüner Baum geworden, der hoch über das Dach hinaus gewachsen war. Die Äste hatten schöne große Blätter, und aus den Blättern waren Blumen empor getrieben. Auf den Zweigen saßen tausend Vögel und sungen auf das Lieblichste. Und das alles setzte die Frau um so mehr in Erstaunen, als Winter war und draußen Schnee lag; vgl. den Wintergarten des Doctor Faust S. 155. Als Gast und Wirtin essen wollten, stand unter dem Baume eine Tafel von Rubin, darauf lag ein Tischtuch wie von Lilien gewoben (Tüchlein-deck-dich auf dem Tischlein-deck-dich). Die Blüten hatten mittler Weile Früchte angesetzt, und diese fielen reif auf die Tafel. Der Geschmack der Äpfel war wunderbar. Man durfte nur irgend eine Speise sich gelüsten lassen, sofort hatten diese den Geschmack. –

Die nahen Beziehungen des Weihnachtsfestes zum Schlaraffenlande und Schlaraffenleben treten noch deutlicher in der Art und Weise hervor, wie dieses noch bis vor kurzem im alten, lustigen England gefeiert wurde. Noch heute wird in Oxforder Colleges am Weihnachtsabende ein Eberkopf aufgetragen. Der aber ist ein Überbleibsel des altgermanischen Julebers, der wieder kein anderer als der Eber Sährimnir, das Schwein des Schlaraffenlandes, und der Eber Gullinbursti, das goldborstige Reittier Freyrs und der Eber Hildeswin, das ebenso goldborstige Reittier Freyjas, „der Zwerge zauberisches Werk“.[1] Freyr und Freyja aber sind die Gottheiten der Liebe, der Ehe, der Fruchtbarkeit, also doch wohl in besonders hohem Maaße des Glückes. Darum sagen wir noch heute von einem, der immer Glück hat, der also von ihm beständig getragen wird wie Freyr und Freyja von ihren Schweinen, der also wie diese ein Schwein zum Reittiere hat:

Er hat Schwein.[2]

---

[1] Edda übers. von Wolzogen S. 171 „Hyndlalied“.

[2] Schr. S. 179 will die Redensart aus dem Kartenspiele erklären; aber alles, was er an Stoff anführt, spricht für die oben gegebene Erklärung. BW.s Erklärung Nr. 1082 aus den Schützenfestgebräuchen, wonach der letzte Sieger eine Sau als Preis erhielt, verträgt sich weder mit der Tatsache, daß die Redensart jetzt gar nicht mehr in spöttischen Sinne gebraucht wird noch mit der Sitte des Glücksschweinchentragens. R. bemerkt wenigstens schon, wenn auch ganz bescheiden in der Fußnote und in schlechtem Deutsch „Das Schwein ist vermutlich Glückstier unter Einfluß von dem goldborstigen Eber des Gottes Fro.“

Wenn es heißt „er hat Schwein" und nicht „er hat ein Schwein", so sieht man, daß hier „Schwein" schon die allein aus der Sage erklärbare allgemeinere Bedeutung „Glück" angenommen hat. Wir tragen sogar an unserer Uhrkette gerne ein goldenes oder silbernes

Glücksschweinchen.

Wie alt diese Sitte ist, zeigt folgende Stelle bei Tacitus:

„Sie (die Ästyer) verehren die Mutter der Götter (als solche muß also nach obigem Freyja bei ihnen gegolten haben). Als Abzeichen ihres Glaubens tragen sie Bilder von Ebern. Dies gewährt statt der Waffen und jeglicher Schutzwehr dem Verehrer der Göttin selbst unter Feinden Sicherheit."[1]

Im Geldtäschchen tragen wir eine:

Glücksnuß.

Eine solche war z. B. die, in die verwandelt, Iduna, die Spenderin der goldenen, ewige Jugend verleihenden Äpfel den tölpischen, dummen, schwarzen Riesen durch Loki wieder entführt und in die Herrlichkeit von Asgard zurück getragen wurde. Glücksnüsse sind auch die drei Nüsse, in denen in einer ganzen Gruppe von Volksmärchen die vergessene Braut hinter einander je ein silbernes Kleid, ein goldenes und eins, das aussieht wie der Himmel mit seinen Sternen, findet; denn sie erkauft sich damit von der falschen Braut die Erlaubnis, drei Nächte hinter einander am Bette des schlafenden Geliebten zu wachen und wird in der dritten Nacht endlich erkannt und wieder in ihre Rechte eingesetzt.[2]

Wer Glück haben will, der muß ferner in einer

Glückshaut

zur Welt gekommen sein wie der Held des deutschen Volksmärchens vom „Teufel mit den drei goldenen Haaren".[3] Der ist dann auch selber eine Glückshaut, oder ein

Glückskind,

was aber als deutscher Ausdruck bei Leibe nicht mit Büchmann S. 341 aus Sophokles' Oidipous abgeleitet werden darf. Es handelt sich wieder um einen gemeinarischen und dem Ursprunge nach mythischen Begriff. Wir sprechen auch von einem

Glücksritter.

---

[1] Tacitus, Germaniae, Cap. 45: „matrem deum venerantur. insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniqve tutela securum deae cultorem etiam inter hostis praestat."

[2] KHM Nr. 113 „De beiden Künigeskinner". [3] KHM Nr. 29.

Ein Märchen der Gräfin d'Aulnoy führt die Überschrift: ‚Belle-belle ou le chevalier fortune.' Auch ein Bechsteinsches ist „der Glücksritter" überschrieben.

Am 25. VII. 15 fand ich auf dem Schlachtfelde bei Kruscha neben einem gefallenen Soldaten ein

Glücksei,

das, wie ein ebendort liegendes russisches Instruktionsbuch im Bilde zeigte, vielen an die Front gehenden Soldaten vom Czaren persönlich feierlichst überreicht wird.

Der

Glückspilz

dürfte mit der auf S. 227 besprochenen Redensart „in die Pilze, d. h. in die Jenseitswelt, das Land der Frau Holle, das Schlaraffenland gehn" zusammen hangen.

Daß Zeitrechnung und Sage aufs innigste zusammen gehören, wird der II. Teil zeigen, und deshalb muß hier noch neben die Glückshaut, den Glückspilz und das Glückskind auch das

Sonntagskind

gestellt werden. Dasselbe wird ursprünglich ein in einer Vollmondnacht gezeugtes Kind gewesen sein und in schroffem Gegensatze zu einem Mondkalbe gestanden haben, das in einer Schwarzmondnacht gezeugt war, vgl. S. 298. Ein Mondkalb ist alle Male ein Unglücksvogel und Pechvogel.

Auch die Gralritter in der Gralburg auf dem Monsalvatsch führen ein Schlaraffenleben, sind also in diesem Sinne „Glücksritter"; denn der Gral spendet ihnen ohne jegliche Arbeit Speisen und Getränke:

Was einer je vom Gral begehrt,
Das ward ihm in die Hand gewährt,
Speise warm und Speise kalt,
Ob sie frisch sei oder alt,
Ob sie wild sei oder zahm,
Wer meint, daß dies zu wundersam
Und ohne Beispiel wäre,
Der schelte nicht die Märe.
Dem Gral entquoll ein Strom von Segen,
Vom Glück der Welt ein vollster Regen,
Er galt fast all dem Höchsten gleich,
Wie man's erzählt vom Himmelreich.

In kleinen goldenen Schalen kam,
Was man zu jeder Speise nahm:

Gewürze, Pfeffer, lockre Brühe,
Aß einer zaghaft oder kühn,
Sie fanden insgesamt genug,
Wie man's mit Anstand vor sie trug.
Wein, Maulbeertrank, Soropel rot,
Wonach den Becher jeder bot
Und welchen Trank er mochte nennen,
Den konnt er gleich darin erkennen,
Alles durch des Grales Kraft.
Die ganze werte Ritterschaft
War so zu Gaste bei dem Gral.[1]

Man vergleiche, wie Mephistopheles in Auerbachs Keller aus dem Tische jeden beliebigen Wein heraus klopfte und zapfte, den die Zechgenossen Fausts sich wünschten. Die ganze Schilderung Wolframs erinnert überhaupt lebhaft an das

Tischlein-deck-dich

des deutschen Volksmärchens vom „Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack",[2] an dessen Stelle „vom Ranzen, vom Hütlein und vom Hörnlein"[3] ein

Tüchlein-deck-dich

steht. In dem indischen Volksmärchen von dem „armen Brahmanen"[4] steht an Stelle des Tüchlein-deck-dich ein Handi, d. h. ein Schüsselchen füll-dich, mit Mudki nämlich (in Zucker gebackenem Reise). Das Handi füllt sich aber nicht mit solchem Mudki, wie die Sterblichen gewohn sind, an den hohen Feiertagen zu essen, sondern mit einer noch viel köstlicheren Speise, wie sie die Götter des Himmels verzehren.

In dem deutschen Volksmärchen „Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein" ist das Tischlein-deck-dich eine Ziege, zu der das Zweiäuglein auf den Rat einer weisen Frau nur die Worte:

Zicklein, meck,
Tischlein, deck!

zu sprechen hat, um sofort alle gewünschten Speisen und Getränke zu erhalten. Diese Ziege vereinigt demnach in sich die schätzenswerten Vorzüge des Ebers Sährimnir und der Ziege

---

[1] Wolfram von Eschenbach, Parzival, bearb. von Wilhelm Hertz[3], Stuttgart und Berlin 1904 und die Anmerkungen zu dieser Stelle.

[2] KHM Nr. 36. [3] KHM Nr. 54.

[4] C. Michael, Orientalische Märchenwelt[2], Leipzig 1892, S. 69. Das Märchen ist den Folk-Tales of Bengal des Rev. Lal Behari Day nacherzählt (The indigent brahman).

Heidrun. Will das Zweiäuglein sie wieder verschwinden machen, so hat es nur zu ihr zu sagen:

Zicklein, meck,
Tischlein, weg!

Diese Formel entspricht also dem „Töpfchen, steh!" auf S. 217. So erklären sich auch die Gasthausnamen.

Zum weißen Hirsch,
Zum goldenen Hirsch,
und **Zur goldenen Gans;**

denn diese Tiere sind alle Entsprechungen des Tüchlein-deck-dich. Aus den vergrabenen Eingeweihten der Ziege des Zweiäugleins erwächst im weiteren Verlaufe des Märchens wieder der Weltenbaum mit den goldenen, ewige Jugend und Schönheit spendenden Äpfeln der Idun, also mit der Götterspeise. Das Motiv des tierischen „Tischlein-deck-dich" führt, wenn es ein weibliches Tier ist, hinüber zu dem Motive der Tieramme, das aus der Sage von der Gründung Roms am bekanntesten ist, das aber auch in der germanischen Sage immer und immer wieder vorkömmt, wie ich anderwärts nachgewiesen habe.[1]

Als in einem nordischen Volksmärchen[2] dieses Tüchlein deck dich von der betrügerischen Wirtin mit einem gewöhnlichen Tischtuche, das diese wunderbare Eigenschaften nicht besaß, vertauscht worden war, da hatte er statt des Tüchlein-deck-dich ein

Hungertuch,[3]

und es blieb dem armen Burschen, der im Besitze des echten Tüchlein-deck-dich im wörtlichen und eigentlichen Sinne hatte

von der Hand in den Mund leben

können, von nun an gar nichts weiter übrig, als wieder

am Hungertuche zu nagen,

wie er es vorher getan hatte, und von nun an war wieder

Schmalhans Küchenmeister

---

[1] Die Kyros-Sage in Europa, z. B. S. 14, 22, 28, 31, 33.

[2] P. Ch. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen übersetzt von Denhardt, Leipzig o. J. S. 143.

[3] Schr. S. 403 und BW Nr. 604 beziehen den Ausdruck auf das blaue oder schwarze Hungertuch, das während der Fastenzeit über den Altar gedeckt wurde. Es fragt sich nur, ob nicht auch dieses wieder in der Sage seinen Ursprung hat. Aus der Bibel läßt es sich nicht erklären.

bei ihm. Diese Redensart hat schon Grimm aus dem Märchen abgeleitet, und zwar aus der weit verbreiteten Geschichte vom „Hausgesinde“.[1] Es handelt sich dabei um die Dienerschaft der Unterweltsgottheit.[2] Grimm führt die Redensart auch in der vollen Form an:

Sparebrot ist tot,
Schmalhans heißt der Küchenmeister.

Daß der Gral das Schlaraffenland, das Totenland ist, zeigt auch das Märchen vom „König Schwan“, das Grimm als 1. Abart des Märchens „Der Eisenofen“ erzählt.[3] Dieser König lebt in seiner Verzauberung bzw. Entrückung auf dem Glasberge, wodurch wieder die Verbindung mit der Redensart „Laß dich verglasen!“ hergestellt ist, vgl. S. 130.

Während die Gralsage ihrem Wesen nach mehr Göttersage ist, wie ihre nahe Verwandtschaft mit der Sage von Wallhall und den auf dem Götterberge ständig Nektar schlürfenden und Ambrosia schmausenden Göttern der alten Griechen zeigt, so ist die gleichfalls hieher gehörige Sage vom König Artus mehr Heldensage. Auch König Artus führt mit seinen Rittern ein Schlaraffenleben. Ständig sitzt er mit ihnen an seiner

Tafelrunde.

In diesem Ausdrucke, der gleichfalls der Sage entstammt, ist der zweite Bestandteil „Runde“ bedeutsamer, als es auf den ersten Anblick ausschaut. Er weist nämlich offenbar auf das Urbild aller Mythen hin, den Mond, worüber man den II. Teil vergleichen möge. Auch der Fürst Wladimir von Kiew besaß eine solche Tafelrunde, und auch in der Sage von Karl dem Großen finden sich Ansätze zur Bildung einer solchen. Man braucht nur an Uhlands Gedicht „Roland Schildträger“ zu erinnern, dessen Stoff der vielbelesene Dichter nie und nimmer erfunden hat. Auch in die Sage von Dietrich von Bern und seinen Gesellen hat sich Entsprechendes hinein verwebt.

Zwölf Ritter sind es, mit denen König Artus an seiner Rundtafel sitzt. Unter ihnen aber befindet sich ein Verräter, nämlich Kei. Zwölf Palladine umgeben auch Karl den Großen,

---

[1] KHM Nr. 140 und III, Anm. dazu S. 240.
[2] Edda übers. von Gering S. 323.
[3] KNM III, Anm. zu Nr. 127, S. 224.

und auch unter ihnen ist ein Verräter, „der schwarze Ganelon“. Unter den Gefährten Dietrichs sind sogar zwei, nämlich Wittich und Heime, die beide zu den Gegnern ihres Herrn übergehen. Zu tun damit hat auch das bei den Griechen später auftauchende „Zwölf-Götter-System“. Auch die Götter der Griechen bildeten eine Tafelrunde, an der sie stetig Nektar und Ambrosia genossen. Hier darf denn auch die Ähnlichkeit mit der neutestamentlichen Erzählung vom Abendmahle Christi, so bedenklich auch manchem diese Erwähnung scheinen mag, nicht ganz verschwiegen werden. Auch unter den Jüngern Christi befindet sich ein Verräter, nämlich Judas. Wenn auch die Zwölfzahl in all diesen jung ist und vielleicht eben mit christlichem Einflusse zusammen hängt, so ist doch die Vorstellung vom Göttermahle selber uralt, und bei den Germanen ist es eben wieder Wotan mit seinen Einheriern, die in Walhall vom nie zu Ende gehenden Fleische des Ebers Sährimnir und vom unerschöpflichen Mete der Ziege Heidrun genießen, während Allvater selber nur Wein trinkt. Auch die altmorgenländische Vorstellung vom Göttertische der Aithiopen wäre hier noch heran zu ziehen.[1]

Ein neuerer deutscher Dichter gebraucht das Bild vom

Lebenstisch,

der für den einen fast bricht unter der Fülle des Köstlichen, das er trägt, an dem aber der andere niemals satt wird.[2]

Auch Lohengrin stammt aus dem Schlaraffenlande, denn auch er kömmt aus der Gralsburg nach Brabant, und zwar kömmt er auf einem Schifflein gefahren, das ein Schwan zieht, vgl. den König Schwan auf S. 240, und in demselben verschwindet er auch wieder, als Elsa sein Gebot, nach seiner Herkunft zu forschen, übertreten hat.

Skeaf[3]

wurde als ganz kleines, neugeborenes Kind auf einer Schaube (Skeaf = Schauf-Schof, d. h. Korngarbe) ruhend, auf dem Verdecke eines Schiffleins gefunden, das ohne Steuermann und Bootsleute eines Tages auf die Küste der Angeln nahe bei Schleswig zutrieb. (Es war ein Wunschschiff vgl. S. 217.) Kostbarer Schmuck von Gold und Silber und edlem Gesteine lag rings um ihn. (Er kam ja aus dem Goldlande!) „Es ist das Kind eines Gottes; wir wollen ihn groß ziehen, und es soll unser König werden,“ riefen die umstehenden Leute, als der

---

[1] Vgl. Hüsing, Beiträge zur Kyros-Sage S. 18f.
[2] Max Halbe, Der Ring des Lebens, Ullstein-Ausg. S. 114.
[3] Wägner, a. a. O. I, S. 223.

Knabe sie mit seinen strahlenden Augen so freundlich anblickte. So geschah es auch, und man nannnte ihn Skeaf, weil er auf einer Schaube gekommen war. Als es aber mit ihm zu Ende ging, gebot er den Seinen, ihn mitsamt den Kleinoden, die er mitgebracht hatte, wieder in das Schifflein und auf den Schaub zu legen, damit er dorthin zurück kehre, woher er gekommen sei.

Wenn Skeaf niemals dieses Schifflein verlassen hätte, wenn er auf ihm über Wasser und Land gefahren wäre, wie der Held des deutschen Volksmärchens vom Vogel Greif in einem solchen an den Hof des Königs rudert,[1] so wäre es sein

Lebensschifflein

gewesen. Auch dieser Ausdruck spielt also auf die Sage an. Die vergleichende Betrachtung des deutschen Volksliedes von den beiden Königskindern auf S. 31 ergab als altgermanische Vorstellung, daß der Held der Sage und ihn nachahmend der Mensch während seines Lebens durch ein tiefes Wasser, den

Strom des Lebens

auf einen kleinen Lichtschimmer, den

Hoffnungsschimmer

zu schwimmt (vgl. Grün als Farbe des Lichtmondes und der Hoffnung S. 373). Wenn dieser verlischt, muß er ertrinken. Darum nennen wir einen Menschen, der sich wacker in den Wogen des Lebens zu behaupten weiß,

einen tüchtigen Schwimmer,

der auch einmal

wider den Strom zu schwimmen[2]

wagt. Das gleiche Bild lebt auch noch fort in den Wendungen:

in Lust und Freude schwimmen,
in einem Meere von Wonne leben.[3]

Auf dem

Meere des Lebens

fahren die Lebensschiffe der Menschen und werden von den

Stürmen des Lebens

hin und her geworfen. Aus ihm

segelt man in den Hafen der Ehe.

Schiller schildert das Meer des Lebens in dem inhaltlich ergreifenden Distichon als Ocean mit den Worten:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis.

Die Redensart:

Im siebenten Himmel sein

[1] KH Nr. 165. [2] BW Nr. 165. [3] Schr. S. 317.

besagt dasselbe in altbabilonischer Ausdrucksweise. Der Heilige Christophorus, war ein tüchtiger Water; denn er trug Jahre lang die Pilgrime, die zu einer bestimmten Kapelle wallfahren wollten, auf seinen Schultern durch einen reißenden Strom hindurch. Als er aber den Erlöser der Welt in Gestalt eines immer schwerer werdenden goldenen Knaben hinüber trug und die Leuchte von jenseits erlosch, stand auch ihm sein Lebensende nahe bevor.[1]

Das Schwimmen durch den Strom des Lebens aber wird der Mensch dann besser ausführen können, wenn er ein Schifflein zur Verfügung hat, eben das Lebensschifflein, und dann wird aus dem Lebensschwimmer ein Lebensschiffer. Dieses Bild schwebt noch Fr. Rückert vor in den Versen:

Becherrand und Lippen,
Zwei Korallenklippen,
Wo auch die gescheitern
Schiffer gerne scheitern,

Wieland spricht sogar einmal von einem

Hoffnungsschiff.[2]

Aber nicht nur der einzelne Mensch hat ein Lebensschiff, auch die Gemeinschaft der Menschen, der Staat, hat eins. So ergibt sich der Ausdruck

Staatsschiff,

den bereits Horatius in einer Ode (I, 14) breit ausmalt. In der „Deutschen Zeitung" vom 30. IX. 15 las ich in einem Aufsatze über das Kabinett Briand: „Ebenso wie Millerand wurde der Flottenminister Augagneur

ausgeschifft.

Dieser Ausdruck ist aus dem Bilde vom Staatsschiffe heraus entwickelt ebenso wie

ans Ruder kommen,[3]
am Ruder sein,
das Staatsruder in der Hand haben.[4]

Bismarck sprach am 24. II. 1881 das schöne Wort: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: ‚Salus publica',“ vgl. Büchmann S. 364. Das Bild vom Lebensschiffe oder Staatsschiffe ist auch in dem Ausdrucke

---

[1] L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Rekl.-Ausg. II S. 47.
[2] Schr. S. 380. [3] BW Nr. 993. [4] Schr. S. 290.

Schiffbruch leiden[1]

enthalten, der sowohl auf einzelne wie auf ganze Völker und Staaten angewendet wird; vgl. z. B. das Sprichwort:

Ein bös Weib ist der Schiffbruch des Mannes.[2]

Endlich lebt das Bild vom Staatsschiffe noch fort in den geflügelten Worten:

Der alte Kurs

und **der neue Kurs,**

vgl. Büchmann S. 553, selbst noch in den Worten unseres Kaisers:

Volldampf voraus!

vgl. Büchmann S. 554, nur daß inzwischen, den Fortschritten der Schiffahrt entsprechend, das Staatsschiff ein Dampfschiff geworden ist.

Wir sprechen jetzt stolz von einem

Reichsschiff,

das unser Kaiser und unser Kanzler sicher durch die Wogen der Weltpolitik hindurch steuern, wie Karl der Große in Uhlands tiefsinnigem Gedichte „König Karls Meerfahrt", wo alle seine Paladine nur Worte, keine Taten finden, das seinige. Man erinnere sich auch des Bildes, auf dem Kaiser Wilhelm als Steuermann am Steuerrade des die aufgewühlten Wogen sicher durchschneidenden Reichsschiffes steht. Wenn wir nun auch von einem

Wagen des Staates[3]

sprechen, so wird wohl damit der Schiffswagen gemeint sein, das Schiff, das über Land und Wasser fährt, vgl. S. 317.

Wie der Lebenskerze eine Todeskerze gegenüber steht, so steht auch dem Lebensschiffe ein

Totenschiff

gegenüber. Ein solches war z. B. der Kahn, in dem der Totenfährmann Charon die Seelen der Verstorbenen über die Styx nach Elysium fuhr. Aber auch die germanische Überlieferung kennt das Totenschiff, wie schon der Schluß der Erzählung von Skeaf zeigte. Es begegnet auch in der Göttersage, nämlich bei der Erzählung von Balders Tode. Sein Leichnam ward

---

[1] BW Nr. 1028. Weder Schr. noch BW haben aber den Zusammenhang mit der Sage gesehen.

[2] G. Wunderlich, a. a. O. II S. 39.

[3] G. Wunderlich a. a. O. II S. 95.

auf das Schiff Hringhorni gelegt auf einen Scheiterhaufen (vgl. die Schaube Skeafs), den Thor mit dem Hammer Mjolnir weihte, und dann dem Meere übergeben. Im Grimnismal nennt sich Odin selber den „Totenschiffer“ (?),[1] und im Sinfiötlalok entführt er als solcher die Leiche des Sigmundsohnes ins Meer hinaus.[2] Wotan ist also der Steuermann des Totenschiffes.

Die Dichterin Riccarda Huch hat eine Novelle geschrieben:

„Der Mondreigen von Schlaraffis.“

Schlaraffis ist bei ihr eine Stadt, die sie in die Westschweiz verlegt hat. Allerdings hat Riccarda Huch nur sehr wenig echte Farben der Sage zu ihrem übrigens ganz entzückenden Kleinstadtgemälde verwertet.

Eine Schlaraffenstadt, eine Goldstadt, war auch das prächtige Vineta, das aber wegen des Übermutes seiner Bewohner im Meere versank. Es teilte also das Schicksal der alttestamentlichen Städte Sodom und Gomorrah, die dort gestanden haben sollen, wo jetzt das Tote Meer sich befindet (vgl. die Salzflut der Erzählung vom Malstrom S. 206). Über Sodom und Gomorrah aber regnete es beim Untergange Pech und Schwefel, wie es in dem deutschen Volksmärchen von der Frau Holle auf die faule und zugleich törichte Jungfrau Pech, auf die fleißige und zugleich kluge Jungfrau aber auch etwas Gelbes, nämlich Gold regnete.

Nach einer anderen Sage ist ein ganzer Erdteil im Meere versunken, nämlich der Erdteil Atlantis, von dem noch Plato fabelt,[3] und an der Stelle, wo er in der Tiefe ruht, wälzt jetzt der

Atlantische Ocean

seine Wogen. Auch dieser erdkundliche Name enthält also ebenso wie Brasilien eine Anspielung auf die Sage.[4]

In allen diesen Fällen handelt es sich immer wieder um das Goldland, das Schlaraffenland, das Totenland, das Land ohne Wiederkehr, und es darf wohl auch das zeitweisige wieder Auftauchen Vinetas, das nur Sonntagskinder manchmal beobachten können, mit dem zeitweisigen

---

[1] Edda übers. von Wolzogen S. 89 Gering S. 80 „Jalk“.
[2] Edda übers. von Wolzogen S. 264 Gering S. 183.
[3] Ursprünglich war wohl das Asowsche oder das Schwarze Meer gemeint.
[4] Vgl. Hertslet a. a. O. S. 41.

hervor Strömen der Toten aus der Unterwelt verglichen werden, das der Schluß des Istar-Liedes andeutet, jedes Falles aber letzteres mit der Wiederkehr der Goldmärge und der Pechmärge, wobei auch beide wieder den Durchgang durch den Brunnen also durch Wasser nehmen müssen.

In Brasilien glaubten also die spanischen und keltischen Entdecker die

Toteninsel

gefunden zu haben, die der leider allzu sehr in klassischen und sogar pseudoklassischen Vorstellungen schwelgende Böcklin in einer Reihe von Darstellungen so stimmungsvoll und farbenprächtig dargestellt hat.[1]

Im Schlaraffenlande braucht man also nichts zu tun. Aber

Müssiggang ist aller Laster Anfang,

besonders des Lasters der Torheit. Und darum wird auch die Stadt der Schildbürger, der Lalenbürger, der Hornberger, Schöppenstädter und Krähwinkler, polnisch der Cholmer und altgriechisch der Abderiten ebenso wie Vineta die Stadt der Schlaraffen, die Totenstadt sein. Die Schildbürger schmausen und zechen gar zu gerne auf Kosten des Stadtsäckels, führen also umsonst ein Schlaraffenleben. Das Verbindungsglied zwischen ihrer Stadt und der der Schlaraffen bildet das Märchen:

Meister Pfriem.[2]

Meister Pfriem, ein Tadler und Besserwisser schlimmster Art, bei dem es kein Geselle länger als einen Monat aushielt, träumte einmal eine Nacht, er wäre gestorben und an der Himmelstüre angelangt: „Es wundert mich," sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tore haben; man klopft sich die Knöchel wund." Petrus ließ ihn zwar ein, mahnte ihn aber, hier von seiner Gewohnheit, alles zu tadeln, abzustehen. „Ihr hättet euch die Mahnung sparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln wie auf Erden." Er sah zwar aller Lei, was ihm unvernünftig vorkam; z. B. trugen zwei Engel einen Balken quer statt der Länge nach. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?" dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden; „es ist im Grunde einer Lei, wie man einen Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkömmt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgends an." Zwei andere Engel schöpften Wasser aus einem Brunnen in ein durchlöchertes Faß, und das Wasser lief von allen Seiten heraus (Danaiden-Faß!). „Alle Hagel!" platzte er heraus, besann sich aber

[1] Das Urbild dieser Toteninsel glaubt Fritz Hommel in dem „Mausinselchen" Pondikonisi bei Korfu entdeckt zu haben. (Die Insel der Seligen, München 1901, G. Franz).

[2] KHM Nr. 178 und Anm. dazu III S. 263.

glücklicher Weise und dachte, „vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzt." Es war aber keines Wegs etwas Unnützes, was die Engel taten. Sie tränkten die Erde mit Regen. Endlich kam Meister Pfriem zu einem Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war. Ein Engel spannte zwei Pferde davor, die ihn aber nicht heraus brachten. Da kam ein anderer mit noch zwei Pferden, spannte sie aber nicht vorne sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Tolpatsch," brach er los, „was machst du da? Hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen heraus gezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünkelhaften Hochmut alles besser zu wissen." Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

Auf diese Geschichte,[1] die Ludwig Thoma zu seiner urdrolligen Geschichte „Der Postsekretär im Himmel" bewußt oder unbewußt angeregt zu haben scheint, spielen die Redensarten an:

Wasser in ein Sieb schöpfen[2]

und

Die Pferde hinter den Wagen spannen,[3]

wofür man auch sagt:

Die Ochsen hinter den Pflug spannen.[1]

Die vier Flügelpferde, die

den Karren aus dem Dreck zogen,

erinnern auch stark an Schillers:

Pegasus im Joche.

Im übrigen spielt Meister Pfriem im Paradiese als Tadler und Besserwisser eine ganz ähnliche Rolle, wie sie Loki beim Göttermahle in Hymirs Hause als Schandmaul und Lästerer spielt, und damit ist auch diese Gestalt wiederum auf die Göttersage zurück geführt.

---

[1] Daß sie auch in Iran bekannt war, daß also das „Danaidenfaß" des deutschen Märchens gewiß nicht aus Griechenland stammt, scheint mir aus einer Geschichte in Paul Ernst „1001 Tag" (Bd. I, S. 68) hervor zu gehen. (Vgl. Zeitschrift Mitra Bd. I, Sp. 43f.)

[2] BW Nr. 1221.

[3] Schr. S. 60/61.

[4] Schr. S. 98 und BW Nr. 872, wo das hohe Alter dieser und ähnlicher Redensarten nachgewiesen wird, ohne daß sie freilich auf die Sage zurück geführt werden. Die von BW angeführte Wendung

Das Pferd beim Schwanze aufzäumen

geht auf die Hamlet-Sage und verwandte Überlieferungen zurück, vgl. die Kyros-Sage in Europa S. 23.

Odins Halle decken Schilde als Schindeln, wie es im Grimnismal heißt:[1]

> Leicht kenntlich ist allen, die zu Odin kommen,
> des Herrschers hoher Saal;
> Speere bilden das Sparrengerüst,
> Schilde decken als Schindeln die Halle,
> auf die Bänke sind Brünnen gelegt.

Es werden sogar goldene Schilde gewesen sein. Das läßt folgende Stelle der jüngeren Edda erschließen:[2]

„Als er (Gylfi) nun in die Burg (‚die die Asen ihm vorzauberten') gelangte, erblickte er eine Halle, die war so hoch, daß er kaum hinauf sehen konnte. Ihr Dach war mit goldenen Schilden belegt, nach Art eines Schindeldaches, wie Thjodolf von Hwin es bezeugt, daß Wallhall mit Schilden gedeckt war."

Auch die Säle Glitnir und Gimle waren mit Golde gedeckt, vgl. S. 210. Walhall also ist eine Schildburg, ebenso wie die Burg, in der die im Zauberschlafe ruhende Brunhilde unter einem Schilde liegt. Bezeichnender Weise lebt sie im Märchen als „Königstochter vom goldenen Dache" fort. Und sie ist nicht nur eine „Schildmaid", sie ist auch eine Schwanenjungfrau, wie Lohengrin gewisser Maaßen ein Schwanenjüngling ist; denn sein Schiff, auf dem er aus dem Schlaraffenlande kömmt, wird von einem Schwane gezogen. Lohengrin aber ist eine Entsprechung Skeafs, und wie Skeaf als neugeborenes Knäblein auf einer Schaube zu den Angeln kam, so kam Skiold auf einem Schilde zu den Gerdänen im Lande Schonen. Auch er war also ein Schildbürger, auch er kam aus der Schildburg, dem Goldlande, dem Jenseitslande. Und in dem geht es für irdische Augen gar sehr seltsam und wunderlich, schier närrisch zu, wie die Geschichte von Meister Pfriem zeigt. Es ist also ein ganz müßiges und aussichtsloses Unterfangen, unter den kleinen Städten Deutschlands das Vorbild für die Stadt der Schildbürger zu suchen; denn Schildburg ist eine mythische Stadt wie Vineta. Allerdings heißt die Stadt der Schildbürger nicht Schildburg sondern Schilda. Aber das kann nicht der alte, echte, ursprüngliche Name sein; denn sonst müßten die Narren ja Schildaer heißen. In Schilda liegt vielmehr offenbar bereits die Übertragung auf einen in Deutschland wirklich vorhandenen Ort vor. Bezeichnender Weise waren die Schildbürger sehr klug und wurden deshalb von

[1] Edda, übers. von Gering S. 71.
[2] Edda, übers. von Gering S. 298.

allen großen Herren an den Hof gezogen und zu Ratgebern gemacht. Da dies aber ihren Frauen sehr lästig war, weil sie dadurch immer für längere Zeit ihrer Gatten beraubt wurden, gewöhnten sie sich die Torheit erst künstlich an, erhäuchelten sie wie Hamlet und Brutus. Nach und nach freilich ging sie ihnen immer mehr in Fleisch und Blut über und wurde eine natürliche. Der traurige Untergang Schildas durch ein großes Feuer entspricht der Götterdämmerung, in der nicht nur die ganze Welt sondern auch die Schildburg Walhall dem Sinbrande zum Opfer fällt und in Rauch und Flammen aufgeht.

Alles, was Meister Pfriem im Paradiese zu tadeln findet, sind

Schildbürgerstreiche.[1]

Auf solche spielen außerdem folgende Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten an:

Wenn das Kalb in den Brunnen gefallen ist, deckt der Bauer das Loch zu,
Den Brunnen zudecken, wenn das Kind hinein gefallen ist,
Das Kind mit dem Bade ausschütten,
Den Stall zuschließen, wenn das Pferd, die Kuh gestohlen ist.
Wenn's Kalb gestohlen ist, bessert der Bauer den Stall,
Die Spritzen kommen, wenn das Haus abgebrannt ist.[2]
Die betrübten Lohgerber, denen die Felle wegschwimmen,
'T is'n Meisterstück, säd' de Timmermann, harr'n Hunnenhütt bugt un't Lock vergeten,[3]

vgl., wie die Schildbürger ein Rathaus bauten und die Fenster vergessen —,

die versunkene Glocke

und

das Hornberger Schießen,

das nach der Volksüberlieferung folgenden Ursprung hat:

„Das kleine Dorf Hornberg im Schwarzwalde wollte einstmals ein großes Schießen halten, machte gewaltige Zurüstungen und lud alle Welt zu diesem Feste ein. Wirklich hatten die Hornberger auch für alles, was zu einem solchen Schießen erforderlich ist, wohl gesorgt; nur eins hatten sie vergessen — das Pulver."[4]

Die Schildbürger heißen übrigens auch

Schlauberger oder **Witzberger.**[5]

Wie in Asgard einst „das Goldalter"[6] herrschte, so herrscht im Schlaraffenlande dauernd:

Das goldene Zeitalter oder **die goldene Zeit**, vgl. S. 208.

---

[1] BW Nr. 1031.
[2] BW Nr. 215 und G. Wunderlich, a. a. O. III[5] S. 97.
[3] G. Wunderlich, a. a. O. II[7] S. 61.
[4] R Nr. 90.
[5] BW Nr. 1031.
[6] Edda übers. von Gering S. 367.

Nach dem Glauben unserer Vorfahren kömmt der Mensch aus ihm und kehrt wieder in dasselbe zurück, wenn er seine Pflichten während des irdischen Daseins erfüllt hat. Aber wie mit dem Leben des einzelnen Menschen, so liegt es auch wieder mit dem der Gesamtheit. Am Anfange der Entwickelung derselben herrscht das goldene Zeitalter. Wenn aber auf dieses nach der Überlieferung der alten Griechen

das silberne Zeitalter

und dann **das eherne Zeitalter**

folgt, so stammt auch diese dreigeteilte Abstufung Gold-Silber-Erz oder Kupfer aus dem Volksmärchen und damit aus dem Mythos, vgl. z. B. die 1. Abart des Märchens „Die zertanzten Schuhe", wo der den drei[1] heimlich tanzenden Königstöchtern nachschleichende Soldat diese während der ersten Nacht in ein kupfernes, während der zweiten Nacht in ein silbernes und während der dritten Nacht in ein goldenes Schloß eingehen sieht.

Die sogenannte

Schäferpoesie

wollte die goldene Zeit wieder verwirklichen und hat uns den noch heute gebräuchlichen Ausdruck

Schäferstunde

hinterlassen;[2] vgl. Schillers Resignation: „Auch ich war in Arkadien geboren."

Die Sage vom goldenen Zeitalter gehört wie die vom Goldlande zu denen, die am längsten für Wirklichkeit und Tatsächlichkeit angesehen wurden. Sie spukt noch in Rousseaus Rufe „Rückkehr zur Natur", der zur Voraussetzung hat, daß die Menschen im Urzustande gut und glücklich waren, eine Annahme, die zu unseren heutigen völkerkundlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen in denkbar schärfstem Widerspruche steht.[3] Mit weit größerem Rechte sprechen wir noch heute von

goldener Kindheit

und **goldener Jugendzeit.**

[1] Im Haupttexte hat Grimm hier wieder ungerechter Weise die 12 statt der 3 bevorzugt. Auch in einer polnischen Entsprechung des Märchens sind es nur drei Königstöchter, vgl. KHM III „Slawen" S. 358, ebenso russisch bei Afanasajew-Meyer, N. F. S. 96.

[2] Vgl. Schr. S. 129.

[3] Vgl. Hertslet a. a. O. S. 38.

· Die Ausdrücke „goldenes und silbernes Zeitalter" hat man dann auch auf die Geschichte der Entwickelung des lateinischen Schrifttumes angewendet und redet nun sogar von

einer goldenen und einer **silbernen Latinität.**

Mythischen Anschauungen näher stehen wieder die Ausdrücke:

grüne, silberne, goldene und **diamantene Hochzeit,** vgl. S. 357.

Als böse, den Menschen, zumal den Kindern feindlich gesinnte Göttin, ja sogar als Menschenfresserin tritt uns Frau Holle entgegen in dem bekannten deutschen Volksmärchen

Hänsel und Gretel.

Sie hatte mitten in einem großen Walde ein Kuchenhäuschen, ein Knusperhäuschen erbaut, um verirrte Kinder an sich zu locken. Als Hänsel und Gretel auf diese Weise zu ihr gelangten, sperrte sie das Hänsel in einen Stall (es wird wohl ein Gänsestall gewesen sein!), um es für sich zu mästen. Das Gretel aber wollte sie in den glühenden Backofen schieben, um es zu braten und auf zu fressen. Das schlaue Mädchen jedoch tat so, als wüßte sie nicht, wie sie es anstellen sollte, sich in den Backofen schieben zu lassen, und veranlaßte dadurch die Hägse, es ihr vorzumachen. Kaum aber war diese mit dem Kopfe darin, als ihr Gretel einen Stoß gab, daß sie weit hinein fuhr, machte dann hinter ihr die eiserne Türe zu und schob schnell den großen Riegel vor, und die Hägse mußte elendiglich verbrennen.[1]

---

[1] Vgl. Andrejanoff, Lettische Märchen, Recl.-Ausg. S. 19.

Die Hundsköpfe.

Es wohnten einmal in irgend einer Waldgegend Hundsköpfe (wörtlich: Hundsschnauzen) und Menschen nahe bei einander. Die ersteren waren Jäger, die letzteren Ackerbauer. Einst fingen die Hundsköpfe ein junges (Menschen-) Mädchen, welches aus einer entfernten Gegend stammte und sich im Walde verirrt hatte. Sie brachten dasselbe nach Hause und fütterten es lange Zeit mit Nußkernen und süßer Milch. Dann und wann aber stachen sie eine Nadel in des Mädchens Oberarm, um zu sehen, ob dasselbe schon fett genug wäre. Das hervor sickernde Blut aber leckten sie gierig ab, so wie ein Bär Honig zu lecken pflegt. Endlich glaubten sie, daß ihr Opfer zur Genüge aufgemästet sei. Sie freuten sich darob sehr, trugen ihrer Mutter auf, das Mädchen zu braten und begaben sich auf die Jagd. Im Backofen aber brann schon seit drei Tagen (vgl. das sicilianische Märchen S. 59) ein mächtiges Feuer. Weil aber kein schaufelartiges Werkzeug vorhanden war, auf dem sie das Mädchen hätten in den Ofen schieben können, schickte die Alte dasselbe in die nächst belegene Hütte der Menschen nach einer großen Schaufel. Das Mädchen, welches nichts Böses ahnte, tat wie geheißen. Aber die Frau, von der es die Schaufel erbat, durchschaute den ganzen Plan und gab dem armen Dinge einige gute Ratschläge. Als nun die Mutter der Hundsköpfe verlangte, das Mädchen solle sich auf die Schaufel legen, tat es das so ungeschickt, daß es unmöglich in die Öffnung des Ofens hinein geschoben werden konnte. Nach mehreren fehl geschlagenen Versuchen wurde

Nun sagen wir von einem alternden Mädchen, das keine Aussicht mehr hat, einen Mann zu bekommen:

Sie hat sich in den Backofen schieben lassen.

Entsprechend sagt man von einem älteren Bruder, wenn der jüngere eher heiratet:

Er ist auf den Backofen gesetzt.

Daß beide Redensarten auf den Mythos zurück gehen, lehrt die Tatsache, daß man in Köln in demselben Sinne wie „sie hat sich in den Backofen schieben lassen", die Redensart gebraucht:

Sie ist in die Gereonskiste gekommen.

Diese aber erklärt sich durch folgende Sage:

Die Gereonskiste in Köln.[1]

In Köln am Rheine lebte einmal ein schlimmer Wucherer, der es durch große Unbarmherzigkeit gegen seine Schuldner zu ungeheurem Reichtume gebracht hatte. Da aber packte ihn die Gewissensangst, und in seiner Not befragte er einen Priester, wie er es anstellen solle, diese los zu werden. Der Priester riet ihm, ernstlich zu bereuen und wieder gut zu machen, was er gefrevelt hatte. Aber der Wucherer hütete sich nur, neue Schandtaten zu begehen, das unrechtmäßig erpreßte Geld erstattete er nicht zurück. Nach kurzer Zeit geriet er wieder auf den alten Weg. Da fand er eines Morgens zu seinem Entsetzen, daß er sein Lager mit Schlangen, Kröten und anderem scheußlichen Gewürme teilte. Er vermochte sich von nun an vor ihnen nicht mehr zu retten. Sie ringelten sich um seine Beine, seine Arme, krochen in seine Kleider und tauchten ihre züngelnden Köpfe selbst in die Schüsseln, aus denen er speiste. Endlich ließ er sich eine große Kiste mit Luftlöchern anfertigen, versah sie mit Speise und Trank und ließ sie an der Decke seines Zimmers aufhängen. Dann stieg er mittels einer Leiter hinein, stieß diese um und verschloß die Kiste von innen. Als einige Tage darauf derselbige Priester wieder kam, um einmal nach „dem hart gesottenen Sünder" zu sehen, suchte er ihn lange Zeit im ganzen Hause vergeblich. Endlich fand er ihn als Gerippe in der Kiste wieder. Das Gewürm war auch in diese hinein gedrungen und hatte ihn lebendigen Leibes aufgefressen. (Vgl. das Schicksal des hartherzigen Bischofs Hatto von Mainz.) Bei seiner Beerdigung gaben die Glocken, die man läuten wollte, keinen Ton von sich.

---

die Alte ungeduldig und begann zu schimpfen und zu fluchen. Da sagte das Mädchen: „Warum zankst du so? Das schadet deiner Gesundheit. Zeige mir lieber, wie man sich regelrecht auf die Schaufel legen muß, und ich werde es dir genau nach machen." Das leuchtete der Alten ein; sie legte sich mit dem Rufe: „Nun merk' aber auf!" der Länge nach hin – und im Winke hatte das Mädchen sie in den glühenden Ofen geschoben und die eiserne Türe desselben verriegelt. Dann zog sie ihre Pasteln (Sandalen) verkehrt an, so daß die Spitze am Hacken des Fußes saß usw.

[1] Die Kenntnis dieser wichtigen Sage verdanke ich meinem Schüler Hans Niggemann.

(Die nicht läuten wollende Glocke ist das mythische Gegenstück zu der von selber läutenden, vgl. S. 81).

Auch die Kerzen auf dem Altare wollten nicht brennen. Deshalb begrub man ihn nicht auf dem Friedhofe sondern an einer sumpfigen Stelle in der Nähe der Vorhalle von Sankt Gereon. Alsbald verschwanden aus diesem Sumpfe alle Frösche und Kröten, die vorher in Menge dort gehaust hatten. Dieser Platz aber wurde fortan allgemein „die Gereonskiste" genannt. Später errichtete man auf ihm das Magdalenenstift für alternde Jungfrauen, auf das nun auch der Name „Gereonskiste" übertragen wurde.

Wäre es der bösen Frau Holle gelungen, das Gretel in den Backofen zu schieben, so wäre dasselbe gebacken worden und zusammen gebrutzelt wie ein schrumpfichtes altes Weib, wie die Schwieger des Schmiedes, im „jung geglühten Männlein" „ganz zusammen geschnurrt, das Angesicht gerunzelt, gefalten und ungeschaffen" sind also Gegenstücke zur „Altweibermühle", in der alte Weiber wieder jung gemahlen werden. Am jung geglühten Männlein andererseits hat sich der Schmiedeofen wieder als Jungbrunnen betätigt. Ich weiß sehr wohl, daß die Hägse das Gretel nicht in den Backofen schieben wollte, um sie zur alten Jungfer zu machen, sondern um sie zu braten und dann aufzufressen. Aber auch der Wucherer alterte nicht plötzlich in der Gereonskiste sondern kam in ihr um. Die Gereonskiste und der Backofen entsprechen also einander insoferne, als Todeskisten gewisser Maaßen, vollkommen; die mit ihnen gebildeten Redensarten lehren aber zugleich, daß nach altgermanischer Anschauung übrigens auch nach altiranischer, Unfruchtbarkeit gleichbedeutend mit dem Tode ist. Übrigens weist die Gereonskiste durch die in ihr hausenden Schlangen, Frösche und Kröten auf die Wasserunterwelt hin, der Backofen aber auf die feurige Hölle.

Eine Art von Zwischenglied zwischen der guten Frau Holle und der bösen Frau Holle bildet Frau Hulda im Hörselberge bei Eisenach, die den Tannhäuser durch ihr wunderbares Lied zu sich hinein lockt. Wir nennen eine solche unwiderstehliche aber ins Verderben lockende Musik mit Anspielung auf eine altgriechische Sage einen

Sirenengesang,

vgl. Büchmann[25] S. 80, statt sie vielmehr einen

Huldengesang oder Huldensang

zu nennen; denn ein solcher muß dem Tannhäuser aus dem

Berge entgegen geklungen haben. Er folgte der Lockung trotz allem Warnen des Getreuen Eckhart, den Goethe in seinem bekannten Gedichte im Anschlusse an eine andere alte Volkssage besungen hat. Und wenn wir Bismarck den „Getreuen Eckhart" zu nennen pflegen, der Zeit seines Lebens das deutsche Volk vor Irrgängen warnte, so enthält auch diese Benennung noch eine Anspielung auf die Gestalt, die in zahlreichen deutschen Sagen die Rolle des getreuen Warners spielt.

Aber nicht nur Frau Holle als den Menschen feindliche Göttin lockt die Menschen, besonders die Kinder, ins Verderben. Das tut auch der Rattenfänger von Hameln. Nur wendet er dabei ein anderes Mittel an als die Hägse bei Hänsel und Gretel. Er pfeift oder bläßt ein wundersames Lied, zieht die Wesen, die dem Liede lauschen, hinter sich her und führt sie dann in den Tod, sowohl die Ratten und Mäuse, die seiner Pfeife, wie die Kinder der Bürger der Stadt, die seinem Horne zuhören. Jene führte er in die Weser, wo sie alle ertranken, diese in eine Berghöhle, in die sie trotz allem Warnen des Getreuen Eckhart hinein gingen,[1] der sich hier in derselben Weise betätigt wie vor dem Berge der Frau Hulda bei Eisenach. Der Rattenfänger pfiff, blies und geigte es also den Ratten und Mäusen und den Kindern ganz gründlich. Er geigte sie nämlich in den Tod, und die Redensart

es einem gründlich geigen

entstammt auch der Sage und bedeutet: einen in den Tod geigen, wie Geibel in seinem prächtigen Gedichte „Volkers Nachtgesang" den kühnen Sänger von Alzey schließen läßt mit den Worten:

„Und kommt die Früh im blut'gen Kleid
Gott grüß' dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!

Im mittelhochdeutschen Nibelungenliede geigte es Folkher den kecken Heunen gründlich. Die Dichtung bezeichnet nämlich auch sein Schwert als seinen Fidelbogen und spricht bald von seinem eigentlichen Fidelbogen bald von seinem Schwerte mit den gleichen, absichtlich herüber und hinüber schillernden Worten, so daß man erst immer eine kleine Weile

[1] Die Entstehungsgeschichte der Sage vom Rattenfänger von Hameln, die Hertslet a. a. O. S. 192ff. geliefert hat, ist unhaltbar.

einhalten und sich überlegen muß, ob von diesem oder jenem die Rede ist, z. B.:

„Wagt ihr euch zu drängen uns Recken um den Fuß?
Wollt ihr das nicht lassen, so empfaht ihr leid'gen Gruß.
Von euch da geb' ich manchem so schweren Geigenschlag,
Daß jeder seiner Freunde es schwer beweinen mag.[1]

oder an einer anderen Stelle:

Folkher auch der tapfere auf vom Tische sprang;
Wie gab sein Fidelbogen da so scharfen Klang!
Der Spielmann König Gunthers spielte fürchterlich:
Wie viel der kühnen Heunen macht' er da zu Feinden sich.

In der Redensart:

andere Saiten aufziehen

muß auch die Geige gemeint sein, mit der man es einem gründlich geigt. Entsprechendes bietet auch die Göttersage, wie folgende esthnische Überlieferung zeigt:

Piknes Dudelsack.[2]

Der alte Tühi (der esthnische Teufel) stahl dem schlafenden Pikne seinen Dudelsack, den dieser sonst sich immer zu Häupten zu legen pflegte, diesmal aber unvorsichtiger Weise einmal neben sich gelegt hatte. Tühi verschloß den Dudelsack, der bis dahin das schlimmste Züchtigungsmittel für die Bewohner der Hölle gewesen war, unter dem Meere hinter 7 Schlössern. Pikne aber verwandelte sich in einen Knaben, trat bei dem Fischer Lijon in Dienst und brachte es durch List fertig, daß er mit diesem von dem alten Tühi zur Hochzeit des Sohnes desselben unter das Meer eingeladen wurde. Dort veranlaßte er den Fischer, den Alten zu bitten, daß er den Dudelsack hervor holte und ihnen darauf etwas vorspielte. Das klang aber so greulich, daß der Fischer behauptete, sein Hirtenknabe könne es besser. Nichts ahnend gab der alte Tühi dem Knaben den Dudelsack in die Hand: „Ob man da ein Wunder sah! Statt des Knaben steht plötzlich der alte Pikne selber da und bläst den Dudelsack so gewaltig, daß der böse Geist mitsamt seinem Gesinde zu Boden stürzt."

Das Märchen ist seinem ganzen Wesen nach noch vollkommen Göttersage und spiegelt nur die Heimholung Mjolnirs durch Thorr und Loki in esthnischer Brechung wider. Auch Thorr geigt es also mit seinem Hammer den Thursen und der Midgardschlange ganz gründlich.[3]

---

[1] Niebelungenlied, Freytag S. 269.

[2] F. Kreutzwald, Esthnische Märchen, übers. von F. Löwe, Dorpat 1881.

[3] Hier darf freilich auch die Erklärung nicht verschwiegen werden, die das Grimmsche Wtb. gibt: „Wir haben auch die Wendung ‚jmdn. die Wahrheit geigen' d. h. eigentlich ‚jmd. die Wahrheit zur Geige singen'. Aber einerseits gebrauchen wir diese Wendung nicht blos in diesem beschränkten Sinne und andererseits ist diese Erklärung viel blasser und unsinnlicher als die oben gegebene und durch diese m. E. endgültig erledigt; vgl. auch BW Nr. 430.

In den Tod geigt auch

Der Sackpfeifer von Neisse.[1]

Nach Neisse kam einmal ein Sackpfeifer, namens Wilibald in Gesellschaft eines jungen Malers, namens Wido. Wilibald spielte auf seinem Instrumente wunderbare Weisen, die alt und jung tanzen machten. Eine von ihnen, einen Hochzeitsreigen, nannte man den „Großvater", weil er selbst die ältesten Greise und Greisinnen verführte, mit ihren Enkeln und Enkelinnen sich im Kreise zu drehen. Nun verliebte sich Wido in die schöne Emma, die Tochter des reichen aber hartherzigen Stadtvogtes, und obwohl das Mädchen seine Liebe von Herzen erwiederte, wollte der Vater sie dem armen Künstler nicht geben. Aber der Stadtvogt hatte sich auch bei den Bürgern durch seine übertriebene Strenge und Habsucht verhaßt gemacht. Einst kam es darüber sogar zu einem Aufruhre. Mit Spießen und Stangen, Fackeln und Pechkränzen bewaffnet, liefen sie Sturm auf die Tür des Hauses des Stadtvogtes und drohten, ihn mit all seinen erwucherten Schätzen zu verbrennen. Da rettete ihn Wilibald von den Aufrührern, indem er auf seiner Sackpfeife den „Großvater"[2] spielte und sie dadurch in ihre Häuser zurück tanzen machte. Zum Danke dafür forderte der Stadtvogt den Sackpfeifer auf, eine Bitte zu tun; wenn es die Hälfte seiner Habe kostete, er wolle sie erfüllen. Da begehrte dieser die Hand Emmas für seinen Freund, den jungen Maler. Über diese Zumutung war der Stadtvogt so ergrimmt, daß er den Sackpfeifer ins Gefängnis werfen ließ. „Er beschuldigte ihn der Zauberei und machte ihm einen peinlichen Prozeß, als sei er niemand anders als der berüchtigte Hamelische Pfeifer und Rattenfänger, der dort die Kinder und hier die Erwachsenen nach seiner Pfeife habe tanzen lassen." So setzte er es durch, daß der Sackpfeifer zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde. Dieser aber nahm das Todesurteil mit wunderbarer Kaltblütigkeit auf. Ja, als er sich einmal über die Wichtigkeiten der Vorbereitung zu seinem Ende recht gründlich satt gelacht hatte, legte er sich auf sein Strohlager und starb. Vorher aber hatte er dem Wido das Versprechen abgenommen, ihm die Sackpfeife mit ins Grab zu geben. Das geschah; aber schon in der ersten Nacht entstieg der Spielmann seinem Grabe, lehnte sich an einen Leichenstein und bließ auf seiner Sackpfeife seltsame Weisen, worauf die Toten aus den Gräbern aufstunden und auf dem Kirchhofe über die Grabhügel hinweg bald gemessen, bald lebhaft je nach den Klängen des Reigens tanzten. Das sahen die Turmwächter und erzählten es am Morgen dem Stadtvogte. In der folgenden Nacht war dieser mit den meisten Bürgern der Stadt Zeuge des Totentanzes. Der Stadtvogt ließ nun Wido gefangen setzen und hoffte von ihm, nötiges Falles peinlich, zu erfragen, wie man dem Unwesen seines toten Pflegevaters steuern möge. Dieser erklärte, der Tote beunruhige die Stadt nur darum, weil er statt des verheißenen Lohnes für die Errettung des Vogtes eine abschlägige Antwort und überdies unverdientes Gefängnis und ein schnödes

[1] A. Apel u. F. Laun, Gespensterbuch, Recl.-Ausg. S. 488 „Der Totentanz."

[2] In der Schweiz spielt der „Beseriß-Dönnel" in den Sennhäusern den Liren und Trillbrüdertanz, der alle Geschirre, Geräte, Käse und die Tiere in Bewegung setzt, welcher nichts zu widerstehen im Stande ist, vgl. Henne am Rhyn, a. a. O. S. 522. Ein Spiel, das alle tanzen macht, ist auch das des „Stromkarls" in Schweden und der Albleich, vgl. W. Wägner, Unsere Vorzeit I[8] S. 44.

Begräbnis erhalten habe." Darauf ließ der Magistrat den Sackpfeifer an einen anständigeren Orte des Kirchhofes zur Ruhe bestatten. Hierbei nahm ihm auch der Totengräber die Pfeife aus dem Sarge und hängte sie hinter seinem Ofen auf. Aber als es 11 Uhr nachts geschlagen hatte, holte sich der Sackpfeifer seine Pfeife von dort wieder, ging damit auf den Gottesacker zurück und spielte den Toten wieder auf, die sich diesmal nicht mit ihrem gewöhnlichen Tanzplatze begnügten sondern durch alle Straßen der Stadt zogen, bis es zwölf schlug. Jetzt fürchteten die Bürger, in ihren eigenen Häusern belästigt zu werden und verlangten von dem Stadtvogte die Einlösung des dem Sackpfeifer gegebenen Versprechens. Dieser aber wollte im Gegenteile auch den Wido dem Scheiterhaufen überantworten. Da zog der Spielmann von nun an allnächtlich mit den tanzenden Toten vor das Haus irgend eines Bürgers, der eine heiratsfähige Tochter hatte, und ließ jene dort den Brautreihen „Großvater" genannt, tanzen. Dabei wurde jedes Mal ein schattenhaftes Abbild des betreffenden Mädchens unter den tanzenden Geistern erblickt. Am Morgen aber fand man das Urbild desselben tot im Bette (vgl. das Grimmsche Märchen „Die zertanzten Schuhe" und seine Entsprechungen). Dieser Gefahr wollten die Bürger ihre Töchter und Bräute nicht länger aussetzen. Sie drohten dem Stadtvogte, ihm die Tochter mit Gewalt zu nehmen und dem Wido als Braut zuzuführen. Darauf gab dieser endlich die beiden zusammen. Beim Hochzeitsmahle aber erschien der Spielmann mit seinem Gefolge im Festsaale. Hier rieben sich die fremden blassen Gäste die Augen und sahen sich wie erwachte Nachtwandler verwundert um. Die Hochzeitsleute flohen hinter Stühle und Tische, bald aber röteten sich die Wangen der Angekommenen, ihre blassen Lippen blühten auf. Man erkannte einander gegenseitig, denn die totenbleichen und jetzt neu aufblühenden Gestalten in Sterbekleidern waren die schnell entschlafenen Neissischen Jungfrauen, die von ihrem Zauberschlafe erwacht und von Meister Wilibald mit der Zauberpfeife in den Hochzeitssaal geführt worden waren. Der Magus bließ ihnen noch ein lustiges Stücklein zum Abschiede vor und verschwand." Wido aber sagte: „Ich muß fast glauben, daß der Sackpfeifer niemand anders gewesen ist als der Gebirgsgeist des schlesischen Landes. Ich machte seine Bekanntschaft mitten im Gebirge und erwarb mir, ich weiß nicht, wodurch, seine Gunst. Er versprach mir Beistand in meiner Liebe und hat redlich Wort gehalten, wiewohl auf seine eigentümliche neckende Art, die man ihm schon zu gute halten muß.

Wido blieb Zeit Lebens in der Gunst des Berggeistes. Sein Wohlstand wuchs täglich, seine Gattin brachte ihm jährlich frische Kinder, seine Bilder wurden weit und breit nach Welschland und England verschrieben, und die Totentänze, mit welchen nicht allein Basel, Dresden und Lübeck, sondern eine große Anzahl deutscher Städte prunkten, sind nichts als Kopien und Variationen von Widos Original, das er dem Neissischen wirklichen Totentanze zum Andenken malte."

Durch Widos eigenen Hinweis auf den Berggeist werden auch die Worte sehr bedeutsam, die sich in der Mitte der Geschichte finden:

Am meisten war der Stadtvogt über diesen Ausgang erfreut, denn die Kaltblütigkeit, mit welcher der Delinquent die eröffnete Aussicht auf den Scheiterhaufen angenommen hatte, ließ ihn vermuten, der Sackpfeifer werde sich einmal durch Zauberkunst im Gefängnisse unsichtbar machen oder auf dem Scheiter-

haufen statt seiner Person einen Strohwisch auflodern lassen[1] und die Justiz der Stadt verlachen."

So verfuhr ja der Rübenzagel, als er von den Hirschbergern an den Galgen gehenkt wurde, vgl. S. 183. Das Wichtigste aber an dieser Geschichte ist, daß durch sie auch der Rübenzagel wieder als die gleiche mythische Gestalt wie der Rattenfänger von Hameln erwiesen wird. Beide sind also als Spielleute Führer des Totentanzes. Wenn aber der Rübenzagel hier allnächtlich eine Jungfrau als Opfer davon führt, so entspricht er in dieser Beziehung dem Mädchen speisenden Drachen, und es ergibt sich als neue sagwissenschaftliche Gleichung:

Vom Drachen verspeist werden = In Zauberschlaf fallen.

Zugleich ist durch diese Sage auch die Redensart:

nach jemandes Pfeife tanzen[2]

auf die Sage zurück geführt. Näheres über sie in II. Teil S. 315.

Die Brücke zwischen der Sage vom Totentanze und der Vineta-Sage wird durch folgendes schwedisches Stück geschlagen:

Der Meermann auf der Hochzeit zu Busby.[3]

Die Bauern zu Busby auf der Insel Worms waren ehemals reiche Leute; auf jedem der 15 Haken des Dorfes wohnte nur ein Bauer. Aber sie trieben großen Übermut. Die jungen Burschen z. B. ritten auf ihren stolzen Rossen nie ohne Sattel und trugen große Reiterstiefel mit Sporen. In einem Jahre waren in Busby 15 Hochzeiten, bei denen es hoch herging; außerdem lebten da 15 Paare, welche sich gar nicht hatten trauen lassen. Der Tanz, das Essen und Trinken hatte gar kein Ende. So tanzten sie in ihrem Übermute und in der Trunkenheit nach der Musik des Dudelsackes auch im Freien. Da erschien aus dem Wasser ein Meermann wie eine große menschliche Gestalt, mischte sich unter die Tanzenden, und da der Spielmann nicht so spielte, wie es der Meermann verlangte, packte dieser ihn beim Kopfe, drehte ihm den Hals um und nahm dann selbst das Instrument zur Hand, auf welchem er mit solcher Meisterschaft bließ, daß alle in wilder Lust und Freude herum tanzten. Als er endlich wieder aufstund und ins Meer zurück kehrte, folgte ihm die ganze Gesellschaft tanzend nach und ertrank.

---

[1] Sollte auch der Ausdruck

Strohfeuer

für schnell aufflammende und ebenso schnell wieder erlöschende Liebesglut auf die Sage anspielen, und wie steht's mit

Strohwitwer

und Strohwitwe?

Frau Holle hat ein strohernes Gesäß; vgl. die vernünftelnde Erklärung beider Ausdrücke BW Nr. 1157 und R Nr. 196.

[2] Zu dem alle tanzen machenden Musikinstrumente vgl. die Nachweise Rh. Köhlers in Gonzenbach II S. 224.

[3] K. Russwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö, Reval 1861.

In der hier ausgezogenen Aufzeichnung der Sage vom Sackpfeifer von Neiße sind die Namen vertauscht. Nicht der Maler hat Wido geheißen, sondern der Berggeist. Aus diesem Wido, der durch sein Spiel Lebende und Tote tanzen machte, hat die Legende einen heiligen Veit gemacht, der den berüchtigten

Veitstanz

hervor ruft. Dieser Heilige ist also

ein wunderlicher Heiliger

oder **ein sonderbarer Heiliger,**

vgl. auch Büchmann S. 24, der den Ausdruck wunderlicher Heiliger als „Wunder tuender Heiliger" erklärt. Aber das wäre ja gar nichts Besonderes; Wunder tut schließlich jeder Heilige, während durch das Beiwort „wunderlich" dieser Heilige gerade aus der Menge der anderen heraus gehoben werden soll. Büchmanns Erklärung wird also der Tatsache nicht gerecht, daß wir daneben auch ein „sonderbarer" oder „ein seltsamer Heiliger" sagen.

In dem deutschen Volksmärchen

Der Jude im Dorn[1]

erhält der abgedankte Knecht von einem Männchen, dem er mitleidig seine letzten drei Heller geschenkt hat, eine Fiedel, die die Eigenschaft hat, daß, wenn er darauf streicht, alles tanzen muß, was den Klang hört. Das erste Opfer seiner Zaubermusik ist ein Jude mit einem langen Ziegenbarte (vgl. Blaubart und Drosselbart!), der in einer Dornhecke tanzen muß und sich dabei den ganzen Leib jämmerlich zerzwickt. (Das Märchen beweist auch wieder die Wesensgleichheit zwischen Dornhecke und Waberlohe). Als der abgedankte Knecht auf der zum Galgen hinauf führenden Leiter steht, tut er die letzte Bitte, noch einmal auf seiner Geige spielen zu dürfen. Trotz der Warnung des Juden gewährt sie ihm der Richter, da der Knecht auch von dem Männchen die Wundergabe erhalten hat, daß ihm keine Bitte abgeschlagen werden darf. „Der Jude aber rief ‚au weih! au weih! bindet mich an, bindet mich fest.' Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Halse, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden fest binden wollte: beim zweiten Strich huben alle die Beine und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig: bei dem dritten Striche sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf dem Markte aus Neugierde herbei gekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute unter einander: sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpften mit."

---

[1] KHM Nr. 110.

Das ist also ein regelrechter Massenveitstanz, wie sie im Mittelalter vorgekommen sein sollen. Soviel aber zeigten die vorher wieder gegebenen Erzählungen, daß es nicht notwendig eine Geige sein muß, mit der man es den Gegnern gründlich zeigt. In einem böhmischen Märchen[1] kömmt eine Zither vor, nach der alles tanzen muß.

„Das reichste Leben entfaltet die Redensart in den Totentänzen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Sie stellen in Bildern und Versen dar, wie der Tod als Musikant die Menschen zu seinem Tanze abholt, und jedem Stande spielt er womöglich mit einem besonderen auf. Bei Nikolaus Manuel z. B. schlägt er dem Bischof die Laute, vor dem Priester bläst er ein Horn, dem Bettler flötet er, die Königin folgt seinem Fiedelbogen, der Dirne bläst er auf der Sackpfeife vor, und die Witwe führt er mit Pfeife und Trommel."[2]

Der Tod als Spielmann, der zum Totentanze aufspielt, wird von Josef Lauf in „Marie Verwahnen" hoch dichterisch verwertet:

„Der Tod liebt Überraschungen, und jeden Tag konnte er die Fiedel spielen und sagen: ‚Mutter Verwahnen, nun kommt die letzte Mazurka!' – Wenn aber alles bereit lag, gut, dann mochte er kommen, dann konnte er zum letzten Hopser aufspielen: das Karfreitagshemd hatte ja seine geweihte Kraft, und die Geige spielte in Folge dessen die arme Seele direkt in den Himmel hinein."

Sie geigte sie also heim. In der Redensart

einen (auch einem) heim geigen

ist demnach „heim" in demselben Sinne zu verstehen, wie es Karl von Holtei am Schlusse seines rührenden Gedichtes

Suste nischt, ack heem!

gebraucht, und diese Erkenntnis des wahren Sinnes der Wendung „heim geigen" stützt auch wieder die oben gegebene Erklärung von „es einem gründlich geigen" – ihn in den Tod geigen. Der Rattenfänger, der Rübenzagel als Sackpfeifer und der Meermann zu Busby sind eben der Tod, wie er als Führer des Totentanzes, als

der große Geiger

---

[1] KHM III, „Slawen", S. 356.

[2] BW Nr. 916. Und trotzdem ist er nicht auf die richtige Erklärung gekommen: „Das Bild ist so natürlich, daß es sich hier wie dort (im Altertum und in der Bibel) von selbst einstellen konnte." O nein; die Sache liegt erheblich tiefer!

die Todgeweihten, die „Feigen" — „feige" bedeutet im älteren Deutsch „dem Tode verfallen" — ins Jenseits geigt.

Statt „einen heimgeigen" sagt man auch

einen heim leuchten;

aber wieder in dem Sinne „es einem gründlich geigen". Was es dabei mit dem „Leuchten" auf sich hat, kann erst der II. Teil genauer zeigen. Eigentlich erweist man doch einem, den man heim leuchtet, eine Freundlichkeit. Die Tatsache aber, daß man die Redensart:

Ich werde dir heim leuchten[1]

als Drohung gebraucht, beweist, daß die hier gegebene Erklärung die richtige ist.

Wer sich dem Totentanze angeschlossen hat, der musiciert nun mit in diesem:

Er ist flöten gegangen.[2]

BW erklärt: „mit seiner Flöte davon gehen, um sich als Musikant durch die Welt zu schlagen".[3] Danach würde also „er ist flöten gegangen" soviel bedeuten wie: „Er ist unter die Musiker gegangen", ein Stand, der noch bis vor kurzem in geringem Ansehen stund, was ja bei den sogenannten böhmischen Musikanten, den herum ziehenden Straßenmusikanten, noch heute der Fall ist.

Der Musikant und die Königstochter.

Bechstein erzählt in seinem Märchenbuche von drei Musikanten, von denen zwei, ein Geiger und ein Trompeter, vergeblich versuchen, die Schätze eines Zauberschlosses zu heben. Dem dritten, einem Flötenbläser gelingt es, er gewinnt mit dem Schlosse eine Königstochter, und es kömmt ihn keine Sehnsucht an, zu seinen Kameraden im Wirtshause zurück zu kehren. Die warteten lange auf ihn, ‚als er aber nicht wieder kam, sprachen sie: der ist flöten gegangen — und das ist hernach zum Sprichworte geworden, wenn einer oder eine Sache abhanden und nicht wieder kömmt'."

R, dem ich diese Geschichte entnehme, fährt dahinter fort: „Für eine ernst gemeinte Erklärung des Ursprunges jener Redensart wird das niemand halten".[4] Doch, ich bin so frei! Freilich meine ich nicht, daß die Einzelsage, sondern die Gruppe, der sie angehört, Quelle der Redensart gewesen sein muß. Auch Mozart-Schikaneders Zauberflöte, die offenbar aus iranischer

---

[1] Verfehlte Erklärung R Nr. 85.

[2] Schr. Satz S. 374: „Die Redensart ist übrigens kaum früher als seit wenig über hundert Jahren nachweisbar" verrät wieder das gar nicht genug zu bekämpfende literarische Vorurteil.

[3] BW Nr. 379. [4] R Nr. 55.

Überlieferung schöpft, gehört herzu. Es fragt sich nämlich, unter welche Musikanten derjenige gerät, der flöten geht. In Schlesien sagt man von einem, der für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht scheint:

Er kömmt auf die grüne Wiese, wo die Musikanten sitzen.

Hier ist also doch wieder von der Welt die Rede, in die man nach dem Tode eingeht. Der grünen Wiese, wo die Musikanten sitzen, entspricht im Altgriechischen die Asphodelos-Wiese im Hades, auf der der Asphodelos blüht, der auch die Blume des Paradieses der ersten Christen war. Die Redensart:

Ich werde dir die Flötentöne schon beibringen

bedeutet demnach: „Ich werde dich flöten gehn machen" und enthält die gleiche Drohung wie: „Ich werde es dir gründlich geigen, dich heim geigen, dir heim leuchten." Es wird die Flöte des Erdmännchen-Märchens gemeint sein, und die befindet sich in der Erdunterwelt.

In dem ungarischen Volksmärchen „Wie der arme Schäfer des Kaisers Tochter gewonnen hat" (a. a. Nr. 11), will erst ein 12köpfiger, dann ein 24köpfiger und schließlich ein 32köpfiger Drache vom Schäfer die Flöte spielen lernen, die alles, sogar den Ast, tanzen macht, wenn man sie bläst. Der Schäfer bringt ihnen die Flötentöne bei, indem er eine Buche spaltet, ihnen darin unter dem Vorwande, daß ihre Fingerspitzen erst abgeplattet werden müßten, ihre Tatzen fest klemmt und ihnen dann sämtliche Köpfe abhaut. Wir sehen also, daß das Untier, das die Flöte, Geige usw. spielen lernen will, wieder der Schwarze der Sage ist, und daß die Redensart, ‚einem die Flötentöne beibringen', „ihn töten" bedeutet und der Sage entstammt.

„Des Teufels rußiger Bruder" hatte in der Hölle so schöne Musik machen gelernt, „*wie diese* in den Venusberg lockt"[1]. Überhaupt singen die Toten unter der Erde. Dieses Singen vernimmt z. B. in einer Paderbörnschen Abart des Grimmschen Märchens „Sechse kommen durch die ganze Welt" der Horcher, der in dem Textmärchen „das Gras wachsen hört".

Er hört die Engel im Himmel pfeifen oder singen

sagen wir von einem, der einen peinigenden Schmerz zu ertragen hat, der also einen kleinen Vorgeschmack vom Tode hat;

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 100, S. 196.

denn die Redensart ist nach Einführung des Christentums zeitgemäß umgeformt worden aus:

Er hört die **Toten** im Himmel (Himmel = Mond vgl. S. 263) pfeifen oder singen.

Der Knochen im Ellbogengelenke, der angestoßen, besonders schmerzt, so daß man die Engel im Himmel pfeifen hört, heißt deshalb der

Musikantenknochen.

Auch hier darf man zugleich an den singenden Knochen des auf S. 328 behandelten Volksmärchens denken. Man braucht dabei nicht an die himmlische Sphärenmusik zu denken;[1] denn diese gehört der altbabilonischen Weltanschauung an und war bei den Ariern stets nur den Gelehrten bekannt und nicht volkstümlich. Die heimischen Vorstellungen von der Jenseitswelt reichen zur Erklärung dieser Redensart vollkommen aus. Das

Rattenfängerlied

könnten wir auch

Horandslied

nennen, wie auch in altnordischen Schriftdenkmälern tatsächlich des

Hiarranda-hliodes[2]

gedacht wird, das uns die 6. Aventiure des mittelhochdeutschen Gudrunliedes mit den Worten schildert:

Von seiner Weide abließ im Gewäld das Wild.
Schlangen, die sich ringeln durch das Grasgefild,
Fische, die da schwimmend durch die Fluten streben,
Hemmten ihre Fahrten. Triumph da mochte seine Kunst erleben.

Bei seinem Sange wurde die Weile keinem lang:
Man hörte ohne Andacht der Priester Chorgesang.
Nicht so schön wie früher klang der Schall der Glocken.[3]
Alle Hörer mußte Horands Lied unwiderstehlich locken.[4]

---

[1] Wie Schr. S. 320 tut; ähnlich noch BW Nr. 296, der außerdem den übertragenen Sinn der Redensart falsch umschreibt; wir wenden sie gar nicht auf einen freudig Erregten an sondern ganz im Gegenteile auf einen, der einen heftigen Schmerz empfindet.

[2] Otto Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage im Verhältnis zu den Mythen aller Zeiten und Völker,[2] Wien 1879 S. 194.

[3] Umgekehrt sehnt sich Tannhäuser bei Richard Wagner, als er lange genug im Venusberge geweilt hat, wieder nach „der Glocken frohem, trautem Klange." Er lebt in der Jenseitswelt, im Schlaraffenlande, und für ihn waren die Glocken versunken in die Diesseitswelt. Schade, daß auch der so deutsche Künstler, der doch in seiner Vorbemerkung über die Göttin Holda den Hörselberg erwähnt, in seiner „großen romantischen Oper" Frau Venus und den Venusberg verherrlicht und in ihm sogar Sirenen singen läßt statt Huldinnen.

[4] Gudrun übers. v. L. Freytag, Berlin 1888 S. 67.

Horand ist also die deutsche Entsprechung des altgriechischen Orpheus, der durch seinen Gesang und sein Leierspiel nicht nur wilde Tiere sondern auch Bäume hinter sich her zog. Auch Horand lockte wie der Rattenfänger von Hameln menschliche Wesen hinter sich her, nämlich Hilde und ihre Dienerinnen auf das Schiff. Ein ähnliches gewaltiges selbst Tiere fesselndes Zauberlied müssen auch Ragnar Lodbrok und Gunnar gekannt haben. Sie spielten es auf der Harfe, als sie in die Schlangengrube geworfen wurden, und hinderten dadurch die scheußlichen Tiere eine Zeit lang, ihnen etwas anzutun, bis dem einen die Harfe entrissen wurde und dem anderen die Mutter Atlis, die sich von dem lieblichen Getöne nicht berücken ließ, in Schlangengestalt nahte und sich ihm in die Brust wühlte. Sie „wurmte" ihn also, und auch die Redensart:

Es wurmt mich

ist demnach ein Nachklang der Sage: „Es wurmt mich etwas, d. h. es frißt oder nagt wie ein Wurm an meinem Herzen,"[1] wie beispielsweise die Mäuse am Leibe Hattos.

Gute Mine zum bösen Spiele machen

muß z. B. der Königsohn in dem verwunschenen Schlosse, in dem er alles über sich ergehen lassen muß, was die

Quälgeister

mit ihm anstellen. Hierher gehören auch die

Gewissensbisse,

die auf ein ähnliches Tier schließen lassen wie eine Schlange, einen Wurm oder dgl. Auch Dietrich von Bern lag einmal in einer Schlangengrube, bei Sigenot nämlich, und ward nur von Meister Hildebrand aus ihr errettet. Den gefesselten Loki wurmte das Gift, das die über seinem Haupte angebrachte Natter ihm in den Mund träufelte, so oft sein treues Weib Sigyn die volle Schale, in der sie das ätzende Naß auffing, ausschütten ging.

Jedes Falles ist der Rattenfänger von Hameln, „der Hermes Psychopompos der deutschen Sage", wie wohl jetzt allgemein anerkannt wird, der zu einem unheimlichen Wesen herab gesunkene Wotan, der als Führer der Wilden Jagd die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt in die Jenseitswelt, nach Walhall weist, der sie

im großen Heere versammelt,

---

[1] BW Nr. 1251.

d. h. dämonologisch, abergläubisch gesprochen zu dem der „Wilden Jagd" und mythologisch gesprochen zu dem der Einherier, das in der goldgedeckten Halle den letzten, zu einer Erneuerung der Welt führenden Kampf ebenso erwartet, wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser mit seinen Rittern den zum Wiedererstehen der alten deutschen Kaiserherrlichkeit führenden Kampf herbei sehnt.[1] Die Raben, die den Berg umfliegen, sind die Raben Odins, Hugin und Munin, und nun verstehen wir auf einmal, warum neuere Dichter so gerne von den

Rabenfittichen des Todes

sprechen.

Aber in dieser Ausgestaltung als Rattenfänger von Hameln ist Wotan der Schwarze der Sage, also christlich ausgedrückt, der Teufel. Nun beginnt eine deutschböhmische Rattenfängersage mit folgenden Worten:

Der Rattenfänger.[2]

Der Rattenfänger weiß einen gewissen Ton, pfeift er den neunmal (was es mit der neun hier auf sich hat, wird der II. Teil lehren), so ziehen ihm alle Ratten nach, wohin er sie haben will, in Teich oder Pfütze. Einmal konnte man in einem Dorfe der Ratten gar nicht los werden und ließ endlich den Fänger holen. Der richtete nun einen Haselstock so zu, daß alle Ratten daran gebannt waren, und wer den Stock ergriff, dem mußten sie nach.

Dieser Stock war also ein Stock-kleb-an, wie wir auf S. 102 eine Gans-kleb-an kennen gelernt haben, der die drei Töchter des Wirtes, bei dem der Dümmling einkehrt, eine Feder ausziehen wollen, aber an der alle drei ebenso kleben bleiben wie später noch der Pfarrer, der Küster und zwei Bauern. Bei dem Versuche, der goldenen Gans eine Feder zu stehlen, müssen jedoch die drei Töchter des Wirtes ihre Finger angewendet haben; diese werden wohl bei den krampfhaften Versuchen, sich los zu reißen,

Langfinger

geworden sein. Auf eine all diesen Überlieferungen verwandte Sage wird demnach auch das Sprichwort anspielen:

Wenn man den Teufel den kleinen Finger gibt, so nimmt er die ganze Hand.

---

[1] Verständnislos lehnt BW Nr. 57 die richtige Erklärung wieder ab mit den Worten: „Es ist nicht nötig, zur Erklärung der Redensart in der großen Armee Wotans wildes Heer zu erblicken, das sich auch der alten Sage nach nur aus gewaltsam Getöteten zusammensetzt; die große Armee ist nichts als ein soldatischer Ausdruck für die Schar der im Jenseits Versammelten."

[2] DS Nr. 246.

In einer anderen Rattenfängersage hatte der wunderliche Mann „einen Rock von vielfarbigem buntem Tuche an, weshalben er Bundting soll geheißen haben".[1] Dieser Name und seine Erklärung sind aber mythologisch höchst bedeutsam. Auch „das alte, eisgraue Männchen", das in dem deutschen Volksmärchen vom „gläsernen Sarge" dem armen Schneider vor seiner Zeugenschaft bei dem furchtbaren Kampfe zwischen Hirsch und Stier Herberge gewährte, hatte „ein von buntfarbigen Lappen zusammen gesetztes Kleid an, also einen Harlekin vgl. S. 316, und auch „der vierfarbene Roland" trug ein solches. Roland aber hat das Horn, wie der Rattenfänger die Flöte, und er ruft mit diesem elfenbeinernen Horne vor seinem Tode seinen Oheim Karl herbei, obwohl dieser 8 Meilen entfernt war. Es war also ein in weite Ferne wirkendes Horn-zieh -an, Horn-kleb-an. Nun führt in einem flämischen Volksliede der Blaubart, der doch auch eine Reihe von Menschen, nämlich die vielen Frauen, die er nach einander nahm, hinter sich her in den Tod zog, den Namen Roland.[2] Ein schottisches Blaubartlied aber beginnt mit den Worten:

„Schön Lady Isabel, sie näht' im Kämmerlein,
Die Ranunkeln blüh'n lustig und frei —
Sie hört' den Elfenritter, er bließ ins Horn gar fein.
Am ersten Morgen im Mai.

„O hätt' ich jenes Horn, drauf zu blasen mit Lust,
Die Ranunkeln blüh'n lustig und frei —
Und jenen Elfenritter, zu ruh'n an meiner Brust"!
Am ersten Morgen im Mai.

Dem Mädglein waren kaum diese Worte entklungen,
Die Ranunkeln blüh'n lustig und frei —
Der Elfenritter kam in ihr Fenster gesprungen.
Am ersten Morgen im Mai."[3]

Wer erinnert sich hier nicht der auf S. 165 erörterten Sprichwörter:

Den Teufel darf man nicht rufen, er kömmt wohl von sich selbsten,
Der Teufel ist leicht zu laden, aber sein bös abzukommen usw. usw.

---

[1] DS Nr. 245 „Die Kinder zu Hameln."

[2] Lootens und Feys, Chants populaires flamands, S. 60 Nr. XXXII Roland.

[3] Rosa Warrens, Schottische Volkslieder der Vorzeit S. 1ff.

Die Lady Isabel hatte in Form des Wunsches: „O hätt' ich jenes Horn, darauf zu blasen mit Lust, und jenen Elfenritter, zu ruhn an meiner Brust" dem Teufel den kleinen Finger gegeben.

Andererseits nennt aber auch der deutsche Volksmund den Todesengel, der zu Füßen des Bettes des Sterbenden steht, vgl. S. 35,

Freund Hein.

In diesem Ausdrucke sollten wir das „Hein" nicht mit ei schreiben, wie der unvermeidliche „Duden", der aber nur Fabrikarbeit geleistet hat, uns vorschreibt, sondern mit ai, also

Freund Hain,

denn wie Maid aus Magd entstanden ist durch allmähliches, schrittweises Erweichen des g, so ist Hain aus Hagn entstanden (Hagen mit silbenbildendem n zu sprechen). Wir können also die sprachliche Proportion aufstellen:

Maid : Magd = Hain : Hagn.

Gemeint ist ursprünglich niemand anders als der allbekannte Hagen[1] der altdeutschen, altnordischen, überhaupt altgermanischen Heldensage, der dem herrlichen Sigfrid nach kurzem aber tatenschwerem Heldenleben tückisch von hinten den Speer durch die einzig-verwundbare Stelle zwischen den Schultern hindurch stieß. Nicht nur Hagens Einäugigkeit, sondern auch eine Reihe anderer Züge deuten darauf hin, daß auch er wieder nur die zum Helden herab gesunkene Gestalt Wotans ist, Wotans als Führer der Seelen, als Todesgottes. Für diese Erklärung spricht auch folgende Stelle des „Harbardsliedes":

---

[1] Vgl. R. unter Nr. 59 „Ins Gehäge kommen"; „Aus Hagen wird Hain wie Maid aus Magd"; aber den „Freund Hain" bringt er damit nicht in Zusammenhang. Statt:

hagenbüchen,

das der Volksmund in

hanebüchen

verkehrt hat, gebraucht Musaeus (Volksmärchen, Ulrich mit dem Bühel, Meyers Volksb. S. 102–103):

hainbüchen.

Was ist aber eine Hainbuche? Hat sie etwa gar wieder mit Freund Hain zu tun? Bei „Freund Hain" ahnt einmal BW Nr. 550 das Richtige, läßt sich aber leider nicht näher darauf ein.

Thor. Wo hast du nur her diese höhnischen Worte?
Ich hörte zuvor so höhnische nie.

Harbard. Von alten Leuten lernt' ich sie,
die zu Haus' in den Hainen der Heimat.

Thor. Da gibst du den Gräbern zu gute Namen,
heißt du sie „Haine der Heimat".

Harbard. Fährt man zu Hain und Heim nicht ins Grab? Wolzogen S. 73.

Wie kann aber bloß in aller Welt die Schreckensgestalt des grimmen Hagen zu einem Freund Hain geworden sein? Das will einem doch gar nicht in den Sinn. Nun, indem er den Sigfrid ermordete, erwies er sich doch auch andererseits als Freund, nämlich gegenüber den Nibelungen, seinen Herren Gunther, Gernot und Giselher. Er ermordete den Sigfrid ja nur, weil er durch ihn die Ehre seiner Herrin Brunhild verletzt glaubte. Er nahm der Witwe des Ermordeten den Nibelungenschatz nur weg, weil er fürchtete, daß sie ihn dazu nützen würde, die Ermordung des Gatten an seinen Königen zu rächen. Als nahezu einziger widerriet er trotz dem Verdachte der Feigheit, den er damit auf sich zog, die Fahrt der Nibelungen nach dem Heunenlande, weil er wußte, daß sie den Nibelungen zu Tod und Verderben gereichen würde. Als die Fahrt dennoch beschlossen ward, nahm er trotzdem an ihr teil, um auf jeden Fall das Schicksal seiner Herren zu teilen. In alledem wie auch später in dem entsetzlichen Kampfe wider die Heunen bewies er seine

Nibelungentreue

bis zum letzten Atemzuge, die ihm auch seine Herren mit gleicher unverbrüchlicher Treue erwiderten. Diesen Ausdruck wandte Fürst Bülow zum ersten Male auf dem Deutschen Reichstage 1909 auf das innige Bundesverhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn an, das sich seitdem in dem großen Weltkriege so herrlich bewährt und seine Feuerprobe bestanden hat, und seitdem ist es tausendfach wiederholt worden und ein „Gefügeltes Wort" auch im Sinne Büchmanns geworden. —

Andererseits offenbart sich in dem Ausdrucke „Freund Hain" auch wieder jene echtdeutsche Schalkhaftigkeit, die sich auch den ernstesten Dingen gegenüber schwer zu unterdrücken weiß. Er steht in dieser Beziehung auf ganz gleicher Stufe wie der „Gevatter Tod" auf S. 35. Und zu allem Überflusse

finde ich auch wieder bei einem neuren Romanschriftsteller[1] daneben

Gevatter Hain (freilich Hein geschrieben).

Vor allem hat freilich die Benennung „Gevatter“ darin ihren Grund, daß der Tod als Schicksalsgott ebenso wie die Geburtsgottheit himmlisches göttliches Vorbild für die irdische menschliche Einrichtung der Patenschaft ist.

Mit „Freund Hain“ haben aber vermutlich auch die von dem Schlesier August Kopisch so reizend in ihrer geheimnisvollen Emsigkeit geschilderten

Heinzelmännchen[2]

zu tun, die wir also wohl auch

Hainzelmännchen

schreiben müßten. Sie sind in noch weit höherem Grade als „Freund Hain“ Freunde des Menschen, und wenn sie auch als

Hausgeister

mehr in das Gebiet des Aberglaubens hinab reichen, so beweist doch allein schon ihre Wesens- und Schaffensverwandtschaft mit dem Bruder Flinkhand des auf S. 43 behandelten esthnischen Volksmärchens, dem Meister in allen Handwerken und spät auftauchenden Nachklange des altgermanischen Wieland, daß auch sie wie die meisten Gestalten des Aberglaubens aus der Sage in diesen hinab gestiegen sind.

Die trauliche Bezeichnung „Freund Hain“ nimmt also eigentlich dem Tode seinen Stachel und bildet insoferne einen wohltuenden Gegensatz zu den zahllosen mittelalterlichen, Schrecken erregenden Darstellungen des Todes als eines Knochengerippes mit der Sense. Aber auch dieser

Knochenmann

entstammt dem Mythos. Der Alte in dem auf S. 137 behandelten griechischen Märchen, dem der Jüngling die Knochen aus dem Leibe heraus schüttelte, um seine Haut als Tarnkappe zu verwerten, muß nach dieser liebenswürdigen

---

[1] Oskar Höcker, Die Sonne von St. Moritz, Ullstein-Ausg. S. 234.

[2] Es sei hier noch an das Wort „Heimchen“ oder Heinchen erinnert, das nach W. Wägner, Unsere Vorzeit[8] I S. 133 die Seelen ungeborener oder früh verstorbener Kinder, nach andern auch die abgeschiedener Erwachsener, bezeichen soll und das Grimm in der Deutschen Mythologie[4] S. 170 mit „Hein“ in „Freund Hein“ zusammen bringen wollte.

Behandlung, falls er nicht etwa seine Knochen im Schnupftüchel nach Hause getragen sondern jeden an Ort und Stelle belassen hat, dem Knochenmanne zum Verwechseln ähnlich gesehen haben, als welcher der „Gevatter Tod“ im deutschen Mittelalter eben dargestellt wird. Eine berühmte Darstellung dieser Art befand sich in Ypern; daher die Redensart:

Aussehen wie der Tod von Ypern,[1]

die durch den Weltkrieg einen noch viel herberen Klang bekommen hat; eine des Totentanzes in Basel; daher auch

Aussehen wie der Tod von Basel,

den auch das Lied: „Als ich ein Junggeselle war, nahm ich ein steinalt Weib“ besingt. Im Osten heißt es statt dessen:

Aussehen wie der Tod von Warschau.

Alle diese Redensarten werden dann auch verkürzt in:

Aussehen wie der Tod.

Oft wird auch der Tod als „Gerippe mit Stundenglas und Hippe“ dargestellt. Am Schlusse des Deutschen Volksbuches von Dr. Faust heißt es :„Die Glocke war nun einmal gegossen, und das Stundenglas Doctor Fausts lief nunmehr aus.“[2]

Gemeint ist wieder die Sanduhr, die der Tod, der Bruder des Sandmannes,[3] in der Hand hat. Wenn der Sand aus dem oberen Teile des Stundenglases in den unteren Teil gelaufen ist, dann ist die Lebensuhr des Betreffenden abgelaufen:

Sein Uhr ist abgelaufen;
sein Stündlein hat geschlagen

Wenn es daneben auch heißt:

Sein Garn ist abgelaufen,[4]

so geht das wieder auf die Vorstellung vom Lebensfaden zurück, vgl. Peter Hebel:

„Ein armer junger Mann . . . . dachte während der Arbeit . . . . an Vater und Mutter, denen ihr Lebensfaden schon vor der Spule abgelaufen war.“[5]

---

[1] R 208.

[2] G. Schwab, Die Deutschen Volksbücher, Recl.-Ausg. VII S. 62.

[3] Da der Schlaf der Bruder des Todes ist, sagt auch im Märchen der oder die wieder zum Leben Erweckte, oft sogar vorher Zerstückte: „Ach wie tief habe ich geschlafen.“

[4] Schr. S. 500.

[5] Peter Hebel, Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, Franziska.

Auch den Ausdrücken

Mit dem Tode ringen

und

Todeskampf[1]

liegt die Auffassung des Todes als einer menschenähnlichen Gestalt zu Grunde; denn nur mit einer solchen kann man wirklich handgemein werden. Man spricht auch von der

Hand des Todes.[2]

Eine Hippe ist wohl, wenn ich auch das Wort sprach- und sachgeschichtlich noch nicht genauer erklären kann, nichts anderes als eine Sense. Aber auch der Tod als

Sensenmann

ist mythisches Ursprunges.

„Jetzt wetzt er das Messer,
Es schneidt schon viel besser,
Hüte dich, schön's Blümelein"

heißt es in dem weiter unten angeführten deutschen Volksliede

„Der Schnitter Tod."[3]

Josef Lauf schildert die Todesgefahr, in der ein Kranker schwebt, mit den Worten:

Im Hause des Predigers stand der Tod am Kopfende des Bettes, um den letzten Hauch von den Lippen des Fieberkranken zu nehmen. Jetzt kam wirklich der Malach Hamoves.[4] Lautlos war er gekommen, lautlos hatte er sich den weißen Kissen genähert, ruhig in das fieberheiße Gesicht des Ärmsten geschaut und dann mit dem Schärfen der Sense begonnen. Wie eine ferne, fremde Vogelstimme lief das eintönige Wetzen durch das dämmerige Zimmer usw.

Das Bild wird auch auf den folgenden Seiten noch eine Weile fort geführt.[5] In einem französischen Volksmärchen wetzt der Blaubart unten am Fuße des Turmes das Messer, mit dem er seine auf der Spitze desselben verzweifelt nach ihren Brüdern auslugende Gattin töten will.[6]

Der Sensenmann geht auf einen älteren

Sichelmann

zurück, wie ja die Sense überhaupt nur eine auf einen längeren Stiel gesteckte und vergrößerte Sichel ist. Mit einer Sichel

---

[1] BW Nr. 1188.

[2] Wunderlich, a. a. O. II S. 83.

[3] In Hebels Gedichte „Die Wiese" dengelt der „Denglegeischt" des badischen Feldbergs auf silbernem Geschirre seine goldene Sense.

[4] althebräisch *„maleāk ha māwet"*, der Engel des Todes.

[5] Josef Lauf, Marie Verwahnen, Ullstein-Ausg. S. 264ff.

[6] Bladé, Contes populaires de la Gascogne I S. 241.

tritt auch der Tod in einem Volksbuche „Das bis an den jüngsten Tag währende Elend“[1] an Elend heran:

„Endlich kommt der Tod, und Elend bittet ihn, daß er ihm seine Sichel leihe, um sich noch eine der schönsten Birnen[2] mitzunehmen. Der Tod will als ein guter Soldat seine Waffen nicht aus der Hand lassen und die Mühe selbst übernehmen“ usw. Vgl. die Sage vom Schmiede von Jüterbog.

Ein iranisches Rätsel schildert eine grüne Wiese, die ein finster blickender Mann mit der Sichel abmäht; gemeint ist Jama, der Gott des Mondes und Todes.[3] Das Bild wird weiter ausgesponnen in dem christlichen deutschen Volksliede „der Schnitter Tod“[4], dessen dritte Strophe als deutsches Gegenstück zu dem iranischen Rätsel hierher gesetzt sei.

Viel hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt:
Ihr Rosen, ihr Lilien,
Euch wird er austilgen.
Auch die Kaiserkronen
wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schön's Blümelein.

Noch Zuckermann hat den

„Schnitter Tod“

in sein während des Weltkrieges geschaffenes „Reiterlied“ verwebt:

Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen[5] –
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen!
Was liegt daran!
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf ich als Reitersmann.

---

[1] KHM III Anm. zu Nr. 82 S. 153.

[2] In der Aurbacherschen Wiedergabe des Märchens II, S. 57 ist es eine Sense. Außerdem geht aus ihr hervor, daß jener Birnbaum der Baum des Lebens, der Lebensbaum, ist.

[3] Wolfgang Schultz R III (-Pauly-Wissowas Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. Ia Rätsel“) Sp. 86: „Firdousi gibt die Zeit als Lösung, was dem rechten Sinne noch ebenso nahe steht, wie wenn Schwager Chronos die Sichel führt.“ Der Mond ist eben auch der Zahn der Zeit; vgl. S. 299.

[4] L. Achim von Arnim und Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Recl.-Ausg. S. 40.

[5] Merkwürdig, wie in den beiden Dohlen und den beiden Krähen Odins todverkündende Raben Hugin und Munin in neuester Kunstdichtung wieder auftauchen.

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen.[1]
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?

Das Bild lebt noch fort in der Redewendung:

Der Tod hält seine Ernte.

Dieser Sichelmann ist also kein anderer als der Rattenfänger von Hameln, der die Ratten und Mäuse ebenso wie die Kinder der Bürger in den Tod pfeift, flötet und geigt. Folglich müssen auch die Werkzeuge, mit denen beide die Menschen dahin raffen, d. h. also die Sichel hier und die Pfeife, Flöte oder Geige dort einander entsprechen, und so kommen wir wieder auf das himmlische Musikinstrument, den Mond, vgl. den II. Teil besonders über:

Der Himmel hängt ihm voller Geigen.

[1] Anm. 5, S. 272.

Zeitrechnung, Sage und Sprache.

Unsere Vorfahren berechneten die Zeit nach Nächten und nicht nach Tagen. Das hat uns **Tacitus** klipp und klar überliefert mit den Worten: „*Sie rechnen nicht, wie wir, nach Tagen sondern nach Nächten; danach setzen sie Termine fest, danach geben sie Zusagen.*“[1]

Spuren dieser alten Rechnung haben sich bis in unsere Tage in unserer Sprache erhalten, und zwar in den Mundarten. Statt heute sagt man in Schlesien noch vielfach hinte und in Österreich heint oder heunt. Aber auch bairisch kömmt das Wort noch heute vor, z. B. bei L. Thoma: „Ja, wann i no dreiß'g Jahr alt war! Do hob i 'gsungen! Wie a Zeiserl! Aber es geht heint no.“[2] — „Meinst, i mag nomal so dasteh' wia heint vormittag?“[3] — „Indem ich den heintigen Tag anschaue.“[4] — „Gestern sa ma verladen worn, und heunt fruah sa ma auf Weilbach kemma.“[5] Ferner gebraucht es auch die Frau Rat oft in Bettina von Arnims „Reise nach Darmstadt“: „Ei, es ist der Frau Bethmann ihr Bedienter. Ob sie wollte heunt Nachmittag mit ins Kirchenwäldchen fahren?“[6] und: „Was war heunt morgen vor eine Komödie?“[7] Es ist also auch frankfurtisch. Aber die Wörter hinte, heint und heunt sind sämtlich zusammen gezogen aus althochdeutschem hinaht und bedeuten also eigentlich „diese Nacht“. Eine Mundart der Eifel hat diese ursprüngliche Bedeutung noch fest gehalten: „Der Modder es uf gebliewen bis half hint, dann es se schlaofe gange.“[8] Dieses mundartliche Wort hat mir einmal

---

[1] Tacitus, Germania Cap. 11: „*Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant; sic constituunt, sic condicunt.*

[2] Ludwig Thoma, Krawall, Ullstein-Ausg. S. 120.

[3] a. a. O. S. 123. [4] a. a. O. S. 124. [5] a. a. O. S. 160.

[6] Deutsche Humoristen 6. Bd. Hamburg-Großborstel, Dichter-Gedächtnisstiftung S. 66. [7] a. a. O. S. 75.

[8] Clara Viebig, Vom Müllerhannes, Ullstein-Ausg. S. 240.

zu einem heiteren Erlebnisse verholfen. Vor Jahren wanderte ich mit einer größeren Gesellschaft, in der sich auch eine Landsmännin aus einer anderen Gegend des deutschen Sprachgebietes befand, über das Riesengebirge. Wir waren in sehr fröhlicher Stimmung und wechselten mit allen, die uns begegneten ein paar freundliche Worte, wie es dort so üblich ist. In der Nähe der Grenzbauden begegneten wir auch einem alten Manne aus der Gegend, der im Laufe des Gespräches bemerkte: „S'is fil warm hinte.“ Meine Begleiterin aber faßte das Wort hinte örtlich statt zeitlich auf und belachte den Satz des biederen Gebirglers noch lange herzlich, wogegen auch meine sprachlichen Auseinandersetzungen nicht aufkommen konnten. (‚Hinten‘ würde schlesisch „hinga“ lauten!)

Aber nicht nur die Germanen rechneten nach Nächten sondern auch die Kelten. Das hat uns **Caesar** deutlich überliefert, indem er schrieb „*Sie bestimmen alle Zeiträume nicht nach der Zahl der Tage sondern der Nächte.*“[1]

In Folge dieser Rechnung nach Nächten ließen beide Völker die Nacht dem Tage vorauf gehen. Für die Germanen bezeugt uns dies **Tacitus** an der angeführten Stelle mit den Worten: „*Die Nacht erscheint als Führerin des Tages*,“[2] und **Caesar** schließt an den oben angeführten Satz an: „*Geburtstage, Monate und Jahre fangen sie immer in der Weise an, daß der Tag auf die Nacht folgt.*“[3] Diese Voranstellung der Nacht vor den Tag ist eine ganz selbstverständliche Folge der Rechnung nach Nächten. Wie bei unserer heutigen Kalenderrechnung die Nacht nur ein Anhängsel des Tages ist und durch die Kalenderrechnung zerschnitten wird, indem der erste Teil derselben dem voran gehenden, der zweite dem folgenden Kalendertage zugerechnet wird, so war im altgermanischen und altkeltischen Kalender umgekehrt der Tag nur ein Anhängsel der Nacht.

Die Tatsache, daß unser heutiger Kalender die Nacht nicht zur Geltung kommen läßt, entzieht sich nur dadurch für gewöhnlich unserer Aufmerksamkeit, daß jetzt die deutsche Sprache das Wort „Tag“ in einem doppelten Sinne gebraucht,

[1] Caesar, Bell. Gall. Lib. VI, Cap. XVIII: „*Spatia omnis temporis non numero dierum sed noctium finiunt.*“

[2] Tactius, a. a. O.: „*Nox ducere diem videtur.*“

[3] Caesar, a. a. O.: „*Dies natales et mensium et annorum initia sic observant ut noctem dies subseqvatur.*“

nämlich in dem Sinne „Lichttag" — lichtheller Bruchteil einer Erdumdrehung, und „Sterntag" — „Zeit von 24 Stunden, Zeit einer vollständigen Erdumdrehung". Bei der Kalenderrechnung aber denken wir immer nur an letzteren Sinn, und im altgermanischen und altkeltischen Kalender wurde das Wort „Nacht" in einem entsprechenden Sinne gebraucht, nicht in dem heute uns immer gleich gegenwärtigen: „Zeit der Finsternis, lichtloser oder lichtarmer Bruchteil einer Erdumdrehung."

Die Voranstellung der Nacht vor den Tag spiegelt sich gleichfalls noch heute in einigen Wörtern unserer Sprache wieder, die den eigentlichen Festtag mit dem vorauf gehenden Abende beginnen lassen, z. B. Sonnabend, Heiliger Abend, Weihnachtsabend, Sylvesterabend. Auch das Abendmahl wurde in altchristlicher Zeit, dem Namen entsprechend, in der Nacht gefeiert, nicht etwa bloß zu dem Zwecke, Verfolgungen zu entgehen. Auch die Feier des Sabbats beginnt bereits am Freitag Abend, also am Vorabende des eigentlichen Festtages. Die Amerikaner nennen einen Jahrestag, einen Jubiläumstag *old first night*. Eine noch deutlichere Sprache reden die angelsächischen Wörter *frigeaesen* „Donnerstag Abend" und *frigenight* — Nacht von Donnerstag auf „Freitag". Die Fastnacht und die Walpurgisnacht werden sogar überhaupt noch jetzt lediglich in der Nacht gefeiert, und trummhaft liegt das auch noch in unserem Worte Weihnachten ausgedrückt, das eigentlich „in den geweihten Nächten" (mhd. *ze wihen nehten*) bedeutet; gemeint waren nämlich „die Heiligen zwölf Nächte" vom 24. December bis zum 6. Januar, in deren erste später die Feier der Geburt Christi verlegt wurde. Das neuenglische *Twelftnight* bezeichnet die zwölfte dieser Nächte, den Vorabend des Dreikönigstages, also die Nacht vom 5. zum 6. Januar.

Aber die Voranstellung der Nacht vor den Tag ist nun nicht nur altgermanisch und altkeltisch sondern auch altpersisch, altindisch und altgriechisch. Das zeigt für das Altindische das Wort *naktamdivam* und für das Altpersische *chšapa-wā rōča-pati-wā*, die beide „bei Nacht und bei Tage" bedeuten, und für das Griechische das zwar erst in der hellenistischen Gemeinsprache, der Koine, auftauchende aber sicherlich viel ältere und vermutlich aus einer nichtgriechischen, aber

arischen, Sprache in den Wortschatz der hellenistischen Bevölkerung wieder aufgenommene νυχθήμερον, das aus νύξ „Nacht“ und ἡμέρα „Tag“ zusammen gezogen ist und also das Gleiche bedeutet wie das altindische und altpersische Wort.[1] Und damit ist bewiesen, daß auch das arische Urvolk die Nacht dem Tage vorauf gehen ließ und also nach Nächten zählte.

In der neuenglischen Schriftsprache hat diese altarische Rechnung nach Nächten noch reichere Reste hinterlassen als bei uns. Zwar beginnt das Wort *sennight* — „Woche“, das aus *sevennight* zusammen gezogen ist und also eigentlich „sieben Nächte“ bedeutet, nunmehr zu veralten. Dagegen ist das Wort *fortnight*, das eine Reihe von 14 Tagen bedeutet aber aus *fourteen night* — „14 Nächten“ zusammen gezogen ist, noch immer das einzige, das für diesen Zeitraum vorhanden ist.

Die Woche unserer altgermanischen Vorfahren umfaßte aber ursprünglich nicht, wie man nach *sennight* und *fortnight* wohl glauben möchte, 7 Nächte sondern deren 9. Diese Rechnung finden wir noch vielfach in der Edda. 9 Nächte dauerte z. B. Hermods Ritt zur Hel;[2] nach 9 Nächten will Gerda den Freyr im Haine Barri zum Stelldichein treffen,[3] und Odin singt im Havamal von sich selber:

Ich weiß, daß ich hing am windbewegten Baume
neun Nächte hindurch
verwundet vom Speere, geweiht dem Odin,
ich selber mir selbst

Wie sind aber nun die Angelsachsen zu der siebentägigen Woche gekommen, die durch die noch neuenglischen Wörter *sennight* und *fortnight* sicher belegt ist? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst einmal klar machen, daß, wenn die Germanen nach Nächten rechneten und nicht nach Tagen, was durch unzweifelhafte Zeugnisse römischer Schriftsteller sicher beglaubigt ist, die Namen der Wochentage gar nicht alt und ursprünglich sein können sondern entlehnt sein müssen. Und sie müssen dem Lateinischen entlehnt sein, weil die Römer

[1] Diese Belege entnehme ich dem sonst allerdings hinsichtlich Zeitrechnung, Mythos, Götterglauben und Religion ziemlich verfehlten Buche Sigmund Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913, vgl. Mitra I, Sp. 146ff.

[2] Edda, übers. von Gering S. 45.

[3] Ebendas. S. 58.

das einzige nicht oder nur nicht mehr nach Nächten rechnende Volk waren, mit dem die Germanen in engere Berührung kamen. Die Entlehnung veranschaulicht folgende Übersicht über die Namen der Wochentage im Lateinischen, Italiänischen, Französischen, Oberdeutschen, Niederdeutschen, und Englischen. Die mit einem Sternchen versehenen lateinischen Namen sind aus den romanischen Sprachen erschlossen, aber mit unantastbarer Sicherheit deshalb, weil uns überliefert ist, daß die betreffenden Wochentage den Göttern geweiht waren, mit deren Namen sie in den Tochtersprachen des Lateinischen gekennzeichnet werden, vgl. S. 281. Die Spalten Oberdeutsch und Niederdeutsch wollen nur die Art der Bilder dieser Namen zeigen, nicht ihre Lautgestalt getreu wieder geben.

Die auffallende Übereinstimmung der Reihenfolge der Wochentagsnamen in den 6 Sprachen bestätigt, daß die siebentägige Woche den Römern entlehnt ist. Zugleich aber liegt in dem Umstande, daß für die Bildung derselben die Namen von Göttern, und zwar zum Teile auch von Mythengöttern, verwendet werden, ein Hinweis darauf, daß die Zeitrechnung mit dem Mythos die engsten Beziehungen hat. Diese ist aber schon längst auf ganz anderem Wege aufgedeckt worden, nämlich durch die Beobachtung der Tatsache, daß in allen saghaltigen Überlieferungen fortwährend ganz bestimmte, feste Zahlen wieder kehren, eben die Kalenderzahlen.[1] Wir taten also recht daran, die eben benützten Eddastellen als Beleg für die neunnächtige Woche der Germanen ins Feld zu führen. Der Sonnabend, der Sonntag und der Montag treten zwar der Namensbildung nach äußerlich aus der Reihe, innerlich aber nicht, geben sie uns doch vielmehr schon einen Fingerzeig, wohin wir in Betreff der Deutung der Mythen unsere Augen zu richten haben.

Als also die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, Berührungen, die ebenso oft freundliche wie feindliche waren, nämlich die des Handels und Wandels, in denen man gerade die Zeitrechnung besonders benötigte (vgl. die oben angeführte Tacitus-Stelle: „Danach setzen sie Termine fest, danach geben sie Zusagen"), merkten sie zunächst, daß diese keine „Neunerwoche hatten wie sie sondern

[1] AZ S. 33.

Übersicht über die Namen der Wochentage in verschiedenen europäischen Sprachen und Mundarten.

Lateinisch	Italienisch	Französisch	Oberdeutsch	Niederdeutsch	Englisch
Solis dies[1] (Phoebi) vgl. S. 777	Dominica	dimanche	Sonntag	Sundag	Sunday
Lunae dies* (Dianae) vgl. S. 777	Lunedì	lundi	Montag[3]	Mondag	Monday
Martis dies*	Martedì	mardi	alem. Ziestag[4] bair. Ertag[5]	Dingsdag[9] woraus schriftdeutsch Dienstag geworden ist.	Tuesday aus älterem Tiwes day
Mercurii dies*	Mercoledì	mercredi	Mittwoch	Gunsdag[10] westfälisch Godensdag schwedisch Odensdag	Wednesday aus älterem Wodanes daeg
Jovis dies*	Giovedì	jeudi	Pfinztag[6]	Donnerstag[11]	Thursday = Thors Tag
Veneris dies*	Venerdì	vendredi	Freitag[7]	Fridag	Friday
Saturni dies[2]	Sabbato	samedi	Samstag[8]	Saterdag	Saturday

[1] Bei Tertullianus. [2] Frontinus Strat. 2, 1, 17. [3] Der Mond heißt noch mhd. *mâne;* das d ist erst später angetreten. [4] nach Zio, dem Schwertgotte. Im Neudänischen heißt dieser Tag Tirsdag, weil bei den Nordgermanen der Schwertgott Tyr hieß. [5] Der Schwertgott hieß bei den Bayern Er. [6] Der erste Bestandteil dieses Namens ist bisher unerklärt. Man wollte ihn schon aus dem Griechischen ableiten und ihn als „den Fünften" erklären. Es ist aber sehr möglich, daß ein älterer Göttername vorliegt. [7] Nach Frija, der Göttin der Liebe. [8] Aus: Sabbatstag. [9] Nach dem Gotte, der auf römisch-germanischen Inschriften als Mars Thingsus bezeichnet wird, vgl. Göll[8] a. a. O. S. 286. Gemeint ist Tiu, nach der Lautverschiebung Ziu, der nicht nur Kriegsgott sondern auch Gott des „Dinges" war, der Volksversammlung, in der man den Angeklagten „dingfest" machte, aber ihm auch Gelegenheit gab sich zu „vertagedingen", woraus unser „verteidigen" geworden ist, wo man sich aller Lei „ausbedang" und wohl auch sich selber „verdingte". [10] Nach Wotan. [11] Nach Donar.

eine Siebenerwoche. Da übernahmen sie denn zuerst die Siebenerwoche. Die Rechnung nach Nächten aber war bei ihnen so fest eingewurzelt, daß sie nun eine siebennächtige Woche einführten, die also lediglich eine Übergangsform darstellt, und diese ist es, die sich in den neuenglischen Wörtern *sennight, sevennight* und *fortnight* noch spiegelt; sie geht auf die Zeit zurück, wo die Angelsachsen noch auf dem Festlande saßen; denn diese siebennächtige Woche bildet auch die Lösung folgendes deutschen Rätsels:

> Märgel, Märgel,[1] mücke
> hat sieben Körb' auf dem Rücke,
> in jedem Korb eine schwarze Katze,
> jede Katze hat ein (helles?) Junges,
> jedes Junge hat seinen Namen.[2]

Auch hier ist die Nacht — die schwarze Katze — immer noch die Hauptsache und der Tag — das (helle?) Junge — nur ein Anhängsel der Nacht, obwohl bereits „jedes Junge seinen Namen hat". Die römischen Wochentagsnamen waren also zu der Zeit, wo dieses Rätsel dem neu erlernten gemäß verändert wurde, bereits durch die Germanen übernommen worden. Sie waren vielleicht überhaupt der am meisten treibende Anlaß, schließlich zur Rechnung nach Tagen überzugehen, weil sich sonst doch immer noch bei Handels- und Rechtsgeschäften Mißverständnisse ergaben, wenn auch bereits die Zahlen der die Woche ausmachenden Zeiteinheiten in Übereinstimmung gebracht waren. Dem Bestreben, solche Mißverständnisse zu vermeiden, verdanken die eben besprochenen eigentümlichen Wörter *frigaefen* — „Donnerstag Abend" und *frigeniht* — Nacht von Donnerstag auf Freitag" ihr Entstehen, wobei nur auffällig ist, daß derartige Bildungen für die anderen Wochentage nicht überliefert sind. War der Donnerstag in der Zeit römisch-germanischen Wechselverkehrs ein besonders wichtiger Tag, etwa der Markttag? Das obige Rätsel wurde verändert, sagte ich; denn es ist selbstverständlich auch in älteren Formen mit der 9 vorhanden gewesen. Schultz weist als solche nach: „Gung en mann na Teterow, dor begenten em nägen wiver, jedes wif hadd'n sack up'n nacken, in jeden sack wiren nägen

[1] Ursprünglich doch wohl Märge, wovon Märgel eine Koseform; demnach wäre also „Märge", altdeutsch Marja, griech. Moira, eine Bezeichnung der Woche; was wir uns für später vormerken wollen.

[2] Vgl. W. Schultz R II S. 27.

katten, jede Katt hat negen Jungen, wovel gungen na Teterow?" und: Dor geit 'ne fru na Engelland, de hett negen röck an, un in de negen röck hett se negen Taschen, un in de negen taschen sünd negen oll lütt jung' hunn: wovel gahn na Engelland?" Noch heute sagen wir statt über eine Woche:

über acht Tage;[1]

gemeint sind vielleicht die 8 Tage, die zwischen den 9 Nächten liegen. Einen neunten Wochentag gab es niemals, und darum heißt noch jetzt eine pommersche Redensart:

De geht, as wenn he nach de negden Dag söcht,

die im Umgangsdeutsch verblaßt ist zu:

Du suchst wohl den gestrigen Tag?[2]

Aber nicht nur bei den Germanen umfaßte die Woche 9 Nächte sondern auch bei den Kelten, wie noch das altirische Wort *nomad* beweist, das zugleich „Woche und „neunte" bedeutet. Ja, auch bei den Römern war die Siebenerwoche nicht das Ursprüngliche; sie war vielmehr den Babiloniern entlehnt worden. Das geht schon daraus hervor, daß die Götter, denen die einzelnen Wochentage bei den Römern und bei den Babiloniern geweiht waren, einander in der Reihenfolge wieder vollkommen entsprechen, wie die folgende Übersicht zeigt; es waren nämlich im Babilonischen die 7 Planetengötter.

Babilonisch	Römisch
Schamasch, der Sonnengott	Sol, Phoebus
Sin, der Mondgott	Luna, Diana
Nimurti, der Kriegsgott	Mars
Nabu, der Herold	Mercurius
Marduk, der Drachentöter und höchste Gott	Jupiter
Ischtar, die Liebesgöttin	Venus
Nerigal, der böse Gott	Saturnus

Außerdem verlangt die siebentägige Woche eine Vierteilung des Monats; der römische Monat aber war in drei Teile geteilt. Der erste Teil reichte von den *Kalendae* bis zu den *Nonae*; der zweite Teil von den Nonae bis zu den *Idus*, und der dritte von den Idus bis zu den Kalendae des folgenden Monats. Hier taucht aber auch auf einmal der Ausdruck Nonae

---

[1] Wie die Italiäner und Franzosen von 15 Tagen sprechen, wo wir „14 Tage" sagen.

[2] BW Nr. 1167.

wieder auf, der nicht mehr und nicht weniger beweist, als daß auch die Römer vor der Einführung des babilonischen Kalendersystems die Neunerwoche besaßen. Nach Delbrück[1] und Schrader[2] bedeutet aber Idus „die leuchtenden, glänzenden Nächte" von $\sqrt{\text{aidh}}$, also die in der Mitte des Monats liegenden Vollmondnächte, deren auch die Germanen 9 zählten. Folglich haben auch die Römer ursprünglich die neunnächtige Woche besessen. Dies wird auch durch das Wort *nundinum* bestätigt, welches einen Zeitraum von 8 Tagen bezeichnet, in demselben Sinne wie wir noch „über acht Tage" gebrauchen, womit die zwischen 9 Nächten der Woche liegenden Tage gemeint sind, und ferner durch das Wort *nundinae*, das den Schlußtag der Woche, das Anhängsel der 9. Nacht bezeichnet; er war zugleich der Markttag, an dem die Bauern ihre Erzeugnisse zur Stadt brachten.[3]

Da nun Hüsing[4] die neunnächtige Woche auch bei den Iraniern als die ursprünglichste nachgewiesen hat, haben wir sie als gemeinarisch anzusprechen. Zugleich lehrt uns nicht nur der iranische sondern auch der allerdings stark überarbeitete und verderbte römische Kalender, daß der arische Monat dreiteilig war. Er umfaßte demnach 3 neunnächtige Wochen, zu denen aber noch drei Nächte hinzu kamen, die drei Schwarzmondnächte. In die Tagesrechnung übertragen taucht dieser altarische Monat merkwürdiger Weise noch in folgender volkstümlichen englischen Erzählung wieder auf, die an die Sage vom Bischofe Hatto von Mainz erinnert:

Der Kornwucherer.

„Mach' es nicht so wie jener Kornhändler in England. Dort schien nämlich die Ernte sehr mißlich zu werden; denn es regnete unaufhörlich

drei Wochen und drei Tage

hindurch. Das Korn ward sehr teuer, und die Armen mußten Hunger leiden; jener Wucherer öffnete seine Speicher nicht, sondern häufte Scheffel auf Scheffel. Die Regierung bot ihm große Summen Geldes: er öffnete seine Speicher nicht, sondern häufte Scheffel auf Scheffel, ein unendlicher Gewinn war es, auf den er hoffte. Sieh, da klärte sich der Himmel auf; die Sonne trat wieder in ihrer alten

[1] Delbrück, Vergleichende Syntax I, 164.

[2] Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde S. 544.

[3] Vgl. Oskar Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache S. 174 Fußnote. Leipzig 1909.

[4] MB II, 2 Georg Hüsing Die iranische Überlieferung S. 20ff.

Kraft hervor, und eine sehr reiche Ernte vernichtete des Schacherers gottlose Pläne. Er machte Bankerott, wurde eine ganze Zeit in den Schuldturm gesperrt und mußte im nächsten Jahre als Pferdeknecht das Korn eines begüterten Landmannes einfahren."[1]

Den Übergang von der Dreiteiligkeit zur Vierteiligkeit des Monats mag die Möglichkeit erleichtert haben, daß diese drei Nächte auch als eine vierte, wenn auch unvollkommene Woche aufgefaßt werden konnten. Die drei Schwarzmondnächte galten als herrscherlos; sie wurden darum mit ausgelassener Lustigkeit gefeiert. Diese Auffassung der Monatsepagomenen hat man nach Einführung der Jahresrechnung auf die Jahresepagomenen übertragen, und so erklären sich die Bräuche der römischen Saturnalien.

Der Beweis, daß die 9 und die 3 in den arischen Sagen fortwährend wieder kehren und selbst an den Stellen, wo sie in den Quellen durch andere Zahlen ersetzt, oder überhaupt geschwunden sind, durch den Vergleich immer wieder als die ursprünglicheren zu Tage treten, braucht hier nicht wiederholt zu werden; er ist bereits durch Hüsing erbracht worden.[2] Ebenso wenig braucht hier noch einmal dargetan zu werden, wie ganz gesetzmäßig die alte arische 9 durch die jüngere babilonische 7, die alte arische 3 durch die jüngere babilonische 12 bzw. 13 allmählich — obwohl nirgends ganz — in den Hintergrund gedrängt wurden, wobei die 9 und die 7 als Zahlen der eine Woche ausmachenden Zeiteinheiten, die 3 und die 12 als Epagomenenzahlen einander entsprechen. Das hieße nur wiederholen, was bereits im Anschlusse an Hüsing Wolfgang Schultz[3] getan

---

[1] G. Wunderlich, a. a. O. III[5] S. 21f. In einem sicilischen Märchen (Gonzenbach II S. 209) wacht ein Mädchen bei einem Prinzen drei Wochen und drei Tage. Denken wir bei „Wochen" an neunnächtige Wochen und setzen wir hier, wie wir in den saghaltigen Überlieferungen immer tun müssen, wenn wir ihren ursprünglichen Sinne näher kommen wollen, an Stelle der Tage „Nächte" ein, so erhalten wir den altarischen Monat zu 3 neunnächtigen Wochen und 3 Schwarzmondnächten.

[2] Vgl. z. B. Georg Hüsing, Iranische Überlieferung S. 243 Sachverzeichnis: 9 Brücken, 9 Büffelhäute, 9 Gandaren, 9 Glöckchen, 9 Gopis, 9 Kessel, 9 Köpfe, 9köpfige Schlange, 9 Kissen, 9 Kühe, 9 Mäuler usw. und in Betreff der Dreizahl seine Erklärung des Sphinx-Rätsels nebst meinen Nachträgen zum dreibeinigen Tiere im Mythos.

[3] Wolfgang Schultz, Gesetze der Zahlenverschiebung in den Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien XL., 101ff.

hat. Einige Beispiele werden so wie so im Folgenden zur Sprache kommen. —

Wenn wir aber das arische Kalender- und damit auch Rechnungssystem erschlossen haben, so muß es nach den im I. Teile gesammelten Erfahrungen auch wieder in der deutschen Sprache seine Spuren hinterlassen haben. Besonders häufig muß also die Neun in Ausdrücken und Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten vorkommen. Wie lange dieselbe trotz der eindringenden babilonischen 7 sich als Grundzahl des arischen Rechnungssystems bei uns noch behauptet hat, erhellt aus der bedeutsamen Rolle, die sie bis noch vor kurzem in unserm Münzwesen gespielt hat. Dem Grimmschen Wörterbuche entnehme ich folgende mit 9 gebildeten Namen von Geldstücken:

Neuner,

eine hessische Münze, die 9 Pfennige gilt; anderswo auch

Neunpfenniger

genannt;

Neunbätzner,

eine süddeutsche Münze, die 9 Batzen oder 36 Kreuzer galt;

Neunerschilling,

ein 9 Pfennige geltender Schilling.

Neben dem Zehnten, der der Kirche entrichtet werden mußte, gab es auch einen

Neunten.

Lexer führt im Grimmschen Wtb. ein Spiel

Neunstein

an, das mit 9 Steinen gespielt wurde. Leider versäumt er es, sein Verhältnis zum

Mühlespiel

anzudeuten, dessen unzweifelhaft mythischer Ursprung schon auf S. 269 hervor gehoben wurde. —

Auch in Pflanzen- und Tiernamen tritt die Neun sehr häufig auf. Die Sprachforscher geben selber zu, daß die Neun hierbei oft nichts weiter als eine oberflächlich gekennzeichnete Vielheit bedeutet und nicht etwa auf genauer naturkundlicher Beobachtung beruht. Hier muß man doch aber die Frage aufwerfen, wie so das Volk eigentlich dazu gekommen ist, eine oberflächlich geschaute Vielheit gerade als Neunheit, und nicht etwa als Zehnheit oder Elfheit zu bezeichnen. Diese

Frage kann nur der Mythologe beantworten, und dies ist im vorauf Gehenden bereits geschehen. Es liegt daran, daß die Grundzahl des arischen Rechnungssystems die 9 war und diese noch Jahrhunderte nach der Einführung des babilonischen Rechnungssystemes dem Volke so im Blute stack, daß es sie überall bevorzugte. So wird z. B. im Schwäbischen eine Art von Kartoffeln mit vielen Augen

Neunäugler

genannt.

Der Fingerhut, virga vegia, heißt auch

Neunkraut.

Der rote Gänsefuß, die Mistmelde, auch die Ackermelde oder Saumelde, *chenopodium rubrum* und *chenopodium hybridum* wird auch die

Neunspitzen

genannt.

Der Liebesstöckel oder *levisticum* heißt auch

Neunstöckel.

Der Ackerspergel, *spergula arvensis*, heißt auch

Neunknie

nach den zahlreichen Knien oder Knoten am Stengel.

Noch bedeutsamer ist es, daß der Bärlapp, *lycopodium clavatum*,

Neungleich
Neunheil

heißt, und daß Bock in seinem Kräuterbuche (181 b) dazu die Erklärung gibt: „Diese rauhen, kriechenden, grünen Krautschlangen und -Würme nennen etliche der Nebenzinken halben Bärlappen, Teufelsklauen, Heil- oder Gürtelkraut, Neunheil, Neungleich.“ Lexer fügt hinzu: „Durch ‚Neungleich‘ soll die Vielgliedrigkeit, durch ‚Neunheil‘ die Heilkraft des Krautes ausgedrückt werden.“ Der botanische Name bedeutet „mit Klauen versehener Wolfsfuß.“

Der Allermannsharnisch, *allium victorialis*, heißt auch

Neunhämmerlein

und daneben: Siebenhämmerlein,

ein neuer sprachlicher Beleg für die eben erwähnten, von Hüsing und Schultz aufgestellten Gesetze der Zahlenverschiebung.

Ein zweiter Beleg dieser Art, mit dem hier der Bedeutsamkeit wegen die Aufzählung der mit 9 gebildeten Pflanzennamen unterbrochen sei, ist:

die dumme Neune

als Bezeichnung eines albernen Frauenzimmers neben der

bösen Sieben

als Bezeichnung eines zänkischen Weibes.[1]

Endlich gibt es noch einen

Neunkräfter,

auch Neunkraftwurzel

oder kurz Neunwurz

genannt, *Tussilago petisates*, und zu diesem Pflanzennamen bemerkt Grimm in der Mythologie: „Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Name die heilkräftigende Wirkung der Neunzahl in einem einzigen Kraute vereinigt ausdrücken soll, die im Volksglauben mit der bedeutungsvollen Sammlung von 9 verschiedenen Blumen, Kräutern oder Hölzern verbunden wird." —

Weniger häufig ist die 9 zur Bildung von Tiernamen verwendet. Die Vogelkunde nennt einen

Neuntöter

oder Neunmörder

lanius cinereus, der so heißt, weil er alle Tage 9 Vögel töten soll. Daß das naturwissenschaftlich nicht stimmen kann und also mythisches Ursprunges sein muß, wird wohl der größte Zweifler zugeben.

Darauf, daß es einen Seestern gibt, namens:

Neunstrahl,

enneactis, ist dagegen kein besonderer mythologischer Wert zu legen, weil dieses Tier wirklich 9 Strahlen hat.

Doch ist der Fischname

Neunauge

für *petromyzon* wieder bemerkenswert. Er wird daraus erklärt, daß man früher die 7 äußeren Kiemspalten als Augen mitzählte. Aber dadurch käme noch immer keine 9 heraus, eher eine 16, da man doch die Kiemspalten auf beiden Seiten hätte zuzählen

---

[1] Bei Schr. Nr. 101 S. 419 und bei BW Nr. 1091 fehlt noch jede Spur von Ahnung des Zusammenhanges mit der altbabilonischen Weltanschauung.

müssen. Hier hat man also ganz zweifellos eine 9 in das Aussehen des Tieres absichtlich, beinahe krampfhaft hinein gedeutet.

Als Bezeichnung für einen besonders schlauen Menschen bringt das Grimmsche Wörterbuch:

neundrähtig,
neungescheit und siebengescheit (!)[1]
neunklug oder neunmalklug,
neunschälkig und
neunhäutig.

Das Grimmsche Wtb. erklärt diesen Ausdruck durch die Bemerkung: „Vielleicht in Bezug auf die ehemals gewöhnlich in der Zahl 9 oder 7 gewählten Schiedsrichter, z. B. auf die 9 Sachverständigen beim Scheibenschießen.“ Aber eine solche Erklärung ist keine; denn nun fragt man doch weiter: „Warum brachte man die Zahl der Schiedsrichter gerade auf 9 oder 7 und nicht z. B. auf 3 oder 5?“ Und außerdem: „Warum steht denn neben ‚neungescheit‘, ‚neunklug‘ ‚neunschälkig‘ auch ‚neun**häutig**‘? Gerade der letzte Ausdruck steht der Sage noch besonders nahe. Das beweist eine Anzahl von Märchen, die Rh. Köhler[2] zusammen gestellt hat. Es handelt sich um lauter Erzählungen, in denen ein Mädchen mit einem tiergestaltigen Bräutigam vermählt wird. In einem süddeutschen Märchen bei **Zingerle**[3] überschrieben:

Die Schlange

hat nämlich diese 7 Häute. In der Hochzeitnacht sagt sie zu der Braut: „Zieh dich aus!“ Die Braut erwidert 7 Male: „Zieh dich zuerst aus!“ Und so legt die Schlange nach einander 7 Häute ab und erscheint endlich als Jüngling.

In einem dänischen Märchen

König Lindorm

hat König Lindwurm 9 Häute, und die Braut zieht auf den Rat einer alten Frau 10 Hemden an. In der Brautnacht sagt der Lindwurm: „Wirf ein Hemd ab!“ worauf die Braut erwidert: „Wirf eine Haut ab!“ Und so fort, bis die 9 Häute abgeworfen sind. Dann peitscht die Frau die hautlose Schlange, badet sie in süßer Milch, umhüllt sie mit den 9 Hemden und legt sie zu sich. Am Morgen liegt ein Jüngling bei ihr.

Wieder sehen wir an Stelle der 7 des süddeutschen Volksmärchens in dem auch durch andere Züge und den ganzen Auf-

---

[1] Auch R Nr. 180 geht noch jede Kenntnis des Zusammenhanges mit der altbabilonischen Weltanschauung ab; doch bringt er zu „neunklug“ und „siebengescheit“ sehr wertvollen Stoff bei.

[2] RH. Köhler a. a. O. S. 318 ANm 2.

[3] Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland Bd. 1 S. 172.

bau und den Namen Lindwurm als bedeutend ursprünglicher sich ausweisenden nordischen Märchen die zu Grunde liegende 9 zum Vorschein kommen. König Lindwurm ist neunhäutig[1], die Braut zehnhemdig, aber neun Mal klug, nämlich jedes Mal, wenn sie ein Hemd auszieht. Jedes Falles ist sie neun Mal klüger als der Lindwurm, der eine Haut weniger hatte als sie Hemden.

Die Neunerrechnung spiegelt sich auch noch in der Redensart:

Der sieht so scharf wie ein fränkischer Ritter, sagte Michel,
der sah durch neun Kittel, wo Geld stack,[2]

und in dem Sprichworte:

Neunerlei Handwerk, achterlei Unglück,

das dem später eindringenden babilonischen Systeme gemäß umgewandelt erscheint in der Sprichwörtergruppe:

Meister einer Kunst ernährt Weib und sieben Kinder,
Meister der sieben Künste ernährt sich selber nicht
Dreizehn Handwerke, das vierzehnte Betteln.[3]

In der englischen Marine wurde bis 1881 eine Peitsche gebraucht:

'The cat o' nine tails,
Die neunschwänzige Katze.[4]

In dem Grimmschen Märchen von der „Hochzeit der Frau Füchsin[5]" hat der alte Fuchs „neun Zeiselschwänze"; aber die „Jungfer Katze" kömmt auch darin vor; es wird unter ihr das Eichkätzchen zu verstehen sein, vgl. S. 169.

Ein „blaues Wunder" nennt der Engländer:

a nine days' wonder.

Beim Tode eines Kindes wurden im mittelalterlichen England 3, beim Tode einer Frau 6, beim Tode eines Mannes aber 9 Schläge an der Ortsglocke geläutet, und diese Schläge hießen *tellers*. Ein Mann bekam also nine *tellers*. Dieses Wort aber ist jetzt durch Volksetymologie umgedeutet in *tailors*, und so sagt nunmehr ein englisches Sprichwort statt

nine tellers make a man

---

[1] Auch der Hase gilt im Volksglauben als neunhäutig, und er ist gerade in besonderem Maaße ein Mondtier.

[2] G. Wunderlich, a. a. O. II[7] S. 59.

[3] G. Wunderlich, a. a. O. III[6] S. 27.

[4] Nach Schr. S. 183 wird sie noch jetzt in Rußland gebraucht.

[5] KHM Nr. 38.

mit einem Seitenhiebe auf die Magerkeit und weibliche Zartheit der Schneider, über die auch die deutschen Volksmärchen sich an Scherzen gar nicht genug tun können:

nine tailors make a man.

Wie tief die Neunerrechnung im Volksbewußtsein noch heute haftet, dafür zeugen auch folgende volkstümlichen Aufgaben für Schnellrechnen, deren Kniff auf der Verwendung der Neunerzahl beruht:

1. Aufgabe.

Der Aufgabensteller fordert den Mitspieler auf, zwei beliebige fünf-, sechs- oder siebenstellige Zahl hin zu schreiben, z. B.

57 834
64 302

Der Aufgabensteller schreibt selber noch eine dritte Zahl darunter und macht sich anheischig, die Summe dieser drei fünfstelligen Zahlen sofort und ohne Besinnen nieder zu schreiben.

Lösung.

Der Aufgabensteller wählt die dritte Zahl so, daß er zur untersten der beiden vom Mitspieler gewählten Zahlen bei jeder einzelnen Ziffer die Ergänzung zur 9 nimmt; hier also schreibt er

35 697

hin. Dann braucht er nämlich nur die oberste der beiden vom Mitspieler gewählten Zahlen mit 99 999 zu addieren, um das Schlußergebnis sofort zu erhalten; denn:

57 834 =	57 834
64 302	
35 697 =	99 999
	157 833

Ein zweites Beispiel mit einer sechsstelligen Zahl:

Mitspieler	: 637 489 =	637 489
,,	: 532 437 =	999 999
Aufgabensteller:	467 562	1637 488

2. Aufgabe.

Der Aufgabensteller fordert den Mitspieler auf, eine beliebige vier-, fünf- oder sechsstellige Zahl usw. hin zu schreiben. Er selber schreibt eine zweite darunter, der Mitspieler eine dritte, der Aufgabensteller eine vierte und nun so oft weiter, wie es dem Mitspieler beliebt. Der Aufgabensteller erbietet sich aber alsdann, das Schlussergebnis, die Summe all deser Zahlen sofort hinzuschreiben.

Lösung.

Der Aufgabensteller wählt die zweite Zahl stets nur so, daß er die Ziffern der vom Mitspieler hingeschriebenen Zahlen einzeln zur 9 ergänzt, also

Mitspieler :	6786
Aufgabensteller:	3213
Mitspieler :	4325
Aufgabensteller:	5674
Mitspieler :	3217
Aufgabensteller:	6782

Der Aufgabensteller braucht hierauf die 9 nur so viele Male zu nehmen, wie zu 9 sich ergänzende Paare von Zahlen hingeschrieben worden sind, hier also 3 × 9 = 27 und nun nur die 7 als erste und die 2 als fünfte Stelle hinzuschreiben und die zweite, dritte und vierte Stelle mit einer 9 auszufüllen; dann stimmt die Rechnung; denn

6786 } 3213 }		9999
4325 } 5674 }	ist gleich	9999
3217 } 6782 }		9999

Das hier hingeschriebene Schlußergebnis heißt also 29997

Ein zweites Beispiel mit fünfstelligen Zahlen:

Mitspieler :	64 378 }	= 99999
Aufgabensteller:	35 621 }	
Mitspieler :	45 389 }	99999
Aufgabensteller:	54 610 }	
Mitspieler :	23 456 }	99999
Aufgabensteller:	76 543 }	
Mitspieler :	42 189 }	99999
Aufgabensteller:	57 810 }	
		399996

Solche Merkwürdigkeiten gibt es aber nicht nur im altarischen, sondern auch im altbabilonischen Rechnungssysteme, z. B. die, daß jede beliebige sechsstellige Zahl, in der die erste und die vierte, die zweite und die fünfte und die dritte und die sechste Ziffer überein stimmen, durch 13 teilbar ist z. B. die Zahlen 123 123 oder 436 436, ebenso auch entsprechende zwölfstellige Zahlen z. B. 278 278 278 278 oder 578 578 578 578.

Nicht so häufig wie die 9 begegnet die 3 in Ausdrücken, Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten.

Das Verhältnis zwischen der 3 und der 9 zeigt sehr hübsch ein von **Simrock** mitgeteiltes älteres Sprichwort:

„Behüt' euch Gott vor drei Gabelstichen, sie machen neun Löcher".

Man erinnere sich hier z. B. des Dreizacks des Poseidon, der, wenn er 3 Mal in den Leib des Drachen gestoßen wird, in diesem 9 Löcher macht. Ein anderes, gleichfalls von Simrock mitgeteiltes älteres Sprichwort:

Wo drei sind, da muss allwegen einer ein Narr unter ihnen sein

spielt ganz sicher auf die „Dümmlingsmärchen" an, d. h. auf die schier erdrückende Fülle von Märchen, in denen von drei zu einer Großtat ausziehenden Brüdern der jüngste sie vollbringt, obwohl er dem Scheine nach der Dümmste unter

ihnen ist. Zu dieser Gruppe, die eine Unterart des Drei-Brüder-Märchens darstellt, gehört z. B. das auf S. 141 behandelte norwegische Märchen „Wie der König seine Hasen hüten ließ." Überhaupt ist der „Dummling" d. h. der nur scheinbar Dumme, in Wirklichkeit aber sehr Tüchtige eine immer wiederkehrende Gestalt in den saghaltigen Überlieferungen der Arier von Kuros[1] über Odysseus und Brutus zu Hamlet, mit welcher Ausdrucksweise ich nicht etwa eine Abhängigkeit dieser Gestalten von einander, sondern nur die vielfache Verzweigung der einen Urgestalt des arischen Mythos vor Augen geführt haben will.

Man könnte auch den Dümmling,

der tut, als ob er nicht bis drei zählen kann,

einen vergeistigten Däumling nennen; denn dieser ist

klein, aber oho!

und **hat's hinter den Ohren,**[2] vgl. S. 196.

Da aber nun in den Drei-Brüder-Märchen der jüngste dann natürlich auch den meisten Lohn davon trägt, bestätigt er dadurch den bekannten Spruch:

Der dümmste Bauer hat die dicksten Kartoffeln

und Glück ist der Dummen Vormund.[3]

Die Drei war im altarischen Kalender die Zahl der 3 Schwarzmondnächte, der Monatsepagomenen. Während dieser war der Mond scheinbar tot, um nach 3 Nächten wieder auf zu erstehen, wie der Vogel Phoinix zeigt, der nach 3 Tagen sich verjüngt aus seiner Asche wieder erhebt. Jedes Falls hat Hüsing in seiner Behandlung des **Sphinx-Rätsels**[4] überzeugend nachgewiesen, daß das **dreibeinige Tier** im Mythos die Epagomenen bedeutet. Nun gab es aber früher auch ein dreibeiniges Gerät, den Galgen, und das Gehängtwerden haben wir bereits auf S. 174ff. als mythisches Motiv erkannt. Wenn man also den Galgen auch sogar

Dreibein

nannte und Kotzebue[5] einmal sagt: „Denkt nur immer an den Gevatter Dreibein und seid auf eurer Hut!" so erinnere

[1] Vgl. meine Kyros-Sage in Europa S. 36ff.
[2] BW Nr. 262: **„Er hat viel Flöhe hinter den Ohren".**
[3] G. Wunderlich, a. a. O. III[5] S. 33.
[4] G. Hüsing, Iranische Überlieferung S. 42ff.
[5] von Kotzebue, Dramatische Spiele 2, 332.

ich an die schalkhafte Bezeichnung des Todes als „Gevatter Tod“ in der Überschrift des auf S. 35 heran gezogenen Märchens und an den „Gevatter Hain“ auf S. 269 und glaube, durch diese Ausführungen zur Genüge bewiesen zu haben, daß auch der Ausdruck „Dreibein“, wie sehr er auch zu der gewöhnlichen Gestalt des Galgens passen mag, trotzdem gar sehr mit dem Mythos zu tun haben kann, vgl. auch den Dreifuß, auf dem die in Delphoi weissagende Pythia sitzt.

Wegen ihrer Beziehung zu den Schwarzmondnächten galt die Drei als böse Zahl. Als solche tritt sie noch auf in den Redensarten

Er schaut drein wie drei Tage Regenwetter

oder Er schaut drein wie drei Meilen böser Weg,

und deshalb ist es besser:

Er bleibt einem drei Schritte vom Leibe

„Du mußt es dreimal sagen“

sagt bei Goethe Mephisto, als er das erste Mal in Menschengestalt an Faust's Türe klopft.

Wenn wir einmal recht kräftig fluchen wollen, so begnügen wir uns nicht mit

Ins Teufels Namen,

sondern sagen verstärkend:

Ins Dreiteufels Namen[1]

oder auch: **„ Dreideubels „**

Da sieht man ordentlich den dreiköpfigen Kerberos und den altgermanischen Höllenhund Garm.

Als Ausruf des Staunens gebrauchen wir auch:

Donnerwachsstock.

Dieser Ausdruck ist schon in Wilh. Wägners Buche „Unsere Vorzeit“ Bd. I zurück geführt worden auf:

Donar-Wodans-Saxnot,

und dabei auf die erhaltenen althochdeutschen Taufformeln hingewiesen worden, die damit beginnen, daß man diesen drei

---

[1] Freilich flucht man nicht nur bei drei Teufeln sondern auch bei neunen, vgl. Agricola, Sprichwörter Nr. 483 in Grimms Wtb. unter Teufel: „Also fluchen die Sachsen, dasz einem menschen sol neun teuffel in leib fahren (dat dick negen tuffel int hole, liff faren).“ Aber auch im deutschen Volksmärchen wechselt ja der dreiköpfige Drache oft mit dem neunköpfigen wie in der altgriechischen Sage neben dem dreiköpfigen Kerberos und der dreiköpfigen Hekate eine neunköpfige Hydra vorkömmt.

„Heidengöttern" abschwören muß. Aber man braucht gar nicht auf diese zurück zu gehen, sondern nur daran zu erinnern, daß auch der katholische Christ in dem Ausrufe:

Jesus-Maria-Josef

die Namen der drei ihm heiligen Gottheiten in einem Atemzuge nennt. Ebenso haben es unsere Vorfahren in dem Ausrufe Donar-Wodan-Saxnot getan, der nun im Laufe des Verblassens der altgermanischen Götternamen und Vorstellungen volkstümlich-scherzhaft zu Donnerwachsstock verhunst wurde.[1]

Ein Grimmsches Märchen führt die Überschrift:

„Der Teufel mit den drei goldenen Haaren."

Ob der Teufel außer diesen drei goldenen Haaren auch noch andere, vielleicht schwarze gehabt hat, geht aus dem Märchen nicht klar hervor. Jedes Falles ist der Teufel

dreihaarig;

woneben das ostpreußische

dreibastig

— derb, grob und schwer zu behandeln" zu stellen ist. Mit den drei Haaren, die der Kladderadatsch Bismarck gab, hat es also eine ganz besondere Bewandtnis.

Wenn nun das Sprichwort heute sagt:

Aller guten Dinge sind drei,

so möchte ich in diesem Zusammenhange die Vermutung wenigstens nicht ganz unter den Tisch fallen lassen, daß das „gut" in diesem Falle mit derselben versteckten Schalkhaftigkeit gebraucht sein könnte wie das „Gevatter" vor „Dreibein", „Hain" und „Tod" S. 269. Ursprünglich dürfte das Sprichwort vielmehr gelautet haben:

Aller bösen Dinge sind drei,

in welchem Sinne man es ja vielfach auch heute noch im Scherze anwendet. Die jetzige Form mag das Sprichwort erst unter dem Einflusse der christlichen Dreieinigkeitslehre angenommen haben. —

[1] Wie steht es aber nun mit

Donnerkiel

und mit der Redensart:

Wie vom Donner gerührt sein?

Der Donner rührt einem doch nicht; höchstens betäubt er einen; vgl. auch „vom Schlage gerührt."

Die Arier also rechneten nach Monaten oder Monden. Das Jahr kannten sie noch nicht, wie schon die auffällige Tatsache zeigt, daß die arischen Sprachen kein gemeinsames Wort für diesen Begriff haben.

Auch die Rechnung lediglich nach Monden hat gerade wieder im Neuenglischen besonders deutliche Spuren hinterlassen.

Statt „ein Vierteljahr“ sagen die Engländer: „three month“,
„ „Halbjahr“ „ „ „ „six months“
„ „Dreivierteljahr“ „ „ „ „nine months“,
„ „ein Jahr“ sagen die Engländer noch oft: „a twelfmonths“,
und die Franzosen
„ „ein Vierteljahr“: trois mois und trimestre
„ „Halbjahr“: six mois und semestre
„ „Dreivierteljahr“: neuf mois.

Wie lange sich diese altarische Rechnung lediglich nach Monden noch neben der eindringenden babilonischen nach Jahren bei den Germanen nebenher erhalten haben mag, dafür legt die auffällige Tatsache Zeugnis ab, daß noch deutsche Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh. vielfach nach Monden rechnen und nicht nach Jahren. So sagt z. B. **Paul Flemming,** der bekannte Dichter zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges an einer Stelle:

Neunmal hat nun Phöbe gleich
ihre Hörner eingezogen.

Klopstock rechnet einmal:

Ehe ein Mondhundert entflohen war.

Auch in schlesischer Mundart ist sie noch gebräuchlich:

„Inse Muhme is a seldener Besuch,“ soite der Bauer, „se kimmt jährlich ok zwemal, und se bleibt jedesmol sechs Monden.“[1]

Heyne führt im Grimmschen Wtb. unter Monat aus: „Auch tritt wohl eine volkstümliche Berechnung des Monats zu genau 4 Wochen, dem Mondlaufe ziemlich entsprechend, hervor, so daß aufs Jahr 13 Monate entfallen, und verweist auf Rabener, Satiren: „Endesbenannter glaubt, daß er, ohne unbillig zu sein, für die von Ihro Exzellenz geforderten Bemühungen und Dienste als Hofmeister der jungen Herrschaft Folgendes verlangen kann.

[1] Vgl. H. 240 aus Wanders Sprichwörter-Lexikon.

..... für die französische Information monatlich 2 Thaler, tut für 13 Monate 26 Thaler" (für eine Reihe ähnlicher Berechnungen verweist er auf S. 22 des 3. Bandes der Satiren).

Wir sehen also, daß auch ohne Kenntnis des Jahres sich eine Zeitrechnung schaffen läßt und von den Ariern tatsächlich geschaffen wurde, die nicht wesentlich unvollkommener gewesen zu sein braucht als die unsrige und die noch lange nach klang, nachdem längst eine andere eingeführt war.

Absichtlich und grundsätzlich wurde in diesen Ausführungen stets Mond statt Monat gesagt. Es sollte damit die Tatsache desto deutlicher vor Augen geführt werden, daß ein Volk, welches nach Nächten rechnete und nicht nach Tagen, seine Zeitbestimmung natürlich vom Monde ablas und nicht von der Sonne; denn das Hauptgestirn der Nacht ist der Mond und nicht die Sonne. Das klingt wie ein selbstverständlicher Gemeinplatz und kann doch gegenüber der Sonnenseuche, an der die Mythendeutung Jahrzehnte lang gekrankt hat und stellenweise noch heute krankt und dieselbe so in Verruf gebracht hat, gar nicht genug betont werden.[1] Der Kalender des arischen Urvolkes war ein Mondkalender. Der Mond ist auch durch seinen regelmäßigen Phasenwechsel allein im Stande, den ursprünglichen Völkern einen sicheren Anhalts- und Ausgangspunkt für die Zeitrechnung zu bieten, indem er immer wieder nach einer ganz bestimmten Zahl von Nächten voll bezw. unsichtbar wird. Mehr als die Regelmäßigkeit seiner Erscheinungsformen betont die saghaltige Überlieferung freilich seine Verwandlungsfähigkeit, seine

Proteus-Natur,

und so hat das lateinische Wort für Mond:

luna

als Lehnwort im Deutschen die Bedeutung

Laune

angenommen.

Sind diese Ausführungen über die arische Zeitrechnung richtig, so müssen natürlich die Arier an Stelle der uns bekannten Sonnenuhr eine Monduhr gehabt haben. Noch 1783 wird eine

[1] Von der Sonnenseuche hat sich auch der sonst so selbständig urteilende Hertslet anstecken lassen.

solche in einem technologischen Wörterbuche erwähnt. Der Verfasser desselben, **Jacobsson,**[1] sagt nämlich dort unter:

Mondenuhr,

diejenige Uhr, welche bey Nacht durch den Mondschatten die Stunden anzeiget. Auch eine dergleichen Stuben- oder Taschenuhr, die das Datum des Mondes auf dem Zifferblatt anzeiget,"

und unter

„Mondkugel,

Mondalter zu zeigen (Uhrmacher). Es gibt Thurmuhren, welche des Mondes Alter über der Weisertafel auf einer Kugel vorstellen und zeigen, daran man sehen kann, wenn der Mond neu, im ersten, letzten Viertel oder voll ist. Diese Kugel wird aus Holz gedrehet, wenn es die Größe derselben zuläßt, ist sie aber gar zu groß, so wird sie aus Kupfer gemacht. Sie wird auf der einen Hälfte vergoldet, und auf der anderen Hälfte blau oder schwarz angestrichen, damit sie den Neumond und Vollmond anzeigen kann. Die Größe der Mondkugel wird nach der Höhe des Turms und Größe der Weisertafel eingerichtet, damit man sie auch in der Ferne erkennen kann" usw.; folgt die genaue technologische Beschreibung der Einrichtung.

Gibt es solche Mondenuhren und Mondkugeln noch heute und wo? Einer meiner Schüler versicherte mir, daß man in Westphalen noch heute Wanduhren findet, die zugleich die Phasen des Mondes anzeigen und außer dem Tages-, Stunden-, Minuten- und Sekundenzeiger auch einen Monatszeiger besitzen. Hier decken sich also noch Uhr und Kalender, und ich wundere mich nun nicht mehr, daß ich in der Zerstreutheit bisweilen nach meiner Uhr sehe, wenn ich plötzlich nach dem Datum gefragt werde.

In der auf S. 23 behandelten Sage von der Goldmühle Grotti treibt König Frodi die Mägde, als sie einmal ruhen wollten, mit den Worten zum Werke: „Nicht länger sollt ihr ruhen, nicht länger rasten, als der „Hauskuckuck" schreit und das Lied erschallt." Wer ist dieser Hauskuckuck? Wurde der Kuckuck früher als Hausvogel gehalten oder ist „Hauskuckuck" nur eine Kenning, ein Tarnwort für den Haushahn? Diesen lernten wir ja bereits auf S. 170 als mythischen Vogel kennen. Warum baut man im Schwarzwalde gerade

Kuckucksuhren?

Wir sahen auf S. 171, daß der Kuckuck der Schwarze der Sage ist. Dieser aber ist, so zu sagen, der Zeiger an der Monduhr; er ist der eigentliche Zeitmesser. Des-

---

[1] Johann Karl Gotfrid Jacobssohn, technologisches Wörterbuch III. Tl. Berlin und Stettin 1783 S. 86.

halb heißt Mimer — der Schwarze, der es schon als Schmied ist — in einer altnordischen Kenning „der Messer Heimdalls“ (des Leuchtenden!). Ja, das Wort „Mond“ selber bedeutet nichts weiter als „Messer“, d. h. also „Zeitmesser“.[1]

Aber das eigentümliche ist, daß der Mond in den echten saghaltigen Überlieferungen nie ausdrücklich genannt wird. Das liegt an dem schalkhaften, neckischen, die Wahrheit in Erzählungen einkleidenden, oft rätselartigen Charakter des Mythos. Daneben gibt es freilich auch eine große Gruppe von volkstümlichen Erzählungen, die den Mond ausdrücklich nennen. Sie entspringen derselben Naturgrundlage und denselben Grundanschauungen wie die echten mythenhaltigen Überlieferungen, unterscheiden sich aber von ihnen schon durch ihre Kürze und besonders dadurch, daß ihnen die regelmäßige, immer wieder kehrende Aufeinanderfolge der Motive abgeht. Als Beispiel hierfür nenne ich aus der Grimmschen Sammlung „Der Mond“[3], aus der F. S. Krauss'schen[4] „die Spinnerin im Monde“, „der Mann im Monde“ — vgl. das **Hebel**sche Gedicht „Dieterle“ —, „weshalb der Mond zu- und abnimmt“ und „der dicke und der magere Hund“.

Dem Gesagten gemäß dürfen wir den Mond nicht als zu häufig in Ausdrücken und Wendungen erwarten, die wir als in der Sage wurzelnd ansprechen dürfen. Man hat die Gruppe von Gelehrten, die den Mond als Schlüssel des Mythos erkannt haben, zu der außer G. Hüsing, W. Schultz und anderen auch meine Wenigkeit gehört, wenig schmeichelhaft „die Mondsüchtigen“ genannt oder noch geschmackvoller „die Lunatiker“ mit einer Anspielung auf eine Art von Verrücktheit, die die frühere Heilkunde — ob mit Recht oder mit Unrecht, bleibe dahin gestellt — mit dem Monde in Zusammenhang brachte, die Mondsucht.

---

[1] Vgl. Heyne, in Grimms Wtb. Bd. 6 Sp. 2497 unter „Mond“.

[2] Vielleicht hat Hüsing recht, wenn er vermutet, daß „Mond“ ursprünglich überhaupt den „Schwarzen“ bezeichnet hätte, denn bei den Indern ist *Tschandra-Mas* = Mond und doch bedeutet jedes dieser beiden Wörter einzeln auch schon „Mond“, und *Tschandra* heißt das Leuchtende, *Mas* aber entspricht unserem Worte „Mond“, älter *Mare.* Dann könnte der „liechte Mane“ des Nibelungenliedes noch darauf hindeuten, daß „Mane“ an sich sowohl der Dunkle wie der Helle sein könnte.

[3] KHM Nr. 175.

[4] F. S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven I Nr. 64, II Nr. 44, 45, und 156.

Heyne führt im Grimmschen Wtb. aus Sturz 2, 73 folgende Stelle an: „Es sollte mir leid sein, Herr Kollege, wenn es sich mit ihnen nach dem Monde richtet; denn das ist unheilbar.“ Die bekannte Wendung:

„die Uhr geht nach dem Monde“

bedeutet demnach: „die Uhr geht nicht richtig“; denn die Rechnung nach dem Monde ist jetzt veraltet und durch die nach der Sonne ersetzt.

Eine Scheinschwangerschaft, die man sich „unter dem üblen Einflusse des Mondes erzeugt“ dachte, nannte man ein

Mondkalb

unter dem üblen Einflusse des Schwarzmondes natürlich, vgl. die Ausführungen Teufelskind, Teufelsfrucht auf S. 135. Luther gebrauchte Mondkalb in gleichem Sinne wie

Wechselbalg.

Dieser Ausdruck spielt zwar zunächst nur auf den Aberglauben an, nach dem neugeborene Menschenkinder in einem unbewachten Augenblicke leicht von bösen Geistern mit den Kindern dieser vertauscht werden. Aber die Auseinandersetzungen über zum Verwechseln ähnlich und Doppelgänger auf S. 135 zeigten bereits, daß auch diese Ausgeburt des Aberglaubens aus dem Reiche der Sage in ihn hinab gestiegen ist. Das ist der Grund, weshalb das Wort Mondkalb volkstümlich heute im Sinne von Dümmling gebraucht wird, vgl. S. 291.

Ich sah oft eine Großmutter Kindern — es waren meine eigenen — vormachen, wie man den Mond mit einem Striche zeichnet. Dabei sagte sie das Sprüchlein:

Der Mond ist rund,
Zwei Augen, Nase und Mund.

Ein ähnlicher, gleichfalls das Entstehen einer Scherzzeichnung begleitender Spruch lautet:

Punkt, Punkt, Komma, Strich,
Fertig ist das Mondgesicht;
Oben Käse unten Butter,
Fertig ist die Schwiegermutter.

Von jemandem, der ein rundes, volles Gesicht hat, sagt man, er habe ein

Vollmondgesicht.

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch nicht"

heißt es in Bürgers, „Der Kaiser und der Abt", dem wiederum ein Rätselmärchen zu Grunde liegt.

Von einem, dessen Haare sich stark zu lichten und dessen Kopfhaut durchzuschimmern beginnt, sagen wir:

Der Mond scheint.

Der

Zahn der Zeit,

mit dem nach diesen Ausführungen die Sichel des die Zeit messenden Mondes gemeint ist, hat an seinem Haarwuchse Spuren hinterlassen. Büchmann[25] S. 303 weist diesen Ausdruck bereits bei den alten Griechen nach, ahnt aber noch nicht die ursprüngliche Bedeutung desselben.[1] Dasselbe mythische Bild schwebt auch Ovidius vor, wenn er die Zeit:

Tempus edax rerum

Die Zeit, welche die Dinge zernagt

nennt, vgl. Büchmann S. 394.

Der Mond wird wohl auch das Häckchen sein, das sich bei Zeiten krümmt:

Was ein Häckchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.

Die schnelle Entwickelung ist ein häufig wieder kehrendes mythisches Motiv, z. B. bei Herakles, der schon in der Wiege drei Schlangen erdrückte, und bei Hermes, der schon als Säugling seinem Bruder Apollon die Rinder stahl. Auch Thor zeigte sie, indem er bald nach seiner Geburt zehn Lasten Bärenfelle hebt, ferner

Magni, der Sohn Thors.[2]

Als Thor den Riesen Hrungnir überwunden hatte aber dabei zu Falle gekommen war und der Fuß des Riesen auf seinem Halse lag, vermochte keiner der Asen den Fuß von Thors Halse zu nehmen. Magni aber, der Sohn Thors, und der Jarnsaxa, der damals erst drei Nächte alt war, warf ihn von des Vaters Halse herunter und sprach: „Jammerschade ist es, Vater, daß ich so spät herzu kam, ich meine, daß ich diesen Riesen mit der Faust würde erschlagen haben, wenn ich ihn vorher getroffen hätte."

Der Mond lacht,

als Vollmond nämlich. Darum sind die lichten Helden der Sage stets lustig und guter Dinge, so z. B. der Schneider in „Die beiden Wanderer"[3], während der Schuster, der dunkele, der

---

[1] Ebenso wenig BW Nr. 1256. [2] Edda übers. v. Gering S. 360.
[3] KHM Nr. 107.

böse stets griesgrämig ist, so ferner der fahrende Schüler in „Die Rübe",[1] so vor allem der danach auch benannte „Bruder Lustig" des gleichnamigen Grimmschen Märchens. „De Spielhansel" der Münsterischen Abart desselben heißt mit ebenso gutem Grunde „Hans Lustig".[2] Auch Sigfrid ist stets heiter und zeigt besonders während der Jagd im Odenwalde noch kurz vor seinem Tode seine übersprudelnde Fröhlichkeit.

Nach und nach aber

lacht sich der Mond **schief;**

er bekömmt ein schiefes, schielendes „nibelndes" Gesicht, als abnehmender nämlich; so erklärt sich der Name „Nibelung", der mit Nebel zunächst nichts zu tun hat.[3] Die Sonne lacht zwar auch, aber sie lacht sich nie schief.

Aber der Mond lacht sich nicht nur schief,

er lacht sich auch **scheckig.**

Gerade dann, wenn er „nibelt", ist er nämlich teils weiß, teils schwarz; vgl. auch „Die Schecke geht mit ihm durch", S. 312.

Das allmähliche Dahinschwinden des lichten Mondes wird auch als Altern aufgefaßt, und zugleich ist er auch Wotan als Wanderer, als Ewiger Jude (Jude — Gude vgl. S. 334). Darum

hat er sich endlich zuletzt **die Hörner ganz abgelaufen.**

Über eine überlange Frauensperson hörte ich einmal sagen:

Die kann den Mond putzen,

wobei wir an die schon S. 297 erwähnte Grimmsche Erzählung „der Mond" zu denken haben, die den Mond als eine an einem Eichbaum aufgehängte große Lampe schildert.

Etwas Unerwartetes fällt wie aus dem Monde herab.

So sagt Wieland (4, 125) im Neuen Amadis (10, 2):

Sie denkt: Er fiel wie aus dem Mond herab,
Just da ich mich dem Faun auf Gnad und Ungnad ergab.

Auch neuere Dichter sprechen die gleiche Anschauung aus, z. B. Joseph Lauf:

„‚Moses Herzlieb?' fragte ich, ‚der kleine Moses Herzlieb, konnte der denn Geld auf Hypotheken austun?' Nun war das Erstaunen wieder auf Seiten meiner Partnerin. ‚Der?!' meinte sie mit einem komischen Tonfall, als vermutete sie in mir einen Mondbewohner, der plötzlich auf die Erde gefallen sei.

---

[1] KHM Nr. 146. [2] KHM III, Anm. zu Nr. 82 S. 141.

[3] Vgl. Wägner, Unsere Vorzeit I S. 17 und besonders S. 374.

‚Aber, mein Herr, kennen Sie denn die große Spinnerei nicht auf der Emmericher Straße?! – Moses Herzlieb und Sohn! – Fünfzig Webestühle – eigene, elektrische Anlagen – Massenbetrieb – dreihundert Arbeiter, ungerechnet die fünfzig, die so auf dem Lande für Rechnung des Hauses arbeiten . . . .! – Brillante Geschäfte . . . .!'"

Ich war wie aus den Wolken gefallen."[1]

und Kurt Aram:

„Er hatte gut reden. Es hörte doch niemand auf ihn. Die älteren Leute stellten zwar aufmerksame Gesichter zur Schau, aber ihre Gedanken waren nicht hier sondern bei der seltsamen Kusine, die da wie vom Monde in den Familientag hinein gefallen war."[2]

Paul Oskar Höcker a. a. O. 22. Bd. S. 58:

„Die beiden starrten ihn an, als ob er aus einer ganz anderen Welt käme"; aus der Jenseitswelt nämlich, aus der Welt hinter dem Schwarzmonde.

Statt „wie vom Monde gefallen" sagen wir häufiger:

Er ist wie vom Himmel gefallen.

vgl. z. B. Clara Viebig:

„Aber da hatte plötzlich der Müller aus der oberen Mühle bei ihm gestanden, als sei der vom Himmel gefallen".[3]

Vom Himmel fällt auch der Schnee, und darum sagen wir statt dessen auch:

Er ist herein geschneit gekommen

wie das Schneekind in den Schoß seiner Mutter vgl. S. 222. Hierbei ist wieder an den Schnee zu denken, den Frau Holle macht, den Goldschnee nämlich, vgl. S. 221. Frau Holle sitzt im Schlaraffenlande, im Totenlande d. h. im Schwarzmonde, aus dem das Gold der Neusicheln heraus fällt und Frau Holle schickt auch die kleinen Kinder.

Das Mädchen des Wielandschen Amadis, das gestört wurde, als es sich dem Faun auf Gnade und Ungnade ergeben wollte,

fiel in diesem Augenblicke **aus allen Himmeln.**

---

[1] Josef Lauff, Marie Verwahnen, Ullstein-Ausg. S. 130, vgl. BW Nr. 1245: „S. v. w. höchst überrascht sein, etwa als wäre man eben aus einer anderen Welt in diese herein geschneit (!); frz. . .

il tomba des nues."

Daß das anschauliche Bild keiner Erläuterung bedarf, ist oben, wo es in sehr gewichtigem Zusammenhange erscheint, widerlegt.

[2] Kurt Aram, Die Kusine aus Amerika, Ullstein-Ausg. S. 51.

[3] Clara Viebig, Vom Müller-Hannes, Ullstein-Ausg. S. 208.

Dasselbe geschah auch dem „Marienkinde" des Grimmschen Märchens,[1] als es die verbotene Türe geöffnet und der Himmelskönigin gegenüber dreimal geleugnet hatte, es getan zu haben. Es versank nämlich unmittelbar darauf in einen tiefen Schlaf, und, als es erwachte, lag es unten auf der Erde mitten in einer Wildnis. „Es sprang auf und wollte fortlaufen, aber wo es sich hinwendete, immer ward es von dichten Dornhecken zurück gehalten, die es nicht durchbrechen konnte." Dort führte es nun ein jämmerliches Leben, „und wenn es daran dachte, wie es im Himmel so schön gewesen war und die Engel mit ihm gespielt hatten, so weinte es bitterlich".

Wir fügen jetzt Superlativen, die wir noch steigern wollen, gerne den Zusatz

unter dem Himmel

bei und sagen zum Beispiel:

das elendeste Geschöpf unter dem Himmel.

Münchhausen aber sagt: „Der Kazike war ..... der abscheulichste Tyrann, und die Einwohner der Insel, selbst seine Günstlinge und Maitressen nicht ausgenommen, die elendesten Geschöpfe

unter'm Monde,[2]

und auch Musaeus sagt einmal: „Im Besitze eines goldenen Kleinodes ihres Geschlechtes (der Gräfin Jutta von Oldenburg) schätzte sich Graf Heinrich mit Recht für den glücklichsten Ehegemahl unter dem Monde."[3] Hier sei auch an die bekannten Liederanfänge erinnert:

„Warum sind der Tränen
Unterm Mond so viel?"

Vgl. Büchmann S. 165 und:

Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond,

vgl. Büchmann S. 195. Hier spielt auch noch die Vorstellung des Mondes als Glücks- und Schicksalsgottes hinein. Der Schicksalsgott aber ist er, weil er nicht nur die Zeit macht, sondern auch alles, was in ihr geschieht. Es gibt ein sehr hübsches Rübenzagel-Märchen von einem von selber rollenden Rade, das gewissermaßen lebendig, sogar toll wird — „tąlsch" sagt der Schlesier vgl. Tallsack auf S. 184, und eine ähnliche Geschichte spielt vom Rübenzagel mit dem

---

[1] KM Nr. 3. [2] Bürger, Münchhausen, Recl.-Ausg. S. 37.
[3] Musaeus, Volksmärchen, Liebestreue, Meyers Volksb. III S. 106.

Botenstocke. Der Berggeist ist offenbar selber in beide hinein gefahren. Im „Alwissmal“ antwortet der Zwerg auf die Frage Thors, wie der Mond in den verschiedenen Welten heiße:

Mond — bei den Menschen, Mildlicht — bei Göttern,
Rollendes Rad bei der Hella.[1]

Demnach wird wohl auch das Sprichwort:

Es gibt nichts Neues unter der Sonne

früher gelautet haben:

Es gibt nichts Neues unter dem Monde.

Ein anderes Sprichwort behauptet:

Es fällt kein Meister vom Himmel.

In der Sage aber fällt wirklich ein Meister vom Himmel, nämlich Hephaistos, der große Schmiedekünstler. Dieses Sprichwort streitet also wieder für die Diesseitswelt eine mythische Tatsache in derselben Weise ab, wie es die auf S. 234 aufgezählten sprichwörtlichen Redensarten tun. Wenn wir:

„Es fällt kein Meister vom Himmel“

damit zusammen stellen, daß

„ein Unerwarteter vom Monde herab fällt“

so läßt das als ursprünglichen Wortlaut des Sprichwortes vermuten:

Es fällt kein Meister vom Monde.

Dadurch kömmt aber bezeichnender Weise ein Stabreim in dasselbe hinein, was meine Vermutung doch schon als nicht so ganz aus der Luft gegriffen erscheinen läßt, zumal da ja der Himmel, aus dem der Meister, die Himmel, aus denen der schmerzhaft Enttäuschte, der Mond, aus dem der Unerwartete herab fällt, herein schneit, das Schlaraffenland sein müssen. Wir sahen auf S. 217, daß man sich durch einen langen Kuchenberg hindurch fressen oder durch einen langen Darm hindurch schliefen muß, um in dasselbe zu gelangen. Wir verglichen bereits beides mit dem Brunnen, in den man hinein springen muß, um ins Land der Frau Holle zu kommen. In der Göttersage entspricht diesen mythischen Tunnels, wenn ich mich so ausdrücken darf, die nur nicht wagerecht, sondern senkrecht gedacht sind, das durch den Bohrer Rati hergestellte Loch, durch welches Odin ins Innere des Hnitbjorges zur Gunnlod hinunter schlüpft, um bei ihr die drei Gefäße voll Weisheit spendenden

[1] Edda, übers. von Wolzogen, Recl.-Ausg. S. 61.

Rauschtrankes zu leeren. Auch die Schlaraffen und die Schildbürger zechen weidlich. In allen diesen Fällen handelt es sich um das „Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits",[1] und zwar um die Benützung desselben zu einer Fahrt aus dem Diesseits ins Jenseits. Dasselbe kann aber auch ein Geschützrohr sein. Münchhausen setzt sich einmal auf eine aus einem solchen eben heraus fliegende Kanonenkugel, und gelangt, auf ihr reitend, in eine belagerte feindliche Festung. Er kam also in diese:

wie aus der Kanone geschossen.

Wäre er ein Däumling gewesen, so hätte vermutlich eine Pistole dafür genügt. Er wäre also dann

wie aus der Pistole geschossen

gekommen. Und das sagen wir gerade wieder von kleinen Kindern, die leicht geboren werden, die also Frau Holle blitzschnell aus der Jenseitswelt in die Diesseitswelt befördert. Vor Erfindung der Feuerwaffen hat vielleicht an Stelle des Geschützrohres oder Pistolenlaufes ein Blasrohr gestanden, wie solches als nie sein Ziel verfehlendes in arischen Volksmärchen, besonders in slawischen, öfter vorkömmt. Endlich kann das Durchgangsrohr zwischen dem Diesseits und dem Jenseits auch ein Schornstein sein; vgl. das von Soldaten häufig gesungene, sehr unzüchtige Schornsteinfegerlied, wo das weibliche Glied als Schornstein geschildert wird. In dem deutschen Volksmärchen „von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen" fällt in der dritten Nacht, die der Dummbart in dem verwunschenen Schlosse zubringt, ganz unerwartet erst ein halber Mensch durch den Schornstein herab — er kömmt herein geschneit — bald darauf die andere Hälfte. Die beiden Hälften fahren zusammen zu einem greulichen Manne, der dem Jungen arg mitspielen will. Es ist hier auch noch folgende Münchhausen-Geschichte heran zu ziehen, die wiederum, wie die meisten anderen, nur rätselhaft klingende mythische Wahrheit enthält:

Münchhausen und die Enten.

Münchhausen reihte einmal mehrere Dutzend Enten durch dieselbe List wie Max und Moritz die Hühner der Witwe Nolte auf eine Schnur auf, an deren Ende er einen Speckbrocken befestigt hatte. Er wurde aber dann von den auffliegenden Enten in die Luft empor gehoben; doch wußte er sie zu seinem Hause zu lenken

[1] AZ S. 41.

und brachte es durch allmähliches Eindrücken der Köpfe zu Stande, daß er gerade durch den Schornstein seines Hauses mitten auf seinen Küchenherd herab fiel.[1]

Diese Geschichte aber ist wirklich eine etwas stark gemästete und mit viel Pfeffer zubereitete fette „Ente"; und auf ihr oder wenigstens auf Seitenstücken von ihr muß der Ausdruck

Ente

für Schwindelnachricht, jetzt Zeitungslüge[2] beruhen. Woher soll er denn sonst stammen, wenn nicht aus der Sage.[3] Früher hieß so etwas auch:

blaue Ente;

vgl. S. 351: Das Blaue vom Himmel, Monde herunter lügen, daß das Gold der Wahrheit, die goldene Ente, wieder zum Vorscheine kömmt. Der Mond aber ist eine goldene Ente, wie ein goldener Schwan, eine goldene Gans, ja überhaupt ein goldener Vogel ist. Eine goldene Ente kömmt z. B. in dem ungarischen Märchen „Tauperlen-Janos" vor, wo der Held selber in eine solche verwandelt wird. In dem ungarischen Märchen „Der wipfellose Baum" (a. a. O. Nr. 2) begegnen sogar drei Goldenten und sie leben auf dem Baume, der bis zum Himmel gewachsen ist, was wieder an die Legende vom Lügenbaume erinnert, mit der Schrader den Ausdruck Ente — Schwindelnachricht zusammen gebracht hat.[4] Enten watscheln; sie haben nämlich einen großen schweren Körper und kurze Beine. Solche haben aber auch die Lügen, und Münchhausen ist als Schwarzer — er wird ja von Weißen durch die Lüfte getragen —

der Vater der Lügen;

Folglich spielt auch das Sprichwort:

Lügen haben kurze Beine

---

[1] Bürger, Münchhausen, Recl.-Ausg. S. 12ff.

[2] „Deutsche Zeitung" vom 5. 4. 16 morgens:
„Dem Schwindel mit dem angeblichen englischen Friedensangebot dürfte nun allerdings bei allen verständigen und anständigen Menschen der Hals umgedreht worden sein." Auch in diesem Satze steckt noch das auf der Sage beruhende sprachliche Bild der „Ente".

[3] Vgl. die vergeblichen Erklärungsversuche bei Winter a. a. O. S. 57, Schr. S. 249 und 253, BW Nr. 1268 und R Nr. 21. Die Ableitung aus Lügente, einer im 16. und 17. Jhrh. in protestantischem Munde üblichen Verdrehung von Legende, ist schon von BW gebührend zurück gewiesen.

[4] Hierher gehört auch vielleicht die Geschichte vom Entenbaume, der am Meeresstrande steht und dessen ins Wasser fallende Früchte Enten werden (schon das 15. Jhrh. kannte diese Ente); vgl. Theodor Kappstein, Bibel und Sage, Berlin 1913 S. 273.

auf die Sage an. In Folge dieser krummen Beine müssen die Lügen auf Krücken gehen. Sie benötigen zu ihrer Stütze andere Lügen:

Zu einer Lüge gehören immer sieben Lügen[1]

sagt ein anderes Sprichwort, das wieder das Eindringen der altbabilonischen Rechnung in das deutsche Sprachgut zeigt.

In der eben erzählten Geschichte dient der Schornstein, als welches hier das Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits gedacht ist, zum Eintritte aus dem Jenseits ins Diesseits. Daß er aber auch umgekehrt zu einer Fahrt aus dem Diesseits ins Jenseits benützt wird, zeigt außer den oben besprochenen Beispielen aus dem Märchen und der Göttersage noch der Aberglaube, daß die Hägsen zum Schornsteine hinaus reiten, wenn sie sich auf den Blocksberg zur Walburgnachtfeier begeben wollen. Der Schornstein aber ist schwarz, und das weist uns darauf hin, daß dieses Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits der Schwarzmond ist. Darum steigen aus dem tiefen, schwarzen Brunnen, durch den die fleißige und die faule Jungfrau ins Land der Frau Holle eingehen, diese als Goldmärge und Pechmärge nach einiger Zeit wieder aus. Einen merkwürdig spät im Schrifttume noch auftauchenden Beleg für die Anschauung, daß es der Mond ist, der die Diesseitswelt von der Jenseitswelt trennt, liefern folgende beiden Wielandstellen:

„Einen so völligen Geist als man jemals diesseits des Mondes gesehen hat" (1, 126) und als Gegenstück:

„Eine Vollkommenheit, die seiner Einbildung nach allein jenseits des Mondes anzutreffen sein sollte." (2, 11).

Goethe hat als Motto für „Wahrheit und Dichtung" das Sprichwort gewählt:

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Ich habe nachgewiesen, daß dieses Sprichwort wie so viele andere für die diesseitige Wirklichkeit etwas verneint, was für die Welt der Sage gilt. Im Märchen wachsen die Bäume wirklich in den Himmel, z. B. in dem Grimmschen Märchen „Der Dreschflegel vom Himmel" und in dem englischen Volksmärchen „Hans und der Bohnenstengel." Mit diesen beiden Ge-

[1] G. Wunderlich, a. a. O. II[7] S. 47.

schichten ist aber folgendes Abenteuer Münchhausens zu vergleichen:

Münchhausens silberne Axt.[1]

Im russisch-türkischen Kriege wurde Münchhausen von den Türken gefangen genommen und Sklave des Sultans. Als solcher hatte er die Bienen desselben zu hüten. Eines Abends vermißte er eine von ihnen, ward aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da warf er nach ihnen seine silberne Axt die das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist. Er befreite dadurch auch die Biene. Da er aber seinen Arm kräftig geschwungen hatte, flog die Axt so hoch, daß sie erst im Monde nieder fiel. Sofort pflanzte Münchhausen eine türkische Bohne, die sogleich mit rasender Schnelligkeit emporwuchs, bis sie den Mond erreichte und sich an eins seiner Hörner anrankte. An dieser kletterte Münchhausen zum Monde empor, fand aber die Axt nur unter großen Schwierigkeiten, weil dort alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen.

Wie also der Bauer in dem Grimmschen Märchen den Dreschflegel und eine Hacke aus dem Himmel holte, in den er durch Emporklettern an einem aus einem Rübensamen bis dorthin empor gewachsenen Baum gelangt war, wie ferner Hans in dem englischen Volksmärchen die goldene Eier legende Henne, zwei Beutel mit Gold und Silber und die von selbst spielende Harfe aus der Jenseits-Welt holte, in die er durch Emporklettern an einem bis in die Wolken empor geschossenen Bohnenstengel gelangt war, so holte Münchhausen vermittels einer der letzteren genau entsprechenden Leiter die silberne Axt aus dem Monde. Mit anderen Worten: Auch der ursprüngliche Sinn des Sprichwortes:

„Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen"

dürfte gewesen sein:

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht bis zum Monde wachsen.

Münchhausen hatte in dieser Geschichte in wörtlichem Sinne die Axt, das Beil zu weit geworfen; aber er wirft auch stets im übertragenen Sinne das Beil zu weit; vgl. die Redensart:

Das Beil zu weit werfen

— aufschneiden, lügen.[2]

Nebenbei gesagt, beweisen die eben zusammen gestellten saghaltigen Überlieferungen, daß, wie ein Brunnen, ein Darm,

---

[1] a. a. O. S. 30ff.

[2] Vgl. BW Nr. 501, wo auch eine ältere Form der Redensart:

Die Barte (vgl. Hellebarte) **zu weit werfen**

nachgewiesen ist.

ein Bohrloch, ein Schornstein u. a. das Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits sein können, so auch ein Baum, ein Bohnenstengel, ein Seil u. a., an denen hinauf oder hinunter geklettert werden muß, den Verbindungsweg zwischen Diesseits und Jenseits bilden können. Wir erhalten also die neue mythologische Gleichung:

Brunnen — Darm — Bohrloch — Schornstein — Baum — Bohnenstengel — Seil[1] usw.

Für das Verhältnis zwischen Mond und Himmel, überhaupt für die Mythendeutung ist folgende Geschichte bei Aurbacher so wichtig, daß sie hier wörtlich abgedruckt sei:

Der Schneider im Monde.[2]

Ein Schneider, der in die andere Welt wanderte, verirrte sich in den Mond. Ein solcher Mann war dem Monde willkommen. Es friert mich immer so sehr, sagte der Mond, zumal in den kalten Winternächten; und da tät' mir denn ein warmes Röcklein gar wohl. Der Schneider mochte wollen oder nicht, er mußte bleiben, und er nahm sogleich das Maaß an dem Monde. Der hatte aber einen gar großen Buckel und einen dünnen, dünnen Bauch, und er sah schier aus wie ein Schneider, wenn er auf dem Bocke sitzt. Der Rock ward indessen bald fertig, und er stand dem Monde aufs allernetteste trotz seiner Mißgestalt. Aber sieh da! nun schwoll der Kunde von Tage zu Tage, und sein Bauch wurde immer dicker und der Rock immer enger. Da hatte denn der Schneider vollauf zu tun, um nachzuhelfen, autzutrennen und dranzusetzen. Zuletzt wurde der Mond ganz dick und fett und kugelrund, und der Schneider konnte kaum soviel Tuch auftreiben, und so viel Zeit, um die Arbeit zu fertigen für Nacht auf Nacht. Nun endlich glaubte aber der Schneider, er werde Ruhe haben und Urlaub bekommen. Aber was geschieht? Jetzt fing der Mond an ordentlich einzuschrumpfen von Tag zu Tage, so daß ihm das Kleid immer weiter wurde und an seinem Leibe schlotterte. Ja, was noch schlimmer war, er schwand jetzt, wie ein rechter Wechselbalg, am Rücken, während er vorn den Wanst behielt, und er sah zuletzt aus. wie ein Gaukler, der sich rückwärts auf den Boden niederläßt. Da gab's denn für den armen Schneider fort und fort Arbeit; immer mußte er wieder nachhelfen und auftrennen und davon nehmen, bis daß es recht war (Penelope-Arbeit). Endlich, nach drei Wochen bekam er Ruhe; denn der Mond legte sich jetzt schlafen und ließ sich mehrere Tage nicht mehr sehen. Unser Schneider aber, welcher der vielen und langen Arbeit satt geworden, verließ insgeheim den Mond und setzte seine Wanderung fort. Ob er aber zuletzt in den Himmel gekommen, das weiß man nicht."

Daß man den Mond als Schlüssel des Mythos so spät erst erkannt hat, liegt mit daran, daß alle älteren mythologischen Schulen in den verhängnisvollen Fehler verfielen, auf die Gestalten in der Sage den Hauptnachdruck zu legen,

---

[1] Vgl. meine „Aufgaben und Ziele" S. 39 über die Drehgeräte und ihre Spielformen.

[2] L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. II S. 111 ff.

während die heutige Forschung viel mehr das über die Personen Erzählte, die Hergänge und Eräugnisse im Mythos und ihre Aufeinanderfolge für das Wichtigste erachtet, entsprechend dem ursprünglichen Sinne des Wortes „Mythos", das gerade eine „Erzählung" bedeutet. In Folge dessen zerrten auch die älteren Forscher aller Lei Gespensterglauben in die Darstellung mit hinein und vermengten so die Mythologie schier rettungslos mit der Dämonologie. Damit soll andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß Beziehungen zwischen dem Aberglauben und dem Mythos bestehen. Solche sind ja schon im Laufe dieser Auseinandersetzungen reichlich aufgedeckt worden. Viele der Gestalten des Aberglaubens sind nichts weiter als Vervielfältigungen der einen Gestalt der Sage, und auch im Aberglauben spielen die mythischen Zahlen 3 und 3 × 3 eine große Rolle.

Zu den Ausdrücken, die der Sage und dem Gespensterglauben gemeinsam sind, die also in der Mythologie, in der Sagenforschung ebenso behandelt werden müssen wie in der Dämologie, der Lehre vom Gespensterglauben, gehört vor allem das Wort Hägse. Die amtlichen Vorschriften für die deutsche Rechtschreibung begehen einen schweren Fehler, wenn sie die Schreibung „Hexe" mit x verlangen. Das Wort ist mit der gleichen, weibliche Wörter bezeichneten Silbe gebildet, mit der

Fär – se – junge Kuh

aus

Farr – en – junger Stier

abgeleitet ist. Das x in „Hexe" zieht also den Auslaut des eigentlichen Stammes, g, mit dem Anlaute der Endung, s, zu einem einzigen Buchstaben zusammen und verdunkelt dadurch das Wortbild in derselben Weise wie es Nixe statt Nickse tut; vgl. Neck und Neckar. Es muß also vielmehr

Hägse

geschrieben werden, wie es im Vorangehenden grundsätzlich stets geschrieben wurde; denn es ist von Hag abgeleitet und bezeichnet die im Hage d. h. im Walde wohnende böse Frau, die z. B. in dem auf S. 251 behandelten deutschen Volksmärchen „Hänsel und Gretel" im Walde wohnt und die beiden Kinder an sich lockt, um sie aufzufressen. Danach wäre die Hägse als Todesgöttin, vgl. S. 32, eine genaue weibliche Entsprechung

des Hagen als Todesgottes, des „Freund Hain" vgl. S. 267. Und das stimmt auch sprachlich; denn Hagen verhält sich genau so zu Hägse wie Farren zu Färse, so daß wir die sprachliche Proportion:

Färse : Farren — Hägse : Hagen

aufstellen können.

Bezeichnender Weise heißt die greuliche Alte, die das goldhaarige Rapunzel in einem einsamen Turme, auch wieder mitten in einem großen Walde, hütet:[1] „Frau Gothel" und die Führerin der Wilden Jagd in der Priegnitz „Frau Gode",[2] wie der Führer derselben in Mecklenburg „Wode", wir könnten sagen „Herr Wode" genannt wird. Einer weiblichen Gode entspricht also ein männlicher Wode. Die Grundform des mannweiblichen Namens, vgl. die Heilige Kümmernis S. 190, muß demnach etwa Gwode gelautet haben. Neben dieser kürzeren Namensform bestand aber auch noch eine längere, die weit gebräuchlicher gewesen sein muß, und die ist uns in der Tat noch in ihrer germanischen Grundgestalt erhalten, nämlich bei Paulus Diaconus als Gwodan.[3] In beiden Namensformen aber, sowohl der längeren wie der kürzeren ist im Anlaute im Laufe der weiteren Entwickelung entweder der Gaumenlaut oder der Lippenlaut w geschwunden, und so sind die verschiedenen Namensformen Wodan, Wode einerseits und Gode, auch Gude andererseits entstanden.

In der älteren Edda werden die Riesentöchter Hägsen und Nachttreiberinnen genannt.[4]

Zu der Eigenschaft der Hägsen als Todesgöttinnen stimmt vorzüglich der allbekannte Volksglaube, nach dem die Hägsen in der Walpurgisnacht auf Besenstielen auf den Gipfel des Brocken, des Blocksberges reiten, und wenn sie dabei den Weg durch den Schornstein nehmen, so stellt

---

[1] Daß die Sage, wie in der Einleitung bemerkt, zwar in ihrem Grundgerippe immer gleich bleibt, das Fleisch, die Haut und die Haare aber immer der Zeit der Aufzeichnung entlehnt, bildet die Tatsache einen merkwürdigen Beleg, daß im ungarischen Volksmärchen aus der das Rapunzel hütenden Frau Gothel die Oberin eines Klosters geworden ist (a. a. O. S. 215).

[2] Vgl. Wilhelm Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg³ Berlin 1895 Nr. 118 „Frau Godens Jagdzug."

[3] Vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie⁴ Gütersloh S. 111.

[4] Edda, Grimm, Inselverlag S. 14.

dieser ebenso wie der Brunnen der Goldmärge und der Pechmärge in dem deutschen Volksmärchen von der Frau Holle, wie der schwarze Brunnen auf S. 219 das Durchgangsrohr aus dem Diesseits ins Jenseits, aus der cislunaren in die translunare Welt dar. Die Hägsen sind nichts anderes als immer mehr zu abschreckenden und häßlichen Wesen herab gesunkene Walküren, die uns gleichfalls als Todesgöttinnen entgegen treten, wenn sie vor der Schlacht denjenigen Kriegern erscheinen, die in derselben den Tod erleiden werden. Es ist also wiederum eine sagenhafte Ausschmückung der geschichtlichen Überlieferung, wenn erzählt wird, daß dem Drusus, als er bis zur Elbe vorgedrungen war, eine Germanin von übermenschlicher Größe entgegen getreten sei und ihm sein nahes Ende geweissagt habe, das auch wirklich bald darauf durch einen Sturz vom Pferde eintrat. Im Hohenzollernhause ist es „die weiße Frau", die das gleiche Amt übernommen hat, in Grillparzers bekanntem Drama ist es „die Ahnfrau". Aber die Walküren sind zugleich auch Schwanenjungfrauen, wie auch ihre Führerin, Freyja, ein Schwanenhemde besitzt, durch das sie sich, wenn sie will, in einen Schwan verwandeln kann, und darum sagen wir noch heute, wenn wir ahnen, daß uns ein Unheil nahe bevor steht:

Es schwant mir,[1]

etwas Böses nämlich.

Die Entwickelung der Walküren aus schönen, lichten, auf Flügelrossen durch die Lüfte jagenden Schlachtjungfrauen zu greulichen und abscheulichen, auf Besenstielen reitenden Hägsen mag einerseits schon im vorchristlich-germanischen Altertume vorgebildet gewesen sein durch die Tatsache, daß sie ja mit den unheimlichen Nornen verwandt waren, nicht nur mit den guten, weißen sondern auch mit den bösen schwarzen Nornen, vgl. S. 34 andererseits und zum größten Teile wird sie allerdings auf Rechnung des Christentums zu setzen sein, das die alten Götter dem Volke dadurch zu verleiden suchte, daß es sie zu häßlichen und schädlichen Wesen herab drückte; denn ihr vorhanden Sein überhaupt den zu Bekehrenden auszureden, war man nicht im Stande. Vortrefflich hat den Glauben an die Todesverkündigung durch die Walküre Richard Wagner in seinem „Ring des Nibelungen" verwertet in dem stimmungsvollen

[1] Die beste der früheren Erklärungen hat R Nr. 174.

Auftritte, in dem Brünhilde dem Sigmund schön und ernst im schimmernden Schmucke der Waffen erscheint, um ihm zu verkünden, daß er ihr nach Walhall folgen soll.

Der Besen, auf dem die Hägsen in der Walpurgisnacht zum Schornsteine hinaus durch die Luft nach dem Blocksberge reiten, ist ihr

Steckenpferd.

Auch die Schildbürger reiten dem Kaiser von Utopien — des Schlaraffenlandes also — auf Steckenpferden entgegen, „die sie meisterlich abgerichtet hatten". Der Rübenzagel läßt einmal einen Gebirgsboten auf seinem Bergstocke reiten, indem er selber in diesem hinein fährt, und nun geht es im Hui über Berg und Tal. Daher haben auch die Bergstöcke, die im Riesengebirge verkauft werden, meist einen Rübenzagelkopf als Knauf. Das Steckenpferd ist also wieder das mythische Reittier wie Mephistopheles und Loki als Sleipnir, und auch das entsprechende Kinderspielzeug ist wieder mythisches Ursprunges.[1] Wer auf seinem Steckenpferde besonders tolle Sprünge macht,

mit dem geht die Schecke durch.

Aber die Steckenpferde entsprechen andererseits auch den Flügelrossen; denn sie laufen durch die Lüfte. Sie sind also gewisser Maaßen auch Vögel, und darum sagt man vielleicht von einem, der sein Steckenpferd gar zu ausgelassen reitet, so daß man an seinem Verstande zu zweifeln beginnt:

Er hat einen Vogel,

als Reittier nämlich, vgl. „er hat Schwein" S. 235.

Einem so Unbesonnenen stößt es leicht zu, daß er

sich in eine üble Lage hinein reitet,
sich in die Tinte reitet.

Oft verschuldet man das dadurch, daß man leichtsinnig

umsattelt,

oder

die Zügel schießen läßt,
sich zügellosen Leidenschaften hingibt.

---

[1] Das Kinderspielzeug ist also nicht, wie BW Nr. 1133 will, Vorbild der Redensart, sondern entstammt auch seinerseits wieder wie so viele andere, der Sage.

[2] Diese Erklärung ist um so wahrscheinlicher die richtige, als ja der Held des Märchens sehr oft auf einem Vogel reitet z. B. Gonzenbach II S. 17; vgl. auch die auf S. 343 beschriebene Apotheose des Kaisers. Ich weiß aber wohl, daß man statt „Vogel" auch „Piepvogel" sagt und „bei dem piept's (pickt's) wohl"; aber hier können auch Verdeutungen und Verwischungen vorliegen, und ich möchte keine Erkenntnisquelle verstopfen.

Die Tinte ist für gewöhnlich schwarz, und wer in sie hinein gerät, muß auch von ihr trinken, und darum fragen wir statt „Bist du denn verrückt?"

„Hast du denn Tinte gesoffen?"

Kennzeichnender Weise heißt es statt

Sein Steckenpferd reiten

auch

Auf seiner Geigen bleiben,

und das wird auch im geschlechtlichen Sinne gebraucht,[1] vgl. Der Himmel hängt ihm voller Geigen S. 330. Steckenpferd, Flügelroß, Vogel und Geige sind ja mythisch alle das Gleiche.

Könnte die

Walpurgisnacht,

von der wieder bemerkenswert ist, daß sie in der Nacht gefeiert wird, etwa gar eine

Walburgnacht

und Walburg ein deutscher Name für Walhall sein? In der Tat führt ein bömisches Märchen die Überschrift:

„St. Walburgis Nachttraum oder die drei Gesellen."[2]

In einem dramatischen Gedichte „Zauberliebe"[3] heißt es:

„Laß uns gleich die Alte (die Hägsel) suchen,
Sicher ist sie auf der Heimfahrt
Von dem Fest des Junker Voland,
Wo sie tanzt zur ersten Mainacht.

Dieser „Junker Voland" ist auch wieder der Teufel, und zwar als Veranstalter der Walburgnacht. Grimhild wird im 2. Teile des mhd. Nibelungenliedes öfters *valandinne* d. h. Teufelin genannt. Auch den Namen des Rosses Rolands „Falantich" hat schon Grimm[4] mit Falada (und Phol!) zusammen gebracht. Rolands Roß Falantich ist wie Dietrichs Roß Falke das Teufelsroß, d. h. der Teufel, der Schwarze der Sage selber, auf dem der Weiße reitet.

So sehen wir auch hier wieder unter der entstellenden Übertünchung späterer dem Deutschtume wenig holder Jahrhunderte deutlich den altdeutschen den altgermanischen Jenseitsglauben hindurch schimmern. Man braucht nur den Rost abzukratzen, dann kömmt der Stahl wieder zum Vorscheine.

[1] Schr. S. 321. [2] KHM III, Anm. zu Nr. 107, S. 204.
[3] A. Apfel und F. Laun, Gespensterbuch, Recl.-Ausg. S. 568.
[4] KHM III, Anm. zu Nr. 89 S. 170.

Auf dem Brocken oder vielmehr dem Block-Berge[1] feiern die Hägsen den

Hägsensabbat

Dort führen sie den

Hägsentanz

auf dem

Hägsentanzplatze

indem sie den

Hägsenkessel

umtanzen nach der Musik, die der Teufel, der Schwarze, selber ihnen dazu macht. Und sehr züchtiglich wird es bei diesen Tänzen nicht zugegangen sein. Das deutet der Name

Teufelsbraut

etwas zart und der Name

Teufelshure,

den die Hägsen im Volksmunde auch führten, schon etwas gröber an.

Sie werden wohl dabei dem Teufel alle haben zu Willen sein und in diesem Sinne nach seiner Pfeife tanzen müssen, sie werden dort mit ihm, der ein Ziegenbock ist, Zicken gemacht haben. Die Berliner Redensart:

Mach keene Zicken!

bedeutet demnach: „Laß dich nicht mit dem Schwarzen ein!"

Goethe behauptet, daß die Männer nach der Frauen Pfeife tanzen:

Doch tanzt man, wie die Luder pfeifen!

Wie bei dem Hägsentanze das Wort „Pfeife" zu verstehen sein dürfte, zeigt folgende Geschichte aus der jüngeren Edda:

Loki und der Ziegenbock.[2]

„Loki nahm eine Schnur, band das eine Ende an dem Barte einer Ziege fest und befestigte das andere Ende an seiner Scham. Jedes von beiden zog nun an der Schnur, und beide mußten vor Schmerz laut aufschreien.[3] Darauf ließ Loki sich in Skadis Schoß fallen, und nun lachte sie und damit war die Sühne (für die Ermordung ihres Vaters, des Adlers Thiassi, durch die Asen) vollendet. (Es war das erste Mal seit dieser, daß sie wieder lachen konnte, vgl. das Grimmsche Märchen „der gute Handel".[4]

[1] Mit diesem Namen möchte G. Hüsing den Namen Loki (aus Wloki) zusammen bringen.

[2] Edda übers. von Gering S. 354.

[3] Sollte hierauf die Unsitte beruhen, ein altes Weib

eine alte Ziege

zu nennen? Warum sagt man nicht eine alte Kuh oder Stute?

[4] KHM Nr. 7.

Nun läßt der Teufel beim Verschwinden stets einen üblen Geruch, so ja noch in Goethes Faust, daher:

Er nimmt Abschied wie der Teufel: mit Gestank![1]

Der Teufel läßt also dabei „einen Wind fahren“. Söllte er nicht auch selber später mit dem Winde verselbigt worden sein, wie ja auch in Odin-Wotans Gestalt Beziehungen zu demselben hinein geraten sind? Vielleicht erklärt sich so der bisher noch nicht befriedigend erklärte Ausdruck

Windsbraut,

zumal da Schwieger in der Geharnischten Venus einmal sagt:

„Du Ungewitter, Teufelsbraut!“

Jedes Falles tanzen die Hägsen auf dem Hägsentanzplatze beim Hägsensabbat ganz nach der Pfeife des Teufels und

nach jemandes Pfeife tanzen

ist demnach gleichfalls auf die Sage zurück geführt, vgl. S. 258.[2]

Damit ist die Erklärung, die Büchmann S. 331 gibt, überholt. Das dort Gebotene aber, nämlich die Belege aus Aisopos, Herodotos und dem Neuen Testamente, beweist, daß es sich wieder um ein gemein arisches, dem Mythos entlehntes sprachliches Bild handelt.

Nach eines Verführers Pfeife tanzen auch die Kinder, die dem Rattenfänger von Hameln folgen. Ja, sie tun es sogar ganz eigentlich in dem Sinne, wie wir diese Redensart noch heute gebrauchen. Er kann mit ihnen machen, was er will. Sie lassen sich von ihm so betören, wie die Bäume und die wilden Tiere von Orpheus und das Wild, die Schlangen und die Fische von Horand's Liede bezaubert werden.

Der Mond, der das Urbild aller dieser Gestalten der Sage ist, macht tanzen, weil er selber ein großer Tänzer ist. Er „wabert“ und dreht sich fortwährend um sich selber herum, wodurch er, da die eine Hälfte weiß, die andere schwarz ist, das hervor ruft, was wir jetzt die Phasen des Mondes nennen. Und so kommen wir auf den — Karnevalstänzer.

Das Harlekinkleid, das man während der Karnevalszeit am häufigsten auf der Straße bei den Kindern zu sehen bekömmt,

[1] BW Nr. 12.

[2] Durch obige Ausführungen sind die Erklärungen Schr. S. 298, BW Nr. 498 und Nr. 916 widerlegt.

ist ein vom Halse bis zum Schritte reichendes, bauschiges Gewand, dessen eine Hälfte weiß, dessen andere Hälfte aber schwarz ist. Ein Wesen, das in diesem Gewande tanzt, ahmt also genau den Mond in seiner Drehung um sich selber nach. Wenn aber der

Harlekin

daneben auch aus lauter verschiedenen Stoffstücken von aller Lei Farben bunt zusammen gesetzt wird, so muß hier wieder auf den Rattenfänger von Hameln zurück verwiesen werden, der ein ebensolches Gewand trug, und deshalb auch Bunting hieß, und auf den vierfarbenen Roland S. 354. Der Name Harlekin ist sicher nur durch die Wogen der germanischen Völkerwanderung oder noch später als Strandgut nach Italien verschlagen und dort zu einem „Arlechino" umgewandelt worden wie der Dietrich als Wilder Jäger auf der Skulptur der Kirche von San Zeno in Verona, wie zahllose Rolandsagen, auf denen sich Bojardos „verliebter Roland" und Ariostos „rasender Roland" aufbauen. Der Harlekin ist natürlich wesensverwandt mit dem Hans Narr und Hans Wurst der Bühne, der schon nach Grimm aus dem „dummen Teufel" der Volkssage hervor gegangen ist vgl. S. 184. „es ist mir alles Wurscht". Und so ist schließlich auch noch das

Narrenkleid,

die **Narrenkappe**

und die **Narrenpritsche**

mythisches Ursprunges. Zum Harlekin bemerkt Büchmann S. 275:

„Im Nolant de Fatouvilles Arlequin, Empereur dans la lune (aufgeführt 1684; Chérardi, Théâtre italien, T. 1) macht Harlekin, der sich für den Kaiser im Monde ausgegeben hat, dem Doktor, dessen Tochter er heiraten will, eine Beschreibung der Mondbewohner. Bei jedem Zuge dieser Beschreibung bemerken die Umstehenden: ‚C'est tout comme ici', und zwar neunmal. Daraus entstand das bekannte

Tout comme chez nous."

Diese merkwürdige Komödie konnte ich nicht mehr selber vergleichen. Was mag Harlekin über die Mondbewohner sagen? Söllten sich nicht doch einige Ähnlichkeiten mit den Münchhausenschen Aufschneidereien oder den Abenteuern Gullivers darin finden?

Jedes Falles sehen wir, daß auch jegliche Art von

Mummenschanz

im Mythos wurzelt.

Fast alle Wagen des Kölner Rosenmontagszuges waren im Jahre 1902, das einzige Mal, wo ich ihn gesehen habe, auf Räder gestellte Schiffe. Ein solches Schiff aber, ein Schiff, das über Land und Meere fährt, muß in dem deutschen Volksmärchen „der Vogel Greif" der Held für den König herbei schaffen. In Finnland ist es ein goldenes Schiff. Dadurch wird die schon der Sichelform wegen nahe liegende Beziehung zum Monde auch in Betreff der Farbe wieder bestätigt. Wie nahe die Auffassung des Mondes als eines Schiffes liegt, zeigt die Tatsache, daß auch neuere Dichter, ohne zu ahnen, was das Urbild der Sage ist noch überhaupt mit dieser nähere Fühlung zu haben, auf dasselbe Bild zu verfallen, z. B. Clara Viebig: „Die Sonne war versunken. Der Kahn des Mondes schwamm herauf im zarten Silbergrau."

In der Göttersage ist das über Land und Wasser fahrende Schiff das Schiff des Gottes des Glückes, des Freyr, der Skidbladnir, in welchem er über Ströme und Meere setzt, das er aber, wenn er ans Ufer gelangt, zusammen faltet und in die Tasche steckt. Es ist also nichts mit der üblichen Übersetzung von „Karneval" — Fleisch, leb wohl. Der

Karneval

ist vielmehr ein

Carnaval

und man hat den Namen zu trennen in

Car naval,

Der Name bedeutet also Schiffswagen und bezeichnet das Schiff, das über Land und Wasser fährt. Dieses kömmt aber als Schwanenschiff Lohengrins aus dem Schlaraffenlande und kehrt in dieses zurück. Kein Süd- oder Westdeutscher wird läugnen, daß man sich während des Karnevals einem wahren Schlaraffenleben hingibt. Die Karnevalisten liefern einander Konfetti-Schlachten, wie es nach Fischart im Schlaraffenlande Zuckererbsen hagelt. Diesem Feste entsprach aber bei den alten Römern das Saturnalienfest. Prinz Carneval ist also in dieser Beleuchtung der Priester, der, altrömisch ausgedrückt, als Saturnalienkönig das ausgelassene Fest

---

[1] KHM Nr. 165; vgl. auch KHM Nr. 64.
[2] Vgl. KHM III, Anm. zu Nr. 165 S. 259.
[3] Clara Viebig, Vom Müller-Hannes, Ullstein-Ausg. S. 285.

leitete. Dieses aber galt als sinnbildliche Rückkehr in das goldene Zeitalter[1] vgl. S. 249.

In dem Karnevalschiffe sitzen die Schildbürger, die Lalenbürger, die Krähwinkler usw., die aus dem Jenseit kommen, wo alles scheinbar verkehrt zugeht, kurz gesagt, die Narren. Es ist also ein

Narrenschiff.

Man spricht auch oft von einem

Narrenseil

Es ist das Seil des sich dumm stellenden Dritten, an dem dieser von seinen beiden älteren Brüdern in den Brunnen hinab gelassen wird. Ein Narr ist er deswegen, weil er seinen Brüdern traut, obwohl er vor ihnen eindringlichst gewarnt worden ist, und sich nach dem herauf Ziehen der drei von ihm erlösten Jungfrauen selber an das Seil hängt. Es wird hierauf von seinen ungetreuen Brüdern zerschnitten, und er stürzt für seine Person wieder in den Brunnen hinab. Er wird dort, wo es

stichdunkel

ist, von seinen Brüdern

im Stiche gelassen.

Auch das Seil, auf dem Till Eulenspiegel den Bürgern seiner Vaterstadt etwas vortanzte, war ein Narrenseil, und auch dieses wurde zerschnitten und zwar von seiner Mutter, so daß der Narr ins Wasser fiel. Auch die Seiltänzerkunst wurzelt nach alledem in der Sage. Die Sage kennt ein senkrechtes und ein wagerechtes Seil, und das Hinauf und Hinabklettern an diesem und das Entlangtanzen an jenem entspricht dem Hinauf- und Hinabklettern des Eichhörnchens Ratatosk am Weltenbaume.

Da Grimm das Volksbuch „Der Finkenritter" gerade in den Anmerkungen zum „Märchen vom Schlaraffenland" erwähnt, so sind wohl mit diesem die

Funkenritter

des Kölner Rosenmontagszuges in Zusammenhang zu bringen. Der Finkenritter ist eine Entsprechung des „Hans mein Igel". Dieser reitet in Igelgestalt auf einem Hahne. Der Igel ist das deutsche Stachelschwein, und Reiter und Reittier tauschen im Mythos naturgemäß die Rolle. Und

---

[1] Vgl. Wendtland, Jesus als Saturnalienkönig.

so reitet in dem verwandten italiänischen Märchen der Betreffende auf einem Schweine, wie Freyr, der Gott der sinnlichen Liebe, des Eheglücks und der Fruchtbarkeit, der als solcher der deutsche Karnevalsgott, „Prinz Karneval", gewesen sein muß, auf seinem Eber Goldborste reitet. Dieser Eber aber, der schneller als ein Pferd durch Wasser und Luft zu laufen vermochte, verbreitete nach der jüngeren Edda[1] auch in finsterster Nacht genügend Helle um sich, wieder ein Beweis, daß wir mit unserer Deutung der Sage auf dem rechten Wege sind.

Auf das Märchen „Hans mein Igel" spielt, wie schon Grimm[2] erwähnt, der Ausdruck

Igel
oder
Nigel[3]

an, der in der Preßburger Gegend für ein nichtwachsendes Kind gebraucht wird. Auch die Ausdrücke

Schweinigel
und
schweinigeln

passen in diesen Zusammenhang.

Das Wunderbare an Freys Schiffe Skidbladnir ist, daß es nicht nur über Wasser sondern auch über Land fährt. Umgekehrt läuft Odins Roß nicht nur über Land sondern auch über Wasser. Schiff und Roß entsprechen demnach einander, folglich auch Insasse und Reiter. Die altgermanischen Göttergestalten fließen also ebenso in einander über wie die altgriechischen, und darum darf man eben die Mythologie nicht gestaltenweise behandeln sondern muß den Erzählungen nachgeben und diese vergleichend behandeln. Dann klären sich auch hinterher die Gestalten.

Im Voraufgehenden wurde nach gewiesen, daß der Mythos mit dem Kalender aufs engste zusammen hängt. Nun sprechen wir aber auch von einem Festkalender, sogar von einem kirchlichen Festkalender; denn auch unsere Feste und zumal die kirchlichen richten sich selbstverständlich nach dem Kalender. Besonders deutlich ist dies beim Osterfeste der Fall, das ja am ersten Sonntage nach dem ersten Voll-

[1] Edda übers. v. Gering S. 466.
[2] KHM III, Anm. zu Nr. 108, S. 204.
[3] Wohl aus Schweinigel gekürzt mit Anlehnung an Nickel.

monde nach Frühlingsanfange gefeiert wird. Hier liegt also sogar noch deutliche Beziehung zur Mondrechnung vor, und wir dürfen auch nicht vergessen, daß

Ostern

gar kein christlicher Name ist, sondern ein altgermanischer, nämlich der der „heidnischen" Göttin Ostara. Diese Göttin muß übrigens, wie die altgriechische Leda, Eier gelegt haben, statt Kinder zur Welt zu bringen. Das sind die beliebten

Ostereier,

die auch

Haseneier[1]

genannt werden, und die sind bunt vgl. S. 354. Ihre Kinder werden demnach wie weiland die Dioskouren und die schöne Helena

Wie aus dem Ei geschält oder **gepellt**[2]

gewesen sein. Freilich ist es auch möglich, daß ihnen bisweilen

die Eierschalen noch angeklebt haben,

besonders dann, wenn

das Ei klüger sein wollte als die Henne vgl. S. 103.

Das norwegische Volksmärchen „Murmel Gänseei" zeigt, daß die Schale dieses Eies der

Glückshaut

entspricht.[3] Das Ei der Ostara ist also ein

Glücksei, vgl. S. 237.

Statt „wie aus dem Ei gepellt" sagt man auch manchmal

wie ein Phönix aus der Asche.

Die beiden Dioskouren

sehen auch **einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen,**

ebenso wie „Die beiden Brüder" des Deutschen Zweibrüdermärchens (KHM Nr. 60) vgl. „zum Verwechseln ähnlich" und „Doppelgänger" auf S. 135.

Durch das Osterfest aber ist auch wieder nicht nur der Karneval sondern auch Pfingsten in seinem Datum genau fest gelegt.

---

[1] Vgl. Schr. S. 208. Ein „Hasenei" ist wiederum ein „ἀδυνατον" s. S. 366.

[2] BW Nr. 274 bringt wieder eine vernünftelnde Erklärung: „In der Tat läßt sich kaum etwas Saubreres denken als das frisch geschälte, unberührte Ei in seiner tadellosen Form und seinem Glanze." Damit ist aber immer noch nicht erklärt, wie man dazu kam, diesen Vergleich gerade auf Menschen und auf nichts anderes anzuwenden.

[3] P. Chr. Asbjörnsen, Auswahl norwegischer Volksmärchen übers. von H. Denhardt.

Nach alle dem müssen auch unsere Feste, selbst unsere heutigen christlichen, noch mancher Lei Beziehungen zum Mythos aufweisen. Am meisten ist dies beim Weihnachtsfeste der Fall, wie schon auf S. 230 ausgeführt wurde. Hier sei nur noch ein älteres englisches Weihnachtslied mitgeteilt, das das Wesen des Julfestes als eines kalendarischen so recht anschaulich verdeutlicht:

Yule Song.

Welcome be thou, heavenly King,
Welcome born on this morning,
Welcome, for whom we shall sing, Welcome Yule.

Welcome be ye, Stephen and John,
Welcome Innocents every one,
Welcome Thomas Mertyr one Welcome Yule.

Welcome be ye, good New Year,
Welcome Twelfth Day, both in fere,
Welcome saints, loved and dear Welcome Yule.

Welcome be ye, Candlemass,
Welcome be ye, Queen of Bliss,
Welcome both to more and less, Welcome Yule.

Welcome be ye that are here,
Welcome all and make good cheer,
Welcome all, another year, Welcome Yule,

ein Lied, das nur verständlich wird, wenn man sich den Kalender daneben legt, und die Namen der einzelnen Kalendertage, die ursprünglich Namen der Kalendernächte gewesen sein müssen, damit vergleicht.

Allmählich erkannte man, daß es die Sonne ist, die dem Monde das Licht verleiht und seine Phasen hervor ruft. Die Rechnung lediglich nach Monden veraltete. Die hinzu tretende Beobachtung der Sonne brachte eine Umwälzung in der Zeitrechnung hervor. Das Sonnenjahr wurde geschaffen.

Ein Zwischenglied zwischen der altarischen Rechnung lediglich nach Monden, Monaten und der aus dem alten Morgenlande zu uns gekommenen nach Jahren bildet die altgermanische Rechnung nach Wintern, die besonders bei den Nordgermanen viel belegbar ist. Der Winter ist die dunkle Jahreszeit, in der die schwarzen Nächte länger sind als die Tage. Immer noch

blieb also die dunkele Jahreszeit die für die Zeitrechnung Maaß gebende, ebenso wie der dunkele Teil des Tages; Tag hier im Sinne von „Sterntag" genommen, die Maaß gebende für die altarische Monatsrechnung war.

In Folge der Einführung des Sonnenjahres drang auch im Laufe der weiteren Zersetzung saghaltiger Überlieferungen die Sonne in diese ein, allerdings in auffallend geringerem Maaße, als man dies erwarten sollte. Wir müssen also in den saghaltigen Überlieferungen, wenn wir dem Urbilde des Mythos näher kommen wollen, für Tag in der Regel Nacht und für Sonne Mond einsetzen, für 3 Tage also 3 Nächte usw. Die Sache verwickelt sich aber dadurch noch mehr, daß wir dabei auch die von G. Hüsing und W. Schultz entdeckten Gesetze der Zahlenverschiebung berücksichtigen müssen. Denen gemäß haben wir für 7 Tage „9 Nächte" und für 12 bezw. 13 Tage „3 bezw. 4 Nächte" zu lesen. Dasselbe gilt sinngemäß für die in kalendarischen Zahlen auftretenden Personen, Tiere und Sachen.

Diese Entwickelung spiegelt sich nun auch in Ausdrücken und Wendungen mythisches Ursprunges. Wenn z. B. das Sprichwort behauptet:

Die Sonne bringt es an den Tag

oder:

Es ist nichts so fein gesponnen,
es kommt endlich an die Sonnen.

Wobei wieder das Bild vom Spinnen höchst auffällig ist, so brauchen wir nur der Geschichte dieses Sprichwortes nachzugehen, um zu erkennen, daß auch hier die Sonne nachträglich an Stelle des Mondes getreten ist. Bekanntlich hat **Chamisso** ein Gedicht geschrieben, welches Dasselbe als Überschrift hat. Aber dieses Gedicht bringt nur ein **Grimm**sches Märchen in Verse, dessen Überschrift lautet:

Die klare Sonne bringt's an den Tag.[1]

Ein Schneidermeister hat als Geselle auf der Wanderschaft einmal in der Not einen Juden erschlagen, um ihn zu berauben. Ehe aber der Überfallene starb, rief er aus: „Die Klarheit der Sonne wird es an den Tag bringen." Diese Worte konnte der Meister sein Lebtag nicht vergessen und als er einmal beim Frühkaffee die Sonne zitternde Kringel an die Wand malen sah, sagte er sie laut vor sich hin, so daß seine Frau sie vernahm. Da ließ sie ihm keine Ruhe, bis sie ihm das Geheimnis entlockt hatte, was es mit den Worten für eine Bewandtnis hatte. Sie trug es weiter, und schließlich kam ihr Gatte aufs Rad.

[1] KHM Nr. 115.

Dieselbe Geschichte erzählt uns auch Bechstein[1] in seiner Sammlung, aber unter einer ganz anderen Überschrift, nämlich unter:

Das Rephuhn.

Ein reicher Jude reiste mit einem großen Schatze durch ein Königreich. Er erbat sich vom Herrscher des Landes einen sicheren Mann zum Geleite. Der König gab ihm seinen Schenken mit. Als sie aber in einem großen Walde angekommen waren, zog der ungetreue Mann sein Schwert aus der Scheide und bedrohte den Juden. „Tut mir nichts zu Leide!" rief dieser, „ob heimlich Mord, von allen Menschen ungesehen, vollzogen wird, so werden ihn doch die Vögel offenbaren, die unter dem Himmel fliegen." In diesem Augenblicke flog ein Rephuhn im Walde auf. Hohnlachend sagte der Schenke: „Hab' Acht, Jude, das Rephuhn wird's dem König offenbaren," und erschlug und beraubte den Fremden. Nach Jahr und Tag wurden dem Könige Rephühner geschenkt, und der Schenk mußte sie auftragen. Da gedachte er des ermordeten Juden und mußte lachen. Der König fragte ihn eindringlichst, worüber er lache, aber er machte eine Ausrede. Vier Wochen später gab der König seinen Amtleuten und Dienern ein Gelage, an dem auch der Schenk teil nahm. Als alle in bester Stimmung, fragte jener diesen noch einmal: „Jetzt sag' mir die freie Wahrheit, warum du unlängst lachtest, da du mir die Rephühner auftrugst." Der Schenk war trunken und antwortete: „Ei, mein Herr König, als der Jude schrie, die Vögel würden seine heimliche Ermordung offenbaren, da flog eben ein Rephuhn in die Höhe; dessen mußte ich gedenken und darüber lachen." – Am folgenden Morgen berief der König seine Räte und fragte sie: „Was hat der verdient, der in des Herrschers Namen einen sicher durchs Reich geleiten sollte und ihn erschlug und beraubte. Einstimmig antworteten sie: „Den Galgen," und so wurde der Schenk zum Tode durch den Strang verurteilt.

Nach dieser Geschichte also dürfte das Sprichwort nicht mehr heißen: Die Sonne, sondern:

Das Rephuhn bringt es an den Tag.

Da werden die Sonnendeuter nun wieder sagen: „Folglich wurde die Sonne auch als Rephuhn gedacht." Aber diese Vorstellung würde Unbefangenen schwer einleuchten, schon deshalb weil das Rephuhn dunkelbraun gefleckt ist, was zur Sonne so gar nicht stimmen will.

Nun ist uns dieselbe Sage aber auch als Geschichtssage überliefert unter der Überschrift:

Sankt Meinrads Raben.[2]

Meginhard oder Meinrad, der Sohn des Grafen Berthold von Hohenzollern, baute sich als Einsiedler in einem entfernten Alptale Zelle und Kapelle, wodurch er den Grund zu dem berühmten Kloster und Wallfahrtsorte Einsideln legte. Dort

[1] Ludwig Bechstein, Sämtliche Märchen hg. von Carl Voss, Berlin S. 15. Das Märchen ist Roners „Edelstein" entnommen, also unzweifelhaft echt.

[2] Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852.

wurde er am 21. Februar 861 von 2 Mördern umgebracht, die Geld und Kostbarkeiten bei ihm zu finden hofften. Bevor er aber seinen Geist aufgab, flogen Raben über ihn hin, von denen, der alte Mann sagte, daß sie seinen Tod offenbaren würden. Als später einmal die Mörder vor einem Wirtshause in Zürich saßen und einige Raben vorüber flogen, sagte der eine lächelnd zu seinem Spießgesellen: „Sieh Meinrads Raben!" Das hörte ein Vorübergehender und zeigte es dem Gerichte an, worauf die beiden fest genommen, des Verbrechens schuldig befunden und bestraft wurden.

Hier fällt jedermann sofort die große Ähnlichkeit mit Schillers **„Kranichen des Ibykus"** auf. Die Worte:

Sieh Meinrads Raben!

und

Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus

entsprechen einander in Ursache und Wirkung genau.

In der Tat ist die Quelle[1] zu diesem Gedichte nichts weiter als eine altgriechische Ausprägung der vermutlich allen arischen Völkern gemeinsamen Erzählung.

Ibykos klagte die ihm widerfahrene Meintat den Kranichen. Eine jetzt wohl veraltete deutsche Redensart lautet:

Etwas den wilden Gänsen klagen.[2]

Schon Grimm[3] hat die Verwandtschaft all dieser Geschichten mit der Fabel der „Kraniche des Ibykus" erkannt. Auch er hat bereits das Sprichwort:

Es ist nichts so fein gesponnen,
es kömmt endlich an die Sonnen

mit heran gezogen. Was sie dann an den Tag gebracht hat, das wird damit:

sonnenklar.

Dieser Ausdruck ist offenbar nach dem Sprichwort gebildet; denn es wird ganz überwiegend in scheinbar übertragenem Sinne gebraucht.

Setzen wir aber einmal, zunächst nur versuchsweise in das Sprichwort: „Die Sonne bringt es an den Tag" den Mond

---

[1] Schiller ist der Darstellung gefolgt, die Ploutarchos in seiner Schrift περι αδολεσχιας XIV gibt.

[2] Schr. S. 250: „Sei es, daß sie das Verbrechen den Göttern melden, sei es, daß sie auf ihrem Zuge Menschenrache herbei rufen. Ihr trompetenähnlicher Ton macht sie geeignet zu solchem Dienst (?) Sie übernehmen hier die Rolle der Kraniche des Ibykus bei Schiller, oder eben derselben (der Reihenwanderer des Meeres) in zwei schönen Stellen der klassischen Walpurgisnacht bei Goethe."

[3] KHM III, Anm. zu Nr. 115 S. 211.

statt der Sonne ein, so wird auch schon für den gesunden Menschenverstand klar, daß der Mond zur Enthüllung im Verborgenen geschehener Taten eigentlich viel berufener ist als die Sonne; denn diese schaut doch nur, was am helllichten Tage vor sich geht, nicht aber das, was in dunkler, schwarzer Nacht heimlich vollzogen wird. Der Mond aber leuchtet bei Nacht. Er wandert allnächtlich über den Himmel und schaut selbst das, was in der Finsternis geschieht.

Weder in der schwäbischen noch in der altgriechischen Sage ist gesagt, wie viel Vögel es waren, die im Augenblicke des Mordes vorüber flogen. Jedes Falles aber ist in ihnen kein Zweifel darüber gelassen, daß es mehrere waren. Die Sonne aber ist nie eine Vielheit außer bei der außerordentlich seltenen und nie regelmäßig zu beobachtenden Erscheinung der Nebensonnen. Sie ist auch nie braun gefleckt wie ein Rephuhn oder schwarz wie ein Rabe oder Kranich, außer höchstens bei cer so überaus selten zu beobachtenden Erscheinung der totalen Sonnenfinsternis, die, weil sie niemals für den gleichen Ort in regelmäßigen Zwischenräumen wieder kehrt, auch nie die Quelle des Mythos gewesen sein kann und außerdem hiebei in dem Protuberanzenkranze eine viel auffallendere Erscheinung bietet als in der bloßen Verfinsterung. Der Mond aber ist wenigstens eine Zweiheit, ja sogar auch eine Vielheit, vgl. die Erörterung des Ausrufs „Ach du grüne Neune!“ S. 347. Er wird auch ganz regelmäßig nach einer bestimmten Zahl von Nächten immer wieder schwarz. Darauf, daß er eine Zweiheit ist, nämlich aus einer weißen und einer schwarzen Halbkugel zusammen gesetzt, ist, beruht ja die Einrichtung der auf S. 296 beschriebenen, tatsächlich Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende lang im Gebrauch gewesenen Monduhr.

Die Zahl der offenbarenden Vögel ist also zwei; mit anderen Worten Sankt Meinrads Raben sind die beiden Raben Odins, Hugin und Munin, die allnächtlich über Midgard fliegen, um dann Odin ins Ohr zu raunen, was sie dabei Heimliches und Böses erschaut haben.

In dem Bechsteinschen Märchen ist es nur ein Vogel, der Zeuge des Mordes ist, und in der Tat bilden ja eigentlich Hugin und Munin nur einen einzigen, halb weißen und halb schwarzen Vogel, eben den Himmelsvogel, den Mond. Auch das Rephuhn ist gescheckt. Der Mond aber dreht

sich ebenso um sich selber wie der auf einer Säule festgebannte bunte Vogel, der im Gudar-Romane[1] immer und immer wieder vorkömmt.

Dieser Doppelrabe, den wir, entsprechend dem indischen Mitra-Warunau, Hugin-Munin nennen könnten, ist gleiches Ursprunges und gleicher Bedeutung wie der

Doppeladler,

das Wappen Österreichs, den aber die Hettiter bereits kannten wie der zweiköpfige russische Adler und wie der altrömische Januskopf.[2]

Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, wie die acht Beine am Leibe des Sleipnir angeordnet gewesen sein mögen. Ich glaube, die Frage wird durch folgendes Abenteuer Münchhausens aufgeklärt:

Der achtfüßige Hase.[3]

Einmal jagte Münchhausen zwei Tage hinter einem Hasen her. Sein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte der Jäger zum Schusse kommen. Endlich konnte er ihn mit seinem Gewehre erreichen. Der Hase stürzte nieder und Münchhausen fand zu seiner Verwunderung, daß das Tier acht Läufe hatte, vier unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die beiden unteren Paare müde, so warf sich der Hase wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Wir sahen schon auf S. 170, daß in der Sage Reiter und Reittier die Rollen mit einander tauschen. Das hat aber ein ebensolches Umwerfen zur Voraussetzung, wie es hier der Doppelhase fertig bringt. Folglich wird Sleipnir ein weiß-schwarzer Doppelhengst gewesen sein, wie Hugin-Munin ein weiß-schwarzer Doppelrabe war, und er wird vier Beine auf dem Rücken gehabt haben, und durch diese merkwürdige Hasengeschichte wird auch in Betreff der Bewegung die Brücke hergestellt zur Vorstellung des Mondes als einer sich drehenden Kugel.

In der Grimmschen wie in der Bechsteinschen Erzählung ist der Ermordete ein Jude. Es ist niemand anders als „der ewige

---

[1] Memnon IV, S. 178ff.

[2] Das Kartenspiel

Doppelkopf

wird wohl auch mythisches Ursprunges sein, wie überhaupt die Doppelleibigkeit unserer Spielkartenbilder.

[3] Bürger, Münchhausen, Recl.-Ausg. S. 22ff.

Jude", und das ist Wotan als Wanderer, vgl. die Ausführungen über Jude — Gude — Gode — Gwodan auf S. 334. Hugin und Munin offenbaren also eigentlich Odins eigenen Tod, nämlich dadurch, daß der Doppelvogel allmählich ganz schwarz wird oder, anders ausgedrückt, daß lediglich der Schwarze der Erde, der Diesseitswelt sein „Federhemde" zuwendet, während der Weiße hinter ihm und von ihm ganz verdeckt nach der Jenseitswelt gerichtet ist. Setzen wir also in Schillers Verse:

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn

gemäß den Ausführungen über es fällt kein Meister vom Himmel, er fällt aus allen Himmeln unterm Himmel, ein Unerwarter fällt wie vom Monde herab für Himmel wieder Mond ein,[1] so entsprechen selbst diese so spät entstandenen Verse noch in einem auffallend hohen Grade dem Urbilde des Mythos, man braucht nur für Kranichheer einen Riesenkranich einzusetzen von der Größe des Vogels Ruch oder des Vogels Greif oder des Vogels Phönix.

Wotan ist also ein Rabe. Es gibt Dinge, wo Sage und Wirklichkeit in der Tat übereinstimmen. Der Rabe stiehlt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wenigstens bei einem abgerichteten, zahmen Raben. Aber wenn wir sagen:

Er stiehlt wie ein Rabe,

so dürfen wir nicht vergessen, daß Wotan auch zugleich der Gott der Diebe, vgl. S. 179, also selber ein Meisterdieb ist. Als Dieb wird er ja am Schlusse des deutschen Volksmärchens „der Jude im Dorn" tatsächlich gehängt, vg. S. 259. Also dürfte auch diese Redensart auf den Mythos anspielen zumal da auch andere Tiere als gerade der Rabe stehlen. Außerdem sagen wir auch:

Er stiehlt wie eine Elster,

und die ist wieder gescheckt, d. h. teils weiß, teils schwarz; vgl. die Worte Wolframs von Eschenbach auf S. 327:

Denn scheckig nach der Elstern Art
Ist, wer die Treu mit Untreu paart.

---

[1] Mit „Himmel" scheint „Heim" enge verwandt zu sein, und nach alter Vorstellung ist nicht „der Himmel" ein „Heim" sondern der Mond.

Jedes Falles war der ursprüngliche Sinn des Sprichwortes „die Sonne bringt es an den Tag" vielmehr:

Der Mond bringt es an den Tag.

Daß dieser Schluß richtig ist, läßt sich auch durch den überlieferten Stoff noch weiter belegen. Der Mond ist auch das Fensterbrett Hlidskialf, an dem Odin sitzt und von dem er alles erschaut, was auf der Welt vorgeht. Nichts kann sich vor ihm verbergen wie vor der Königstochter im „Meerhäschen". (KHM Nr. 191). Dieses Fenster entspricht aber auch dem Allsehfernrohr, das Prinz Achmed seinem Vater bringt, und ist zugleich wieder das Durchgangsrohr zwischen Diesseits und Jenseits; denn durch dasselbe gelangt der Held des ungarischen Märchens „Der Fink mit der goldenen Stimme" (a. a. O. Nr. 19) in die Goldburg, wo er die zauberschöne Ilona findet. Diese Goldburg ist Walhall; denn Walhall ist mit goldenen Schindeln gedeckt wie das Schloß, in dem die Königstochter vom goldenen Dache wohnt. Auch Thors Breidablick wird nichts anderes sein als das Fenster Odins. Wenn Freyr einmal an Stelle Odins auf Hlidskialf sitzend die schöne Riesentochter Gerda erschaut und sich auf den ersten Blick in sie verliebt, so ist dieser Zug im Märchen in der Form erhalten, daß sich der Königsohn im „treuen Johannes" auf den ersten Blick in das Bild der Königstochter vom goldenen Dache verliebt, daß er in der verbotenen Kammer im Rahmen an der Wand erschaut.

Das deutsche Volksmärchen

Der singende Knochen

erzählt von einem Hirten, der unter einer Brücke einen schneeweißen Knochen fand. Er machte daraus ein Mundstück für sein Horn. Als er aber zum ersten Male darauf geblasen hatte, fing das Knöchlein zur großen Verwunderung des Hirten von selbst an zu singen:

„Ach du liebes Hirtelein,
Du bläst auf meinem Knöchelein,
Mein Bruder hat mich erschlagen,
Unter der Brücke begraben
Um das wilde Schwein
Für des Königs Töchterlein.[1]

Nach dieser Brudermorderzählung also müßte das Sprichwort vielmehr lauten müssen:

Der Knochen bringt es an den Tag.

[1] KHM Nr. 28. Über die ungeheure Verbreitung dieses Stoffes unterrichtet am besten Eugène Monseur, Bulletin de Folklore I Bruxelles 1891/92 S. 39.
[2] KHM Nr. 47.

Aber wir müssen hier noch das bereits besprochene Grimmsche Märchen vom Machandelboom[1] heran ziehen. Hier verwandeln sich die von der Schwester gesammelten und am Fuße des Baumes vergrabenen Knochen des Ermordeten in einen wunderschönen Vogel, der singt:

Min Moder — de mi brät,
min Fader — de mi ät,
min Söster, de Marlen,
sökt alle mine Been,
Bindt s' in en siden Dok
legt's unner 'n Widenstrok,
küwick, küwick, küwick,
wat för'n schön Fagel bün ick.

Der wunderschöne d. h. mindestens zweifarbige, wenn nicht gar bunte vgl. S. 354 „Paradiesvogel" offenbart also hier wirklich seine eigene Ermordung, wie in Betreff Hugins und Munins erschlossen wurde, daß sie Odins eigenen gewaltsamen Tod offenbaren.

In dem sicilianischen Märchen „Vom singenden Dudelsack" (Gonzenbach Nr. 51) macht ein Schäfer aus den Knochen des ermordeten jüngsten Bruders einen von selber spielenden Dudelsack, der immer nur die Schilderung eben dieser Untat vorträgt. Damit kommen wir aber wieder auf das von selber spielende Musikinstrument, von dem eigentlich schon im I. Teile auf S. 255 nachgewiesen worden ist, daß es der Mond sein muß, zumal da, wie Köhler in den Anm. zu dem Märchen nachweist (Gonzenbach II S. 235) an Stelle des Dudelsackes in verwandten Überlieferungen hier wieder die Flöte oder das Horn steht. Damit ist aber auch meine Behauptung, daß die auf S. 330 besprochene Redensart „den Himmel für einen Dudelsack ansehen" ursprünglich bedeutet hat „den Mond für einen Dudelsack ansehen" neu gestützt.

Die Flöte oder Harfe, die von selber singt, wird in dem bekannten englischen Volksmärchen Hans und der Bohnenstengel[1] aus dem Himmel geholt. Sie ist also eine Himmelsharfe, und diese kann wieder nur der Mond sein; denn die Sonne nimmt niemals die Gestalt einer Harfe oder eines Hornes an, wohl aber der Mond. Daß dieser auch als Leier betrachtet wurde, zeigt uns die Leier des Apollon. Daß er

[1] Joseph Jacobs, English Fairy Tales I Nr. 13. Die beiden Stellen gebe ich nach Hüsings Herstellung.

aber überhaupt auch von den Germanen als Musikinstrument angesehen wurde, zeigten uns die Ausführungen über Pfeife, Flöte, Geige, Horn, Sense, Sichel S. 273 und dieses himmlische Musikinstrument spielt von selber. Hinter dem Spielen versteckt sich wohl das Drehen um sich selbst. Ein Drehen bringt ja noch heute bei der Drehorgel und einigen jetzt außer Brauch gekommenen Instrumenten z. B. bei der in den Riesengebirgsbauden noch bis vor kurzem gespielten Hummel die Musik hervor. Trotzdem sind auch die Götter selber, Apollon mit der Leier und Heimdall mit dem Gjallarhorne niemand anders als der Mond selber; denn nach Sieke[1] stellen die ständigen Waffen und Beigaben der Götter ebenso wie ihre tierischen Begleiter nur die Gestalt dar, unter denen diese sicher einmal und sogar zuerst gedacht wurden.

Von einem, der in Saus und Braus lebt, der die Nächte durchschwärmt und sie zu Tagen macht, sagen wir:

Der Himmel hängt ihm voller Geigen.

Da er es viele Nächte so treibt, vielleicht sogar alle, und der Mond jeder Nacht als ein besonderes Wesen gilt, wie die Namen der Kalendertage zeigen, die ursprünglich Namen der Kalendernächte gewesen sein müssen, kömmt auf diese Weise eine Vielheit von Geigen heraus, die dem Nachtschwärmer am Himmel hangen. Selbstverständlich aber ist hierbei auch an die von den Jenseitsweltlern gemachte Musik zu denken, über die auf S. 263 ausführlich gehandelt wurde. In Hebels Geschichte von den drei Wünschen sieht „das Ehepaar, das die drei Wünsche tun soll, den Himmel gleich voller Baßgeigen hängen".[2]

Ähnliches wie „der Himmel hängt ihm voller Geigen" besagt auch die Redensart:

Den Himmel für einen Dudelsack ansehen,

[1] E. Sieke, Götterattribute und sogenannte Symbole, Jena 1909 und dazu Mitra I Sp. 5 und 158ff.

[2] BW Nr. 563: „Umgekehrt Lehm. 161 (Einfalt 11): ‚Mancher meynet, der Himmel hang voller Geigen, so seynds kaum Nußschalen.'" Die wichtige Rolle der Nuß in der Sage haben wir auf S. 123 kennen gelernt. „Vgl. noch Grimmelshausens Scherz Simpl. I, 235: ‚Als er das Nachtschloß aufmachte, da sah ich, daß der schwartze Himmel auch schwartz voller Lauten, Flöten und Geigen hieng; ich vermeyne aber die Schinken, Knackwürste und Speckseiten, die sich im Kamin befanden;'" eine merkwürdige Stelle; auf Grund der S. 220 gegebenen Ausführungen über den Schornstein, den Rauchfang ist man schier versucht, an den Schwarzmond als Schlaraffenland zu denken.

z. B. in folgender Stelle eines neueren deutschen Romans:[1] „Ganz recht! Ersäufen werden wir uns! Einen Eimer Bier in uns hinein pumpen, mitsamt der ganzen Corona der Füchse unterm Tische liegen und den Himmel für 'nen Dudelsack ansehen." Vielleicht dürfen wir auch hier wieder in dem Sprichworte „es fällt kein Meister vom Himmel" S. 234 für Himmel Mond einsetzen,[2] und da wären wir auch so wieder beim himmlischen Musikinstrumente, dem Monde, angelangt.

Zu dem Sprichworte: „Die Sonne bringt es an den Tag" bemerkt BW:[3] „Was noch so lange verborgen und geheim war, wird mit der Zeit doch entdeckt" und in der Fußnote: „Ein alter Dichter gebraucht daher ein sehr passendes Bild, wenn er die Wahrheit zur Tochter der Zeit macht." Die Zeit aber wird ursprünglich nicht von der Sonne sondern vom Monde gemacht.

Ach du liebe Zeit!

ist also dem Sinne nach ein ganz ähnlicher Ausruf wie:

Ach du lieber Gott!

Ach du heiliger Bimbam! vgl. S. 82

Die Zeit totschlagen

kann man eigentlich auch nur, wenn die Zeit ein menschenähnliches Lebewesen ist. Wer die Zeit tot schlägt,

stiehlt aber dem lieben Gotte die Zeit;

er ist somit ein

Tagedieb.

Die vom Monde gemachte Zeit ist der Gott des arischen Altertums, und dieser Gott machte nicht nur die Zeit sondern auch alles was in ihr geschah. Er war der Weltschöpfer und der Leiter der Geschicke der Menschen und Völker.

Die sumerische oder altbabilonische Weltanschauung hat an die Stelle des Mondes die Sterne gesetzt, wie sie gewisse Mondgestalten in ihrer Ausdeutung als Lebewesen auf gewisse Sterngruppen übertrug und so die noch heute in der Astronomie gängen und gäben Sternbilder schuf. Die

[1] Walther Bloem, Komödiantinnen, Ullstein-Ausg. S. 233.

[2] Ich erinnere daran, daß unser Wort „Himmel" keine Entsprechungen in anderen arischen Sprachen hat; es ist nur germanisch und hat wohl früher von Hause aus eine andere Bedeutung als heute.

[3] BW Nr. 1101.

Sumerer und Akkader glaubten also, daß die Sterne die Geschicke der Menschen und Völker bestimmten, daß man daher auch aus ihnen, aus ihrer sich fortwährend verändernden Stellung zu einander die Zukunft des Einzelnen und der Völker heraus lesen könne. Daher das Horoskopstellen. Darauf geht auch die günstige Konjunktur zurück. Jene uralten Kulturvölker sind also die Erfinder der Astrologie, der Sterndeutung, die aber bei ihnen ganz und gar zusammen fiel mit der Astronomie, der Sternkunde, und mit ihr eine einzige, einheitliche Wissenschaft bildete, der man mathematische Untrüglichkeit beimaaß. Die Astronomie hat sich also erst ganz allmählich aus der Astrologie heraus entwickelt, wie die Chemie aus der Alchimie, aus dem Streben, Gold auf künstlichem Wege herzustellen, den „Stein der Weisen" zu finden. Diese Wissenschaften sind also aus dem Aberglauben empor gestiegen, wie die Geschichtsdarstellung sich erst allmählich aus der Sagdarstellung heraus gebildet und bis in die Gegenwart hinein die Eierschalen dieser an sich behalten hat. Noch im Weltkriege hat die Astrologie wüste Gelage gefeiert, indem man z. B. sein Ende aus den Gestirnen und den Geburtstagen unseres Kaisers, Hindenburgs usw. zu errechnen unternahm. Auf astrologischem Wahne beruht auch die noch heute bei uns übliche Redensart:

Er ist unter einem glücklichen Sterne geboren,

und der Pechvogel wird astrologisch ein

Unstern,

dessen Schicksal Ludwig Uhland in einem wehmütig-launigen Gedichte beschrieben hat. Die sumerisch-akkadische Weltanschauung hat auch in der Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenlande aus dem Leitfaden oder Leitknäuel, von dem jener sich abrollt, einen

Leitstern

gemacht. —

Der Mond besteht also, wie gesagt, aus zwei Teilen, einem weißen und einem schwarzen, die fortwährend einander gegenseitig verdrängen, die in fortwährendem Kampfe mit einander liegen und doch aufs innigste mit einander verbunden sind. Sie sind:

Die feindlichen Brüder,

vgl. Büchmann[2] S. 243. Noch Goedeke meinte, **Schiller** habe den Stoff zur **„Braut von Messina"** erfunden. Das ist aus-

geschlossen. Er hat nur irgendwo eine normännisch-sicilische Fassung der uralten Erzählung von den feindlichen Brüdern gefunden und eigenartiger Weise dramatisiert. Durch diese Feststellung wird ja seiner Leistung ebenso wenig Abbruch getan wie **Shakespeare** durch die Tatsache, daß die meisten seiner Dramen nur Umarbeitungen älterer Stücke sind. Daß es sich aber in der „Braut von Messina" um einen längst in der Überlieferung der arischen Völker lebenden Stoff handelt, zeigt z. B. die altgriechische Erzählung von Eteokles und Polyneikes, den mit dem Fluche der Eltern belasteten Söhnen des Oidipous, die vor den Toren des belagerten Theben einander gegenseitig töten, das zeigt ferner die altnordische Sage von Balder und seinem Bruder Hoder, die bei **Saxo Grammaticus** um der schönen Nanna willen fortwährende Zweikämpfe mit einander ausfechten. Ausgerechnet ein Rabbiner[1] hat fest gestellt, daß in die Geschichte von Qain und Abel die Jahwe-Opfer erst von einem Überarbeiter hinein getragen worden sind an Stelle ursprünglicherer Werbegeschenke, mit denen beide, Qain und Abel, sich um die Liebe ihrer gemeinsamen Schwester bemühten. Weil diese das Geschenk Abels mit günstigeren Augen ansah als das Qains, erschlug Qain seinen Bruder aus Eifersucht. Derselbe Stoff wurde auch von **Verdi** in **„Troubadour"** vertont, wobei es ja nichts weiter als ein neckischer Zufall ist, daß hier der eine der beiden feindlichen Brüder gerade „Graf Luna" heißt. Mit einem solchen ist aber doch wohl kaum zu rechnen, wenn in der Sankt-Georgs-Legende die Stadt, bei der der Lindwurmsee liegt, den Namen Selene, d. h. Mond führt.[2]

Bei gewisser Stellung des Mondes scheint der eine Teil desselben auf dem anderen zu reiten, weshalb ein türkisches Märchen geradezu vom Mondrosse redet.[3] So reitet Odin auf Loki-Sleipnir und Faust auf Mephistopheles. Beide aber haben mit einander einen Blutbrüderbund bezw. einen mit Blut unterschriebenen Vertrag geschlossen und sind doch ihr Leben lang Gegner wie die feindlichen Brüder.

Auch das wider den Tod gewachsene Kraut ist

[1] Werner Moser, „Die Kainsage in ihrer ursprünglichen Form", Nord und Süd 1903.

[2] L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. I S. 32.

[3] Ignaz Kunos, Türkische Volksmärchen aus Stambul, S. 172.

der Mond, und daß gerade der Schlange das Finden derselben von der Sage zugeschrieben wird hat tiefere Gründe. Die Schlange gleicht dem Monde in so fern, als sie alle Jahre ihre alte Haut abwirft und erneuert und verjüngt aus ihr sich heraus schält,[1] wie es der Mond alle Monate tut. Die Zauberpflanze welche der Rübenzagel in seinem Wurzelgarten, der auch „Teufelsgarten" heißt, so eifersüchtig hütet, heißt in einer der Quellen dieser Sagen geradezu lunaria, also **Mondblume.** Und daß man mit dieser Zauberpflanze sogar Tote wieder zum Leben erwecken kann, ist ja auch gar kein Wunder, stirbt doch ihr Urbild, der Mond selber und erneuert sich nach drei Schwarzmondnächten wieder als Neumond.

Der Mond lebt also ewig wie

der ewige Jude

vgl. Büchmann S. 90. Es ist eine bloß auf irrtümlicher Umdeutung des Namens beruhende, wahrscheinlich ziemlich junge Sage, wenn zu deren Held ein Mann gemacht wird, der wirklich der Abstammung und der Religion nach ein Jude war und zur Strafe dafür, daß er sich geweigert hatte, Christus auf dem Wege nach der Schädelstätte vor seinem Hause eine kleine Weile ausruhen zu lassen, damit bestraft wurde, ewig zu leben. Jude ist nämlich, wenn wir an den bekannten Berliner Spruch:

Eine jut jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes

denken nur die mundartliche märkische Aussprache des Namens Gude und das ist eine Nebenform des Namens Gode — Wode, die schon auf S. 327 erörtert wurde.[2]

Der ewige Gude

— so und nicht anders söllten wir den Namen von nun an aussprechen und schreiben! — ist also Wotan als Wanderer, als welcher auch Odin in der Edda fortwährend auftritt, als Wanderer durch die Jahrhunderte, wie seine morgenländische Entsprechung

Chidher der ewig junge,

den uns Friedrich Rückert in seinem bekannten Gedichte näher gebracht hat. Eine von Grimm nach mündlicher Erzählung aus dem Oberwallis aufgezeichnete Sage lautet:

---

[1] L. Aurbacher, a. a. O. II, S. 77 „Ulysses und seine Gefährten" (Ein Ostermärlein).

[2] Vgl. W. Wägner, Unsere Vorzeit I S. 87.

Der ewige Jud auf dem Matterhorn.[1]

„Der Matterberg unter dem Matterhorne ist ein hoher Gletscher des Walliser Landes, auf welchem die Visper entspringt. Der Leutsage nach soll daselbst vor Zeiten eine ansehnliche Stadt (Vineta) gelegen haben. Durch diese kam einmal der laufende Jud (so nennen viele Schweizer den ewigen Juden Gr.) gegangen und sprach: „Wenn ich zum zweiten Male hier durch wandere, werden da, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum dritten Male der Weg daher führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis." Jetzo ist schon nichts mehr da zu sehen als Schnee und Eis."

Die Geschichte zeigt also die völlige Wesensgleichheit des ewigen Juden mit Chidher, freilich auch, daß die niederdeutsche Aussprache von „Gude" auf bisher noch nicht aufgeklärtem — wohl literarischem — Wege bis in die Schweiz vorgedrungen ist.

Die Literarhistoriker mögen entscheiden, auf welchem Wege A. W. Schlegel in seiner Romanze „Die Warnung" dazu gekommen ist, dem ewigen Juden die Verse:

„Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben"[2]

in den Mund zu legen. Jedes Falles sind sie, vom ewigen Guden gesprochen, höchst bedeutsam, und zwar deshalb, weil sie dem Sinne nach wieder kehren in dem Spruche, den noch vor 80 Jahren im Mecklenburgischen die Landleute beim Umtanzen der letzten Garbe nach Ausgießen des Wodelbieres sangen:

„Wold, Wold, Wold!
Der Himmelsriese weiß, was geschieht;
Vom Himmel er herunter sieht.
Er hat volle Krüge und Büchsen.
Auf dem Holze wächst mancher Lei.
Er war nicht Kind, und war nicht alt,
Wold, Wold, Wold![3]

Wir sahen bereits, daß der Rübenzagel niemand anders als Wotan selber ist. Folglich ist auch er der ewige Gude. Er will aber nun nicht der Rübenzagel sondern der Herr Johannes genannt sein. An einem Schustergesellen, der ihn durch „Rübezahl, Rübezahl" Rufen geärgert hat, nimmt er in der Weise Rache, daß er ihm, der seinem Meister den Dienst gekündigt hat, den goldenen Taufdukaten desselben in den Ranzen zaubert und ihn dadurch in den Verdacht des Diebstahls und schier an den Galgen bringt. Der Rübenzagel schiebt also dem Schuster-

[1] DS Nr. 344.
[2] L. Aurbacher, Volksbüchlein, Recl.-Ausg. I S. 188.
[3] W. Wägner, a. a. O. S. 92.

gesellen etwas zwar nicht in die Schuhe aber in den Ranzen. In einem griechischen Märchen (Hahn Nr. 8 vgl. Rh. Köhler zu Gonzenbach Nr. 25, II S. 221) wird aber nun wirklich der gestohlene Gegenstand dem Unschuldigen in den Schuh geschoben. Dort zaubert nämlich eine Königstochter ihrem Vater einen Löffel in den Stiefel, um ihm zu beweisen, daß dies auch heimlich geschehen und der Betreffende, bei dem man so etwas findet, ganz unschuldig sein kann. Auch die Redensart:

einem etwas in die Schuhe schieben

entstammt demnach der Sage. Bekanntlich schiebt auch Joseph in Ägypten seinen Brüdern einen schnöden Diebstahl in die Schuhe, indem er den goldenen Becher Pharaos heimlich in den Sack Benjamins legen läßt. In der inhaltlich ganz entsprechenden „Geschichte von Joseph dem Gerechten" (Gonzenbach Nr. 91) stehen den 12 Söhnen Jakobs nur 3 gegenüber. Wir sehen also auch hier wieder an Stelle der jüngeren 12 eine ältere 3 auftreten; denn die sicilianische Legende, die den Eindruck macht, daß sie von der Bibel unabhängig ist, stellt zum mindesten in diesem Punkte eine ältere Gestalt des „Dreibrüdermärchens" dar als die althebräische, nach babilonischer Rechnung umgeänderte Aufzeichnung in der Bibel.

Wenn einem etwas in die Schuhe geschoben wird, dann

drückt einem der Schuh.

Die beiden Schwestern des Aschenputtels drückte zwar nicht der Schuh aber der Pantoffel, weil er ihnen nicht gehörte sondern ihrer jüngsten Schwester. Auch daß sie ein Stück vom Fuße abgehackt hatten, nützte ihnen nichts. Die Tauben verrieten es:

Rucke di guck,
Blut ist im Schuck,
Der Schuck ist viel zu klein,
Die rechte Braut sitzt noch daheim.

Die falschen Bräute

lebten auf zu großem Fuße.

Wer auf zu großem Fuße lebt, schreitet aber meistens

breitspurig

einher.

Rübenzagel, das Urbild des

hölzernen Johannes[1]

---

[1] BW Nr. 616: „Bezeichnet einen steifen, hölzernen Menschen (vgl. Nr. 579); ob nach dem Holzbilde des Apostels Johannes oder dem Holzblock, der in heid-

wird man also in der

Johannisnacht

in den

Johannisfeuern,

die gerade im Riesengebirge sich noch immer besonderer Beliebtheit erfreuen, verbrannt haben. Wenn an seiner Stelle Judas verbrannt wird, so liegt auch hier wieder eine Umprägung des alten Namens und Brauches in christlichem Sinne vor.

Lessing hat die zum Geflügelten Worte gewordene Stelle seines Dramas „Nathan der Weise“:

Tut nichts, der Jude wird verbrannt

kaum selber geprägt, sondern nur eine zu seiner Zeit mindestens noch geläufige Redensart verwertet. Sie hat auch noch den richtigen Namen erhalten, und der „Jude“ wird ja tatsächlich am Schlusse des deutschen Volksmärchens „der Jude im Dorn“,[1] vgl. S. 259, zwar nicht verbrannt aber gehängt. Jedoch sind Verbranntwerden und Gehängtwerden mythisch gleich bedeutend. Überdies wird auch der Tanz in der Dornhecke den Juden tüchtig verbrannt haben; jedes Falles hat er ihn so weich gebrennt, daß er den goldgefüllten Sack heraus gab und der „weich gebrennte Jude“ bildet insofern ein Gegenstück zu dem „hart gebrennten Männlein“, das unser Herr im Schmiedeofen wieder „jung geglüht“ hatte, vgl. S. 56. Auch mit dem Johannisfeste sind also noch heute Bräuche vorchristlich-germanisches Ursprungs verknüpft, z. B. das Verbrennen des „Gude“ im Johannisfeuer.

Fürs Gewesene gibt der Jude nichts.

Da es gerade wieder heißt „fürs Gewesene“, ist es doch zum mindesten wahrscheinlich, daß auch diese Redensart auf den „Ewigen Juden“ anspielt d. h. auf Wotan als Gott des Mondes und der durch ihn geschaffenen Welt.

Neben dem männlichen „Ewigen Gude“ gibt es auch wieder eine weibliche „Ewige Gude“. Sie kömmt in einer dänischen Fassung des Grimmschen Märchens „Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein“ vor.[2] Der dritte Schneider findet dort auf einer Anhöhe eine alte Hägse, die „pfeift“ vor einer

---

nischer Zeit am Johannistage verbrannt wurde, oder als allgemeine Bezeichnung für eine hölzerne Figur, wird sich schwer entscheiden lassen.“ Es ist aber entschieden.

[1] KHM Nr. 110. [2] KHM III, Anm. zu Nr. 54, S. 99.

Herde Gänse, die bei dem Tone mit den Flügeln schlagen und auf der Alten auf und nieder tanzen. Sie hatte sich schon 94 Jahre auf der Höhe mit dem Tode herum gezerrt und konnte nicht sterben, bis die Gänse sie tot traten oder ein Christ kam, der sie mit Waffen tot schlug usw. Die Alte

konnte also **nicht leben und nicht sterben.**

Mit einer von dieser Redensart abgeleiteten Wendung sagen wir von einem, der für einen Hungerlohn arbeiten muß:

Er erhält **zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben**

Die alte Hägse verrät außerdem durch die Gänse ihre Verwandtschaft mit Frau Holle und durch die Pfeife, nach der die Gänse tanzen müssen, die mit dem Rattenfänger von Hameln. In den Anmerkungen zum „Liebsten Roland" sagt Grimm: „Die letzte Verwandlung, wo die Stiefmutter durch Tanzen in der Dornhecke umkommt, erinnert an den „Jud im Dorn". Auch so wird wieder die weibliche Gude bestätigt, ferner auch durch folgende Erwägung:

Frau Gothel hat ihren Anspruch auf das Rapunzel dadurch erworben, daß der Vater derselben ihr ins Gehäge gekommen war. Er war nämlich in ihren, seinem Hause benachbarten, Garten hinab gestiegen, um aus ihm Rapunzeln für seine danach lüsterne ein Kind unter dem Herzen tragende Frau zu holen, und hatte der darob erzürnten Hägse für dieselben sein Kind versprechen müssen. Auf dieselbe Weise aber hat in der 6. Abart des Grimmschen Märchen „Rumpelstilzchen" ein schwarzer Mann Anspruch auf das Kind einer Frau erworben, die während ihrer Schwangerschaft ihr Gelüsten nach den Kirschen in dem Garten desselben nicht hatte bezwingen können. — Nach G. Hüsing müßten es vielmehr Runkelrüben sein, da „Rumpelstilzchen" eine Verdrehung aus „Runkelstelzchen" darstelle; er vergleicht „Bachstelze", das aus „Wacksterz" (Wippstart) entstand.[1] „Runkelschwänzchen" ist also das Gleiche wie „Rübenzagel", aus dessen Garten die Rüben gestohlen werden, also müßten aus „Runkelstelzchens" Garten eben Runkelrüben entnommen werden statt der Kirschen, die

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 56 S. 104.

[2] Vom Verbum „wacken" (= hin und her schwanken) haben wir die Form wackeln abgeleitet, deren l die Häufigkeit der Bewegung ausdrückt. Die Bachstelze fällt ja jedem durch ihr Wacken mit dem Sterze auf.

heute hier eingesetzt worden sind, weil man den Namen „Rumpelstilzchen" nicht mehr verstand. Es besteht also die Proportion:

Herr Gode: Frau Gode, Gothel – Wotan: Frau Holle, Hägse usw.

zweifellos zu Rechte.

Man darf demnach nicht die Kirschen in des Nachbars Garten begehren; denn mit dem Schwarzen ist nicht gut Kirschen essen: man soll ihm lieber nicht

ins Gehäge kommen.

Ein heute noch lebendes Sprichwort hat diese Gedanken auf die Mächtigen der Erde ausgedehnt und sagt nun:

Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen;

aber noch Bürger singt:

Mit Urian und großen Herrn
Eß' ich wohl keine Kirschen gern;

Urian ist der Teufel, also der Schwarze der Sage. Freilich begründet er den Rat mit Seb. Frank und Luther anders, als es die Sage tut; er fährt nämlich fort:

Sie werfen einem, wie man spricht,
Die Stiel' und Stein' ins Angesicht.

Bei seefahrenden Stämmen wurde der Ewige Gude zum Fliegenden Holländer, wobei das Wort fliegend sagwissenschaftlich besonders beherzigenswert ist; es ist zunächst wörtlich zu verstehen, wenn wir es auch jetzt meist übertragen auffassen. Auf diese Gestalt wird die Redensart anspielen:

Durchgehen wie ein Holländer.[1]
Der fliegende Holländer

ist aber auch zugleich

vernagelt[2]

im eigentlichen, wörtlichen Sinne, wie es der dumme Teufel im übertragenen Sinne ist; denn er ist an den Mast seines

Geisterschiffes

---

[1] BW Nr. 574: „Für die Entstehung dieser Redensart gibt es verschiedene Erklärungen;" das ist schon verdächtig. Es folgen auch lauter Einzelfälle, die nicht Quelle derselben gewesen sein können, und zum Schlusse der Satz: „Endlich möchte man die Wendung auf die holländische Schiffahrt oder auf das Schlittschuhlaufen der Holländer beziehen."

[2] Schr. S. 50 will diesen Ausdruck durch Übertragung vom Tiere auf den Menschen erklären, nämlich vom vernagelten Pferde her; ich sehe bloß nicht, wie man dann dazu gekommen sein soll, ihn gerade auf die geistige Veranlagung desselben anzuwenden.

geheftet mit einem Nagel, der ihm mitten durch die Stirne geht; daher lautet auch ein westfälisches Seitenstück des Ausdruckes vernagelt:

Hei heat en Sticksel im Koppe;

folglich gehört auch die Redensart

einen Nagel haben

hierher und ist verkürzt aus

einen Nagel im Kopfe haben.[1]

Wenn man aber

wie angenagelt

sitzen bleibt, so teilt man damit das Schicksal der Mannen Fengos, die von Hamlet während eines Zechgelages heimlich mit ihren Kleidern auf ihre Bänke fest genagelt wurden, um dann mitsamt der Halle, von ihm verbrannt zu werden.[2] Sie wurden im eigentlichen und im übertragenen Sinne

geleimt.

vgl. auch Loki, der als Falke auf dem Schornsteine sitzend von Geirröd geleimt wird. Geleimt im eigentlichen und übertragenen Sinne werden auch die drei Verehrer der „vergessenen Braut", die in dem sicilianischen Märchen „von Feledico und Epomata" (Gonzenbach Nr. 55) von Epomata an der Stelle ihres Schlafzimmers, wo sie von ihr einen Auftrag bekommen, fest gebannt werden. Daneben sagen wir auch:

wie angewurzelt,

wo wieder die Vorstellung vom Lebensbaume hinein zu spielen scheint; oder

wie versteinert

vgl. den steinernen Johannes.

Der fliegende Holländer hat aber auch ein Brett, das Holz des Mastes nämlich, zwar nicht vor dem Kopfe aber wenigstens hinter demselben; vgl. die Redensart:

Ein Brett vor dem Kopfe haben

— sich blöde fühlen.[3]

---

[1] BW Nr. 835: „Dabei ist der Nagel auf dem Kopfe ein Bild des Obenhinauswollens, heißt es doch auch:

einem den Nagel nieder klopfen,

in dem Sinne von: ihn demütigen." Der Nagel könnte hier freilich auch einen anderen Sinn haben, wie im Namen „Wackernagel".

[2] Vgl. die Kyros-Sage in Europa S. 20.

[3] BW Nr. 201 „Vom Zugochsen entlehnt." Wohl möglich, aber warum auf den Menschen übertragen?

Der ewige Gude ist also der Schwarze der Sage, die schwarze Mondhälfte; aber diese kann auch, wie wir S. 160 sahen, ein Fuchs sein. Ein Goethesches Gedicht, das ein von dem Dichter selber mitgespieltes Pfänderspiel anmutig beschreibt, führt die Überschrift:

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg;

Aber zu Goethes Zeit war der Name dieses Spieles schon verderbt; es ist vielmehr herzustellen in:

Stirbt der Fuchs, so gilbt der Balg;[1]

„denn der Mond wird immer gelber, je mehr der Schwarze abnimmt."[2]

Das Sterben des Lichtmondes wurde auch als Untertauchen in einen schwarzen Brunnen und das sich Erneuern als wieder empor Tauchen aus demselben aufgefaßt. Dabei wird aus dem alten (leuchtenden) Monde ein neuer. Auch der Jungbrunnen ist also der Mond und zwar als Schwarzmond, ferner auch „der Kessel, in welchem alles, was hinein getan wird, wieder Leben bekömmt;[3] denn aus dem Schwarzmonde steht der Mond bezw. stehen die Monde, die zunehmenden nämlich, wieder auf. Es ist kein anderer als der Zauberkessel der Medeia und der Schmiedeofen des „jung geglühten Männleins".

Aber auch der Sarg, in dem das tote Sneewittchen ruht, und aus dem sie nachher wieder aufersteht, ist der Schwarzmond; ebenso aber auch der feurige Ofen der beiden auf S. 251 besprochenen sicilianischen Märchen, in den sich der Jüngling hinein stürzen muß, nachdem der Ofen drei Tage und drei Nächte geheizt worden ist, und aus dem er trotzdem wieder unversehrt und jünger und schöner heraus kömmt, während der alte König darin verbrennt. In dieser Überlieferung ist sogar die Zeit, während deren der Mond schwarz ist, drei Tage und drei Nächte noch ausdrücklich gekennzeichnet. Es stehen hier zwei Auffassungen der Erscheinungen am Urbilde hinter einander, nämlich erstens die, daß abnehmender und zunehmender Mond ein und dieselbe Person sind, wobei denn der Abnehmende als Zunehmender jünger und schöner

[1] In „gilt" ist also das i lang zu sprechen, vgl. „gel" neben „gelb", „fahl" neben „falb".

[2] W. Wägner, Unsere Vorzeit I[8] S. 38.

[3] KHM III, England, Schottland und Irland S. 321 Fußnote.

aus dem rußigen Ofen wieder heraus steigt, und zweitens die, daß abnehmender und zunehmender Mond zwei verschiedene Personen sind; hiebei stirbt dann der abnehmende als alter König in dem rußigen Ofen endgültig; vgl. auch das auf S. 252 über die Gereonskiste und den Backofen Gesagte! In einer anderen sehr bekannten Überlieferung tragen abnehmender und zunehmender Mond wenigstens den gleichen Namen; sie heißen nämlich beide

Vogel Phönix

vgl. Büchmann S. 89; denn von diesem geht die Sage, daß er sich selber in wohlduftendem Weirauch verbrennt, daß aber aus seiner Asche nach drei Tagen ein neuer Phoinix ersteht. Auch hier ist also die Schwarzmondzeit wieder ausdrücklich genannt. Die Asche entspricht dem rußigen Ofen und stellt demnach den dunklen Mond dar. In dieser Überlieferung ist nur der helle Teil des Mondes als Vogel gedacht, in der von Hugin und Munin, wie wir schon auf S. 325 sahen, beide.

Der Name „Phönix" ist auch in die deutsche Märchenwelt eingedrungen. In der 1. Abart des Grimmschen Märchens „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren"[1] heißt der Teufel so, während bei den Kirchenvätern Christus Phönix genannt wird.[2] In der 1. Abart des Märchens „Der goldene Vogel"[3] wird einem kranken bezw. blinden Könige gesagt bezw. durch Träume offenbart, daß weit davon der Vogel Phönix wäre, durch dessen Pfeifen (oder Gesang) er allein genesen könne. Dieser Goldvogel macht übrigens den dritten Sohn des Königs zu einem wahren Pechvogel; denn er hat, um ihn zu erwerben, das größte Ungemach zu überstehen.

Wir haben bereits auf S. 196 Loki als Falken kennen gelernt. Als Böser muß er natürlich ein schwarzer Falke gewesen sein. Daneben kennt die Sage auch einen weißen Falken, der uns in der Geschichte des Herrn von Falkenstein auf S. 153 als Guter begegnete, nämlich als getreuer Warner.

Neben der auf S. 154 erzählten Luftfahrt machte

Heinrich der Löwe

noch eine andere: Im Eingange der Sage näht ihn nämlich sein treuer Knecht, als sie auf dem Meere bittere Hungersnot litten, in die Haut eines Ochsen ein,

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 29, S. 61.

[2] P. Cassel, der Phönix und seine Ära S. 45–52.

[3] KHM III, Anm. zu Nr. 57, S. 105.

den sie vorher auf dem Schiffe verspeist hatten. Er gibt ihm aber fürsorglich sein Schwert mit hinein. Da kömmt der Vogel Greif geflogen, faßt den ledernen Sack in die Klauen und trägt ihn zu seinem Neste. Dort läßt er die Haut liegen und fliegt auf neuen Raub aus, worauf Herzog Heinrich sich mit dem Schwerte aus dem Sacke befreit.

Hier durchfliegt also Herzog Heinrich die Lüfte unter einem doch offenbar schwarzen Vogel, während über den gleichfalls die Lüfte durchfliegenden Herrn von Falkenstein und seinem Löwen ein weißer Vogel schwebt. Immer aber stoßen wir wieder auf das gleiche Bild eines halb weißen, halb schwarzen Wesens, das die Lüfte durchfliegt. Der Flug auf dem schwarzen Vogel begegnet uns auch in der nun schon mehrfach erwähnten altelamischen Sage vom Himmelsfluge Etanas. Er ist überhaupt ein stehender Zug der Drei-Brüder-Märchen und ist in ihnen deutlich ein Flug aus der Jenseitswelt in die Diesseitswelt oder, mythologisch gesprochen, aus der translunaren Welt in die cislunare. Heinrichs des Löwen erste Luftreise war demnach eine Reise in die Jenseitswelt und seine zweite Luftreise die Rückkehr in die Diesseitswelt. Nun wird uns aber auch mit einem Male verständlich, warum die alten Römer die Apotheose des Titus als Flug auf einem Adler darstellten.[1] Von einem solchen wurde Titus in die Jenseitwelt entführt, wie Dietrich auf einem kohlschwarzen Rosse. Der Reiter ist dabei der Weiße, das Reittier der Schwarze. Der Vogel Roch, der in 1001 Nacht den Sindbad in genau der gleichen Weise durch die Lüfte trägt wie der Vogel Greif Heinrich den Löwen, wird nicht wie es dort heißt, die Sonne sondern den Mond verdunkelt haben.

Der Gegensatz

weiß – schwarz,

der uns in den saghaltigen Überlieferungen immer und immer wieder begegnet, ist also nach dem vorauf Gegangenen nicht etwa auf Tag und Nacht zu deuten sondern vielmehr auf die beiden Teile des Mondes, von denen auch der Schwarze bei uns selbst für das unbewaffnete Auge durchaus sichtbar ist Er erscheint in einem fahlen Lichte, dem sogenannten Aschenlichte. Die Asche aber ist grau, und deshalb erscheint „der Schwarze“ auch als „der Graue“, z. B. in „Peter Schleh-

[1] Vgl. Jeremias, ATO² S. 462.

mils wundersamer Geschichte", wo er dem Helden den Schatten abkauft. Auch in dem deutschen Volksbuche vom Dr. Faust kömmt „der böse Geist" nach Ausfertigung des Blutbundes zuerst in Gestalt eines grauen Mönches,"[1] und dieselbe Gestalt hat dann auch der Geist, den Faust hierauf wirklich als „dienstbaren Geist" gewinnt, nur daß dieser noch außerdem „ein ganz graues Bärtlein"[2] hat. Und so tritt auch in den verwandten Volksmärchen an Stelle des „kleinen schwarzen Männchens" öfters ein graues, kurz „Graumännchen" genannt. In einem schwedischen Märchen aus Ostgotland, das ein eigentümliches Mittelglied zwischen dem Blaubart-Märchen und dem vom Marienkinde darstellt, heißt die dem Blaubart in etwas entsprechende Gestalt „der Graumantel"[3]. Vom „Grau sein" zur „Unsichtbarkeit" ist kein großer Schritt mehr, und so wird wohl auch das Sprichwort:

In der Nacht sind alle Katzen grau,

auf den Mythos zurück gehen, um so mehr, als die Katze in diesem eine große Rolle spielt. Kennzeichnender Weise gibt es daneben noch das andere:

Bei Nacht sind alle Kühe schwarz.[4]

„Wenn mich jemand auf einem unbekannten, langen schier endlosen Weg mit unabsehbarem Ziele führt, so ruf' ich wohl unwillig: Du willst mich wohl

bis in die aschgraue Pechhütte

führen?" Hier ist unter Pechhütte doch die Hölle zu verstehen, entgegen Schr.[5] Die Hölle ist die Behausung des Teufels, und die ist schwarz; denn sie ist „die schwarze Küche". Auch die Behausungen der nordgermanischen Urbilder des Teufels sind schwarz, z. B. die des Geirröd[6] und des Utgardloki.[7]

---

[1] G. Schwab, Recl.-Ausg. S. 10.

[2] a. a. O. S. 11.

[3] KHM III, Dänemark und Schweden Nr. 4 S. 336.

[4] Schr. S. 181.

[5] Schr. S. 432: „Schwerlich richtig ist es, bei Pechhütte an die Hölle zu denken. Das verbietet schon das Wort Hütte." Warum eigentlich: der Teufel hat in der Sage doch auch eine Behausung, und die ist ganz schwarz wie seine Küche. Und da der Teufel ein Köhler ist, so liegt doch wahrlich nichts näher als daß seine Hütte auch eine Pechhütte ist; das Pech wird ja auch vom Köhler hergestellt, wie Schr. selber beschreibt.

[6] Saxo Grammaticus, Jantzen S. 451 ff.

[7] a. a. O. S. 457 ff.

Statt „das geht bis in die Pechhütte“ sagen wir jetzt verblaßter:

Das geht ins Aschgraue.

Das ist die aschgraue Möglichkeit.[1]

Ist das die Möglichkeit

wird nur eine weitere Abschwächung sein.

Grimm sagt in den Anmerkungen zum Märchen „Die weiße und die schwarze Braut“: „Auch gibt es eine altdeutsche Erzählung von einem weißen und schwarzen Dietrich, Zwillingsbrüdern.“[2] Schade, daß er keine nähere Angabe macht, wo diese Erzählung zu finden ist. Der weiße und der schwarze Dietrich werden in verwandten Überlieferungen auch im Verhältnisse von Vater und Sohn zu einander gestanden haben. Der Vater, der am Galgen hing, war der Schwarze, und der Sohn, der unter ihm in der Erde entstand, der Weiße; denn der letztere ist ja die Sprengwurzel, und mit dieser wird noch „die goldene Wurzel“ im Pentamerone Nr. 44 zu vergleichen sein. Es ist natürlich wiederum die lunaria, die „Mondblume“, und diese „Schlüsselblume“ öffnet die eiserne Tür am Kyffhäuser. Sie ist ein goldener Schlüssel:

Goldener Hammer bricht eisernes Tor,

sagt ein deutsches Sprichwort. Jedes Falles erhalten wir so wieder den vielfach schon nachgewiesenen Gegensatz gold—schwarz, der gleich noch näher erörtert werden soll. Vorher aber müssen wir uns mit der Tatsache abfinden, daß wir dem lichten Monde am liebsten das schmückende Beiwort „silbern“ beilegen. Deshalb erscheint der Gegensatz weiß—schwarz in der Sage auch oft als

silbern—schwarz.

Es ist ein reiner Zufall, daß in dem hier gebotenen Stoffe, der ja nur einen unendlich kleinen Ausschnitt des überhaupt vorhandenen darstellt, dieser Gegensatz seltener auftritt. Doch sei an die silberne Axt Münchhausens erinnert, die dieser nach dem schwarzen Bären wirft und auf dem Monde schwer wieder findet, weil dort alles silbern ist; vgl. auch den silberbogigen Apollon (ἀργυρότοξος): Apollon ist in diesem Falle der Schwarze, schon weil er von diesem Bogen die Pestpfeile abschießt.

[1] Schr. S. 31.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 135, S. 234.

Weiß und Gold sind mythisch gleichbedeutend. Sie stehen abwechselnd dem Schwarz als Gegensatz gegenüber. Die Wunschmühle Grotti mahlte im Besitze des Königs Frodi von Dänemark Gold, in dem des Seekönigs Mysing aber Salz, also etwas Weißes. So entsteht an Stelle des Gegensatzes weiß-schwarz der neue

gold—schwarz.

Er erscheint bei der Sprengwurzel auch in dem Umstande, daß es nach Musaeus gerade ein Schwarzspecht sein muß, mit dessen Hülfe man in ihren Besitz gelangt.[1] Fortunatussäckel und Dukatensch... sind mythisch dasselbe, und beide sind als Goldsch.... Gegenstücke zum Goldesser d. h. zum Beispiele zu Midas, dem alles, was er anrührt, selbst die Speisen, in Gold sich verwandelt, oder zu Frodi, der nach Saxo Grammaticus seine Speisen mit feinem, zerstoßenen Goldsplittern zu bestreuen pflegte, wozu allerdings der altdänische Schriftsteller die später entstandene, vielleicht sogar von ihm selbst erfundene vernänftelnde Erklärung gibt, daß er sich dadurch vor Vergiftungsversuchen habe bewahren wollen.[2] Der Goldesser und der Goldsch.... sind beide der Schwarzmond; denn dieser frißt den abnehmenden Lichtmond und gibt ihn hinten als zunehmenden wieder von sich.

In der deutsch-böhmischen Abart des Märchens „Der Teufel und seine Großmutter" zeigt der Teufel den drei abgedankten Soldaten einen Becher aus Pech, den zwei von ihnen für den schönsten Goldbecher halten. Nur der dritte erkennt ihn als einen Pechkübel.[3]

Das Wasser des Lebens ist golden; denn das Wasser aus dem Paradiese, das in Konrad von Würzburgs „Trojanischem Kriege" Medeia gebraucht, um den Vater des Iason zu verjüngen, war „*lieht von golde rot*".[4] Es hat aber in dem Grimmschen Märchen „De drei Fügelkens"[5] bzw. in seinen zahlreichen Entsprechungen die Kraft, die schwarzen Steine bezw. den schwarzen Hund (!) wieder zu Prinzen zu beleben. Im Übrigen ergibt die Stelle aus Konrad von Würzburg die mythologische Gleichung:

[1] Vgl. Musaeus, Volksmärchen, Der Schatzgräber, Meyers Volksb. IV S. 9.
[2] Saxo Grammaticus, Jantzen S. 80.
[3] KHM III, Anm. zu Nr. 125, S. 222.
[4] KHM III, Anm. zu Nr. 97, S. 193.
[5] KHM Nr. 96.

Wasser des Lebens — Jungbrunnen — Altweibermühle — Kraut, das wider den Tod gewachsen ist — Sprengwurzel — Stein der Weisen.

Das Märchen „De drei Fügelkens" zeigt, daß Schwarz und Stein mythisch gleichbedeutend sind.

Das „steinerne Herz" ist also

ein schwarzes Herz;

und

Der steinerne Gast

der Mozartschen Oper „Don Juan" ist der Schwarze der Sage. Don Juan ist der Weiße; denn er ist Faust. Wenn aber einem ein Stein auf dem Herzen liegt, so ist dieses Herz offenbar

ein goldenes Herz.

Aber der lichte Mond wurde auch grün gesehen. Der Ausruf

Ach du grüne Neune![1]

spielt offenbar auf die neun zunehmenden Monde der ersten Woche des altgermanischen Monates an. Eine andere Erklärung gibt es gar nicht. Grün ist die Farbe des zunehmenden Mondes, des jungen also, und darum ist ein unreifer Junge:

ein grüner Junge.[2]

Man nennt ihn auch einen

Grünschnabel

worin wieder der Mensch als Vogel angesprochen ist.

Nun geht uns aber auch auf einmal ein Licht auf, warum

grün die Farbe der Hoffnung

ist, und warum die erste Hochzeit

die grüne Hochzeit

---

[1] Woher stammt der Ausruf: Ach du gerechter Strohsack du? samt seiner Fortsetzung: Wie bist du zerstrabelt!

[2] G. Hüsing macht mich dazu auf einen anderen Gedankengang aufmerksam: Das Wort „Spadefantel', gleichbedeutend mit „grüner Junge", entstammt offenbar dem Kartenspiele, und zwar der alten Boston-Karte, deren „Farben" waren Boston, Spade, Kuppe, Denar. Hier entspricht also Spade (= Spaten?) dem „Grün" der Skatkarte, und der „Fantel", der kleine Fant, offenbar dem „Unter" oder „Jungen". — Das ist wohl überzeugend, aber ist das Kartenspiel nicht auch ein Nachklang des Mythos, und warum wird gerade der „Unter" der 2. Farbe heraus gehoben?

heißt. In Goethes bekannten Versen:

> Grau, Freund, ist alle Theorie,
> doch grün des Lebens goldner Baum

sind also drei Mondfarben und außerdem das mythische Bild des Lebensbaumes enthalten.

Jedes Falles haben wir nunmehr den neuen Gegensatz

grün — schwarz oder grau

erhalten. Er erscheint z. B. bei der Weltesche. Während der Götterdämmerung verdorrte sie. Da war sie also schwarz wie ein Besen. Als aber Allvater darnach seinen Schild an sie hängte, ward sie wieder grün wie der Stab des Tannhäuser, der, dem Fluche des Papstes zum Trotze, wieder grünte als Zeichen der alles verzeihenden Liebe des Allgütigen, wie der Stab des

Christophorus:

Als sich von diesem der Herr der Welt in Gestalt eines immer schwerer werdenden Kindes – das Immer-Schwerer-Werden ist auch ein in den saghaltigen Überlieferungen ständig wieder kehrender Zug[1] – hatte durch das brückenlose Wasser im Felsentale hinüber tragen lassen, sagte er nach dem Simrockschen Gedichte zu ihm:

> „Du wolltest nur dem Größten dienen;
> Am schwersten ward des Kleinsten Last.
> Der Herr der Welt ist dir erschienen,
> Weil du dich treu erwiesen hast.
> Nun stoß den Stab in Gottes Erde
> Und warte, ob er grünen werde!"
>
> Verschwunden war der goldne Knabe,
> Der auf der Achsel schwer geruht.
> Christophorus an seinem Stabe
> Entstieg der schnell gesunknen Flut.
> Da stieß er ihn in Gottes Erde,
> Ob er am Morgen grünen werde.
>
> Am Morgen trat er zum Gestade,
> Jetzt schien ihm alles nur ein Traum;
> Doch Schatten fiel auf seine Pfade
> Und Bienen schwärmten durch den Raum.
> Die Stütze sah er ausgeschlagen
> Und rot wie Mandeln Blüten tragen.

---

[1]) Vgl. z. B. den Eingang des Märchens „die Gänsehirtin am Brunnen" (KHM Nr. 179), wo der Graf die spindeldürre, erst ganz leichte und dann immer schwerer werdende weise Frau einen steilen Berg hinan tragen muß.

So trägt auch Wate seinen Sohn Wieland auf den Schultern durchs Wasser und Thor den Aurwandil in einem Korbe auf dem Rücken durch die Eliwagar.[1] Damit ist auch diese Legende wieder auf die altgermanische Helden- und Göttersage zurück geführt. Auf sie spielt auch die durch F. Freiligrath erhaltene Redensart an:

„Gott ist schwer", sagte der große Christoph, da trug er den kleinen Herrgott durchs Wasser;[2]

ferner das alte Sprichwort:

Wenn ein kleiner einem großen Christoph auf den Achseln sitzt, so sieht er weiter als der große.[3]

Noch heute sagen wir von einem langen Menschen gerne, er sei

ein großer Christoph.[4]

Prinzeß Utchen steckte einmal drei fahrenden Musikern, die dem Kaiser Rotbart im Kyffhäuser ein Ständchen gebracht hatten, je einen Eichenzweig an den Hut. Zwei der Gesellen rissen den ihrigen bald darauf verdrossen herunter. Als sie aber danach vor der Rotenburg die Hüte schwenkten und riefen: „Juchhe, Pförtner, tu auf, die lustigen Musikanten kommen," da klinkerte und blankerte es nur an dem Hute dessen, der das Zweiglein behalten hatte. Es war nämlich eitel Gold geworden. Schnell eilten die anderen Musikanten nach dem Kyffhäuser zurück, um ihre grünen Zweige zu holen. Sie waren aber verschwunden.

Hier sind freilich die Farbengegensätze schon in Verwirrung geraten. Der Gegensatz schwarz–grün oder golden ist nicht mehr gewahrt sondern eigentlich zwei Farben des lichten Mondes, Grün und Gold, in Gegensatz zu einander getreten.

An Stelle des Schwarz kann aber nun auch Blau stehen. Das zeigte uns schon die auf S. 296 beschriebene Monduhr, auf der die des Mondes Verdunkelung anzeigende Hälfte auch blau statt schwarz angestrichen sein konnte. Bei Musaeus heißt das „kleine, schwarze Männlein", das Heinrich den Löwen in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Braunschweig

[1] Edda übers. von Gering S. 361.
[2] H. 367.
[3] Lehmann 439 (Klein 7) bei BW Nr. 232.
[4] BW Nr. 232.

schafft, mit andern Worten der Teufel: „Schwarzbart".[1] Dem gegenüber aber steht der allbekannte Blaubart der europäischen Volksmärchen. Die altdänische Königssage erzählt von einem Harald Blauzahn, neben dem sicher auch ein Schwarzzahn in der Sage nachweisbar ist.[2] Wenn Rapunzel von Frau Gothel in einem finsteren Turme gefangen gehalten wird, so ist dieser Turm natürlich ein schwarzer Turm. Westphal aber erwähnt am Anfange des 18. Jahrh. ein Märchen „Von der Königstochter im blauen Turm"[3] und Schmidt in der Mitte des 18. Jahrh. in seinen „Fastelabendgebräuchen" dasselbe Märchen unter der Überschrift: Des Königstochter im blauen Turm.[4]

Auf der Tatsache, daß Schwarz, Grau und Blau in der Sage gleichbedeutend sind, beruht es auch, daß wir in ähnlichem Sinne wie „bis in die Pechhütte" und „das geht ins Aschgraue" auch sagen:

Ins Blaue hinein.

Die mythische Bedeutung des Rauschtrankes wurde bereits hervor gehoben. Folglich wird auch die Redensart

blau sein

der Sage entstammen. Statt ihrer sagt man aber auch:

Im Trane sein.

Im Trane ist vermutlich Jonas im Bauche des Walfisches. Er wird dort Rauschtrank gefunden haben wie Odin im Innern des Hnitbjorges, und dort war es aller Wahrscheinlichkeit nach dunkel oder schwarz. Daher dürfte

Der schwarze Walfisch zu Askalon[5]

Viktor von Scheffels einfach auf den Jonasverschlinger zurück gehen. Wir sahen schon auf S. 344, daß diese Pech-

---

[1] Musaeus, Volksmärchen, Melebhsala, Meyers Volksb. IV, S. 59.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 46 S. 81.

[3] KHM III, Zeugnisse, Nr. 24 S. 287.

[4] KHM III, Zeugnisse Nr. 24 S. 288. Allerdings gibt es auch einen geschichtlichen und leibhaftigen blauen Turm, nämlich zu Kopenhagen, in dem Leonora Christina Gräfin Ullfeldt 12 Jahre als Gefangene geschmachtet hat; vgl. Leonora Christina Gräfin Ullfeldt, Denkwürdigkeiten (genannt Leidensgedächtnis aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663–1685. Bearbeitet und neu heraus gegeben von Clara Priess. Insel-Verlag, Leipzig.

[5] In Säckingen gibt es ein Gasthaus „Zum schwarzen Walfisch" – ist das nach Scheffels Gedichte genannt oder übertrug hier Scheffel den Namen seiner Stammkneipe ins Philisterland?

hütte die Hölle sein muß. In ihr wohnt der Teufel, und merkwürdiger Weise sprechen die Amerikaner gerne vom „blauen Teufel“ (blue devils).

Der blaue Turm ergibt mit Rapunzels Goldhaare den neuen Gegensatz:

gold—blau

Das Blaue vom Himmel herunter lügen

wird wohl ursprünglich auch geheißen haben:

Das Blaue vom Monde herunter lügen,

so daß das Gold der Wahrheit wieder zum Vorscheine kömmt, vgl. Himmel für Mond auf S. 308. Der nordische Esben (Esbjörn) Aschenhans bekömmt vom Könige die Aufgabe gestellt, einen Braukessel voll zu lügen. Der Braukessel, z. B. der Hymirs, ist der Mond. Esbens scheinbare, unglaublich klingende Lügen sind lauter lautere Wahrheiten, die den König und seine Angehörigen gewaltig bloß stellen, so daß dieser schnell ruft, er solle nur einhalten, der Kessel sei schon voll.

Dem goldenen Vogel, der in dem Grimmschen Märchen geholt werden soll, steht bei der d'Aulnoy ein blauer Vogel gegenüber. Da aber der lichte Mond auch grün gesehen wurde, so ist der sprechende Vogel, der in der italiänischen Entsprechung des Parizadäh-Märchens („De drei Fügelkens“ bei Grimm) ein grüner Vogel, und wir erhalten also den neuen Gegensatz

grün—blau.

Blau und grien
Steht Narren schien!

lautet ein schlesisches Sprichwort, wobei wir uns wieder des Narren-, Harlekin- und Karnevalskleides zu erinnern haben. — Sigfrid, dem Gatten der Genovefa, wurde blau und grün vor den Augen, als er von der Hägse in Straßburg in einen Keller geführt wurde, „in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von sich gab“: vgl. „Das blaue Licht“ S. 145. In dem Spiegel dieser Hägse

sah er aber auch dann **schwarz,**

nämlich seine eigene, engelreine Frau in unzüchtiger Liebeständelei mit seinem Koche Dragon (!).[2] Es wurde ihm also die Untreue Genovefas im eigentlichen Sinne des Wortes

vorgespiegelt.

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 88 S. 168.

[2] G. Schwab, Die Deutschen Volksbücher III S. 12.

Die Stiefmutter Sneewittchens besitzt einen sprechenden Spiegel, der auf alle Fragen die richtige Antwort gibt, also einen allwissenden Spiegel. Ihm entspricht bezeichnender Weise in einer Abart des Sneewittchen Märchens ein Hund, der den Namen „Spiegel" führt. Auch die Fee Ilona (Helena) in dem ungarischen Märchen „Fee Ilona und der goldhaarige Jüngling" besitzt einen solchen allwissenden Spiegel. Der Spiegel des Sein-al-asnām in 1001 Nacht ist zugleich ein

Tugendspiegel

denn er zeigt bei jedem Mädchen, dem er vorgehalten wird, an, ob es keusch ist oder nicht. Auch die Bezeichnung

Sachsenspiegel

und

Schwabenspiegel

für die Sammlung der volkstümlichen Rechtsformeln dieser Stämme dürfte auf den Spiegel der Sage zurück gehen. Auch die Redensart

Es wird mir blau und grün vor den Augen[1]

entstammt demnach der Sage und bedeutet: „Ich fühle den Tod nahen, ich sehe schwarz, und schwarz ist und macht der Tod.

Aber der Schwarze kann ja auch wieder ein Fuchs oder ein Eichkätzchen sein, und die sind rot. Daher sind Schwarz und Rot die Teufelsfarben, so auch des Wiener Teufels, des „Krampus" mit seinem noch unerklärten Namen:

Schwarzes Haar und roter Bart,
Zeichen einer bösen Art.[2]

sagt ein volkstümliches Sprichwort;

Dem Raben auf dem Dache und dem Fuchse vor der Tür
(d. h. einem Menschen mit schwarzem Kopfhaare und rotem Barte)
ist nicht zu trauen,[3]

ein anderes. Gustav Freytag spricht einmal von einem grimmigen Kopfe in den Teufelsfarben rot und schwarz, wobei er sogar das Rot an erster Stelle nennt.[4] Auch rothaarigen Menschen, männliches Geschlechtes we-

[1] Sklarek N. F. S. 266: „Der Verabschiedete . . . wurde . . . blau und grün vor Wut," d. h. er ärgerte sich schwarz.

[2] Nach der Volkssage hat auch Judas der Erzschelm einen roten Bart gehabt, vgl. Theodor Kappstein, Bibel und Sage, Berlin 1913 S. 287.

[3] Schr. S. 213.

[4] G. Freytag, Gesammelte Werke, 6, 304 in Grimms Wtb. unter „Teufel".

nigstens, traut man nicht recht und behauptet grausamer Weise, sie seien tückisch:

„Rotes Haar und Ellernholz wächst auf keinem guten Grund"
(letzteres gern auf nassen, sumpfigen Boden);
Roter Bart und erlene Bogen
geraten selten; ist nicht erlogen.

... Daher auch das Scherzrätsel: Wo verwahrt man einen Schatz am besten? Antwort: unter einem roten Barte; denn da sucht niemand etwas Gutes."[1]

An dem ist kein gutes Haar

wird wohl auch ursprünglich gerade von rothaarigen Menschen gesagt worden sein.
Man spricht auch von

brennendem Rot

vielleicht mit Anspielung auf den Aufenthaltsort des Teufels, die Hölle.

Aber der Fuchs ist ja nicht eigentlich rot, sondern braunrot, und so entsteht der neue Gegensatz:

grün—braun,

der in den altenglischen Robin-Hood-Balladen so oft erscheint, wo Robin Hood und seine Gefährten stets grüne Gewänder tragen, während seine Gegner meist braun statt schwarz gekleidet sind.

Aber an Stelle des Grün kann auch hier wieder das Gold eintreten, und dann erhalten wir noch einen anderen Gegensatz, nämlich

gold — braun.

Er erscheint z. B. in einem Rübenzagel-Märchen, wo der Berggeist einer armen, Kräuter sammelnden Frau welkes Laub in den Korb tut, das auch sie auf dem Rückwege, weil es immer schwerer wird, mißmutig ausschüttet, um bei ihrer Heimkehr zu entdecken, daß die wenigen Blätter, die in den Ritzen des Korbes haften geblieben waren, sich in Gold verwandelt hatten. Die Geschichte enthält auch immer noch, wenn auch bereits reichlich verblaßt, den mythischen Zug des Verdorrens und wieder Aufblühens.

Jedes Falles aber ist uns der Mond unter der Hand nach und nach ziemlich bunt geworden, und wir wundern uns nun

[1] Schr. S. 213.

wahrlich nicht mehr, daß der Rattenfänger Bunting hieß, das Narrenkleid bunt ist und Klein-Roland ein wunderbares Kleid trug, vierfarben oder vielmehr „vielfarben zusammen gestückt“. Auch der Alte, den die kleinen Männer und Frauen in dem Grimmschen Märchen „Die Geschenke des kleinen Volkes“[1] singend umtanzen, und der wieder genau dem Rübenzagel entspricht, trägt einen buntfarbigen Rock. Dagegen trägt der Schmied von Jüterbog einen schwarz und weißen Rock.[2]

Man vergleiche auch den Hans Wurst der altrömischen Lustspielbühne, den Centunculus d. h. Hundertfleck.

Jetzt wird mir die Sache zu bunt

dürfte demnach auch eine auf die Sage anspielende Redensart sein. Sollte denn etwa gar auch

der bunte Rock

unserer Soldaten, d. h. die ganze Uniformierung derselben auf Mythisches zurück gehen? Bei einzelnen militärischen Abzeichen, beim Helmadler z. B. und beim Äskulapstabe, ferner beim Namen des Dragoners haben wir ja bereits unzweifelhafte Beziehungen zur Sage erkannt. Auch die Fahne entstammt dem Mythos. Bei den Iraniern ist sie her zu leiten von dem Schurzfelle des mythischen Schmiedes Kawe, bei den Franken von dem Mantel des Heiligen Martin,[3] der den Merowingern als Sieg verkündendes Zeichen in die Schlacht voran getragen wurde. Die farbige Uniformierung der Soldaten ist jedes Falles uralt. Schon die Leibgarde der altpersischen Könige zeigt sie, und man erkennt auf den farbig uns erhaltenen Reliefs genau die Uniformen verschiedener Regimenter. Die Perser werden aber auch in diesem Falle wiederum nur ein von den Assürern übernommenes Kulturerbe in ihrem Sinne umgewandelt und fortgebildet haben. —

Er ist bekannt wie ein bunter Hund.

Während bei Goethe Mephistopheles selber in Gestalt eines Pudels erscheint, besitzt der Faust der Schwab'schen Fassung nun wirklich einen „bunten Hund“, von dem das Volksbuch erzählt:

Des Doctor Faustus bunter Hund.

---

[1] KHM Nr. 128.

[2] KHM III, Anm. zu Nr. 82 S. 150.

[3] Hängt damit der Name des Hasen „Martin“ zusammen, da der Hase doch eine „Fahne“ hat?

„Unten aber im Hause, vor einem Stall an der Einfahrt, lag des Doctor Faustus großer Zauberhund, der ihm, wenn er aus dem Hause ging, nicht von der Seite wich. Sein Name war Prästigiar oder Hägsenmeister; der hatte Augen ganz feuerrot und graulich und schwarzes, zottiges Haar; wenn ihm aber Faust über den Rücken fuhr, verwandelte sich seine Farbe und wurde bald grau, bald weiß, bald gelblich oder braun, und das Tier machte gar seltsame Sprünge und Gaukeleien, wenn es mit seinem wunderlichen Herrn, der auch seinen eigenen Schritt hatte, dahin pudelte."[1]

Dieser bunte Hund ist zugleich der

Himmelhund

und der

Höllenhund.

Um diesen Widerspruch zu lösen, haben wir hier nur wieder wie in den vielen Redensarten nnd Sprichwörtern auf S. 307 für Himmel Mond einzusetzen. Der Mond besteht aus einer weißen und einer schwarzen Halbkugel; die weiße ist der Himmelhund, die schwarze der Höllenhund. Beide aber sind eigentlich eins, der weiß-schwarze oder bunte Hund.[2] Das Sprichwort

Es gibt mehr als einen bunten Hund,[3]

das ostfriesisch lautet:

Dar sünt mehr bunte Hunne as een[4]

bedeutet demnach: es gibt viele Teufel.

Der Mond macht auch das Wetter. Er braut z. B. den Sturm; folglich ist auch der

Gewitterhund

kein anderer als der Mondhund.[5]

Zum bunten Hund stellt sich auch noch eine bunte Katze und eine bunte Kuh. Die bunte Katze leistet einem armen Müllerburschen ähnliche Dienste wie Mephisto dem Faust, indem sie ihm die gewünschten Seltenheiten und Kostbarkeiten und schließlich ein herrliches Leben verschafft.[6] Die bunte Kuh kömmt in dem Grimmschen Märchen „Das Waldhaus"[7]

---

[1] Gustav Schwab, Die deutschen Volksbücher, Recl.-Ausg. VII S. 20.

[2] Damit sind alle früheren Erklärungen der Redensart: „Bekannt wie ein bunter (scheckiger) Hund" Schr. S. 143 und 166 und BW Nr. 600 widerlegt. BW schreibt: „Der Ausdruck wird von jemand gebraucht, der allenthalben, aber nicht gerade rühmlich bekannt ist." Hier liegt der Hund begraben, könnte man da sagen. Es handelt sich eben auch wieder um eine verhüllende Bezeichnung des Schwarzen, des Teufels.

[3] Schr. S. 143.

[4] BW Nr. 600.

[5] Schr. S. 217.

[6] KHM Nr. 106.

[7] KHM Nr. 169.

vor. Eine solche ist auch „die dreifarbene Kuh“, die in der Vorgeschichte der Sage von Glaukos und Poliydos erwähnt wird. Das Orakel hatte nämlich dem Minos verkündet, derjenige werde seinen verschwundenen Sohn Glaukos wieder ausfindig machen, der „das Rätsel von der dreifarbenen Kuh“ zu ösen vermöchte, und das gelang dem Seher Polyidos aus Korinthos.

Die Katze bedürfte überhaupt einer besonderen sagenvergleichenden Behandlung. Daß sie auch mythisches Reittier sein kann, zeigt das Grimmsche Märchen „das blaue Licht“,[1] wo die alte Hägse, die den abgedankten Soldaten in den Brunnen nach dem blauen Lichte geschickt hat, auf einem wilden Kater wie der Wind vorbei geritten kömmt, um nachher an den Galgen gehenkt zu werden. Freyja fuhr auf einem Wagen, der von Katzen gezogen wurde. Reit- und Zugtiere sind mythisch gleich bedeutend, vgl. die Böcke Thors und den Schneider auf dem Ziegenbocke. In einer deutsch-böhmischen Abart des Grimmschen Märchens „Der Teufel und seine Großmutter[2] kömmt der Teufel auf einem Ziegenbocke geritten, der zweien der abgedankten Soldaten als das schönste Pferd erscheint. Nur der dritte, der des Teufels Unterhaltung mit Lucifer belauscht hat, durchschaut den Trug.[3]

Aber wir haben nun auch noch einmal der dreifachen Abstufung:

kupfern (ehern, eisern, bleiern) — silbern — golden

zu gedenken, die schon auf S. 250 gelegentlich der Besprechung des goldenen, silbernen und eisernen Zeitalters berührt wurde. Auf sie würde durch eingehendere Behandlung des in tausend und abertausend Fassungen erhaltenen arischen „Drei-Brüder-Märchens“ helleres Licht fallen. Sie hat entweder mit der Tatsache zu tun, daß der arische Monat dreigeteilt war oder mit den drei Schwarzmondnächten, vielleicht auch mit beiden.

In umgekehrter Reihenfolge begegnet diese dreifache Abstufung in der volkstümlichen Gesundheitsregel:

Käse ist morgens Gold, mittags Silber und abends Blei.[4]

---

[1] KHM Nr. 116. [2] KHM Nr. 125.

[3] KHM III, Anm. zu Nr. 125, S. 222.

[4] Nach Schr. S. 97 wird dasselbe von der Butter gesagt, für die es aber in Wahrheit weit weniger zutrifft als für die Käse.

In der lettischen Sage finden wir die Abstufung:

silbern – golden – diamanten.[1]

Und so folgt bei uns auf die grüne Hochzeit nach 25 Jahren:

die silberne Hochzeit,

nach 50 Jahren **die goldene Hochzeit,**

nach 60 Jahren **die diamantene Hochzeit**

und nach 70 oder 75 Jahren

die eiserne Hochzeit.

Zu der diamantenen vergleiche man die Antwort, die

Das Hirtenbüblein[2]

des deutschen Volksmärchens auf die Frage des Königs gibt, wie viele Sekunden die Ewigkeit habe: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kömmt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäbelein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei."

Die letzten beiden Stufen

silbern – golden

kommen vor in der Redensart:

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Büchmann S. 25 erklärt „Reden ist Silber" aus der Bibel und fragt dann „aber welcher Weise setzte hinzu ‚Schweigen ist Gold'?" Es liegt hier wieder ganz ähnlich wie bei seiner Erklärung der Redensart „Luftschlösser bauen". Die Redensart wird gar nicht aus der Bibel stammen sondern aus der deutschen Volkssage. Täte sie es aber doch, so wäre der Weise, der den Zusatz machte „Schweigen ist Gold" eben wieder das Volk, und es kam zu diesem Zusatze durch die ihm aus den Märchen geläufige dreifache Steigerung: Kupfer — Silber — Gold.

Auch das Sprichwort:

Man muß dem Feinde goldene Brücken bauen

stammt aus der Sage und lautete früher auch:

Man muß dem Feinde silberne Brücken bauen,

vgl. Büchmann S. 103.

---

[1] Andrejanoff, Lettische Märchen, Recl.-Ausg. S. 29.

[2] KHM Nr. 152.

In den letzten beiden Beispielen stehen zwei Farben des lichten Mondes gegen bezw. neben einander.

Daß die Abstufungen der Metallfarben das Dreifache auch übersteigen kann, zeigte schon das Beispiel der grünen, silbernen, goldenen, diamantenen und eisernen Hochzeit. In dem von Schr. beschriebenen Karnoffel-, Karnöffel- oder Karniffelspiele stellen vier Karten vier Kaiser dar, den ersten mit einem goldenen Haupte den zweiten mit silberner Brust und silbernen Armen, den dritten mit eherner Lende und Schenkeln, den vierten mit eisernen Füßen und Zehen. Sie bedeuten die vier Weltreiche, das babilonisch-assürische, das mädisch-persische, das makedonisch-hellenistische und das heilige römische Reich.[1] Hier spielt also auch der Gedanke der schon auf S. 250 besprochenen Weltzeitalter hinein.

Aber der Gegensatz

weiß — schwarz

mit all seinen Unterarten und Abwandlungen wurde nun auch auf die verschiedensten anderen Gebiete übertragen. So ergab er z. B., auf körperliche Beschaffenheit angewendet, den Gegensatz:

schön — häßlich.

Das zeigt besonders deutlich das Grimmsche Märchen „die weiße und die schwarze Braut"; ferner

sehend — blind.

Der Vollmond ist zweiäugig, der Halbmond einäugig und der Schwarzmond blind. Daher sind Odin und Hagen einäugig, Polyphemos erst einäugig und dann blind und Hoder nur blind. Odin verliert sein rechtes Auge, indem er aus Mimirs Brunnen, dem schwarzen, Weisheit trinkt. In dem deutschen Volksmärchen:

Die beiden Wanderer[2]

wird dem heiteren und guten Schuster von dem stets verdrossenen weil bösen Schneider erst das rechte Auge ausgestochen dann das linke, jedes für ein Brot, das der geizige den Hungernden nicht ohne Entgelt geben will. Danach läßt der Schneider den blinden Schuster hülflos unter einem Galgen liegen. Während der Nacht aber hört der Verstümmelte zwei Gehenkte, auf deren Köpfen je eine Krähe sitzt, mit einander sprechen. Ihrer Unterhaltung entnimmt er den Rat, am Morgen seine leeren Augenhöhlen in dem Taue zu waschen, der von dem Galgen herab tropft, und erhält dadurch sein Augenlicht

[1] Schr. S. 424. [2] KHM Nr. 107.

wieder, wie der Königssohn im Rapunzel-Märchen durch die Tränen seiner Gattin.

Durch Übertragung des Gegensatzes weiß — schwarz auf körperliche Zustände entstehen die neuen Gegensätze:

wach – schlafend

und

lebend – tot.

Daher ist nach altgriechischer Vorstellung der Schlaf der Bruder des Todes und Schwarz noch heute die Farbe der Trauer. Ferner der Gegensatz:

wieder zum Leben erweckend – unfehlbar tötend.

Aufs Lebensalter angewendet ergibt sich

jung – alt;[1]

auf Wirtschaftliches übertragen

reich – arm,

glücklich – unglücklich

und endlich, ins Reich des Sittlichen übergeführt,

gut – böse.

Dies mußte voraus geschickt werden, ehe daran gegangen werden konnte, diesen Gegensatz auch sprachlich in Ausdrücken und Wendungen zu verfolgen; denn nunmehr sehen wir, warum

ein schwarzer Tag

ein Unglückstag ist. Zwar ist dieser Ausdruck nur eine Übersetzung des lateinischen

dies ater,

vgl. Büchmann[25] S. 433. Aber die Anschauungen der alten Römer waren in dieser Hinsicht keine anderen als die unseren, und nicht nur die der alten Römer; denn Fischart sagt einmal im Gargantua.[2]

„Vor Zeiten haben die Traces und Creter durch weiße Stein die freudenreiche glückfertige Tag verstanden, durch schwartze die traurige unglückselig.

Ein großes Unglück nennen wir noch jetzt:

ein schwarzes Verhängnis,

---

[1] Nach Palaiphatos soll Medeia deshalb alte Leute wieder haben jung machen können, weil sie weißes Haar schwarz färben konnte; vgl. Hertslet a. a. O. S. 54.

[2] Fischart, Gargantua 125b. Die Ka'ba, der heilige Stein der Araber zu Mekka, soll ursprünglich weiß gewesen, aber durch die Küsse sündiger wenn auch gläubiger Menschen schwarz geworden sein, vgl. Der Koran, Recl.-Ausg. S. 7.

und darum wollen wir nicht gerne

in die Tinte geraten,

vgl. in die Patsche kommen; denn die ist meistenteils schwarz. In Schillers Räubern gebraucht Roller statt dessen:

in den Pfeffer geraten,[1]

wozu die Ausführungen über Geh hin, wo der Pfeffer wächst zu vergleichen sind.

Ferner sehen wir jetzt auch, warum

ein schwarzes Herz

ein böses Herz ist, vgl. Büchmann S. 223, während wir ein gutes als

ein goldenes Herz

bezeichnen.

Eine schwarze Seele

ist eine böse Seele, während

Weiß die Farbe der Unschuld

ist. Wenn Faust bei Goethe sagt:

Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust

so meint er damit: eine gute und eine böse Seele, d. h. in der Sprache der Sage ausgedrückt: eine weiße und eine schwarze. Die Fauststelle erinnert merkwürdig an iranische Gedanken, insofern der Kampf zwischen dem guten Gotte des Lichtes und dem bösen Gotte der Finsternis auch in der Brust jedes einzelnen Menschen ausgekämpft wird.

Eine schwarze Tat

ist eine böse Tat, weshalb wir auch sagen:

Schwarzer Verrat.

Der Undank ist stets schwarz

daher das Sprichwort:

Undank ist der Welt Lohn,

das einfach auch:

Schwarz ist der Welt Lohn

heißen könnte, wie das mittelhochdeutsche Gedicht Konrad von Würzburgs,

Der Welt Lohn[2]

beweist. Einem der glänzendsten Vertreter ritterlicher Dichtung, dem Herrn Wirnt von Grafenberg erschien einmal ein schönes, prächtig gekleidetes und ge-

[1] BW Nr. 1186. In Süddeutschland gerät der Hase in den Pfeffer, in den er eingelegt wird.

[2] Vgl. Vogt-Koch a. a. O. S. 139.

schmücktes Weib mit schneeweißen Schultern und schneeweißen Armen und stellte sich ihm als Frau Welt vor. Plötzlich drehte sie sich um und zeigte dem Ritter den Rücken. Der wimmelte von aller Lei greulichem Getier; „Das ist mein Lohn", sprach die Frau und verschwand.

Der Rücken war also schwarz, von Ungeziefer nämlich[1] und diese Erscheinung bewog den Herrn Wirnt von Grafenberg ebenso wie die Erscheinung des Hirsches mit dem strahlenden Kreuze zwischen den Ästen des Geweihes den Heiligen Hubertus, dem weltlichen Treiben zu entsagen.

Die Welt wäre also nach diesem Gedichte Konrad von Würzburgs ein

Glänzendes Elend.

Mit diesem Ausdrucke steht es wieder ebenso wie mit dem „Himmel auf Erden". Auch er spielt auf die Sage an. Besonders weist Ovidius'

speciosum damnum

„durch den äußeren Schein blendendes Gold" in dieser Richtung; denn der Dichter bezeichnet damit das Gold, in das sich sämtliche dem Midas dargebotene Speisen verwandeln. Diese Speisen sind so recht

Goldener Mangel,

vgl. Büchmann[25] S. 131.

Es ist nicht alles Gold was glänzt;

es ist nämlich oft, wie z. B. in dem Rübenzagel-Märchen nichts weiter als ganz gemeine Kohle oder gar Kot vgl. gold — schwarz.

Hierher gehört auch

die goldene Lüge,

von der Paul Oskar Höcker in dem angeführten Romane noch so oft spricht.

In der Geschichte vom weisen Heiqar (Achiqar) wird dieser anfangs fälschlich für einen Missetäter gehalten und deshalb

Schwarzgesicht

gescholten.[2]

---

[1] Mitra I, 3 S. 65: Robert Bleichteiner „Iranische Entsprechungen zu Frau Holle und Baba Jaga".

[2] Tausend und eine Nacht, übertr. von Henning, Recl.-Ausg. XXII S. 15.

Jemanden anschwärzen[1]

heißt „ihn als böse hinstellen", vgl. anpetzen. Diese Umdeutung ins Sittliche ist eine Redensart wie:

da kann man ja schwarz werden.[2]

vor Warten z. B. oder vor Ärger, noch ganz fremd. Man kann auch vor Neid schwarz werden, vgl. Gonzenbach I S. 317. Daneben sagt man freilich häufiger:

gelb und grün werden vor Neid.

Die Zauberkunst hieß

die schwarze Kunst,

und wer sie ausübte wie der Doctor Faust, war ein

Schwarzkünstler.

Ein solcher war auch der Mönch Berthold Schwarz, der das Schießpulver erfunden haben soll. Hertslet hat von ihm nachgewiesen, daß er nie gelebt hat.[3] Auch diese Überlieferung ist also eine Sage, und der hier gebotene Zusammenhang zeigt, warum dieselbe dem Erfinder gerade den Namen Schwarz gegeben hat. Im Übrigen heißt er in der Überlieferung nicht nur Berthold Schwarz sondern wird ebenso oft auch „der schwarze Berthold" genannt. Er ist also niemand anders als der Schwarze der Sage, der Teufel. Und ist es denn etwa zu verwundern, daß man die Erfindung des Schießpulvers als ein Werk des Bösen, als eine Ausgeburt der Hölle hinstellte? Der Schwarze der Sage ist zugleich auch der Kunstreiche. Wenn aber der Titel Schwarzkünstler[4] auch auf Faust übertragen wird, der doch nach der hier gegebenen Deutung der Weiße sein muß, weil er auf dem Schwarzen reitet, so muß hier wieder daran erinnert werden, daß ja der Weiße allmählich in den Schwarzen übergeht und daß das

---

[1] Die BW Nr. 46 gegebene Deutung des mythischen Hintergrundes dieser Redensart auf Tag und Nacht ist falsch.

[2] Vgl. BW Nr. 1216 unter: **„Da kannst du warten, bis du schwarz wirst!"**: „Bekanntlich werden Leichen, wenn sie in Verwesung übergehen, schwarz." Damit aber ist die Redensart noch nicht restlos erklärt. Dagegen habe ich mehrfach betont, daß auch in der Sage schwarz Werden und Sterben gleichbedeutend sind, und daß es Dinge gibt, wo Sage und Wirklichkeit überein stimmen.

[3] Vgl. Hertslet a. a. O. S. 190.

[4] Natürlich mag zum Entstehen dieses Begriffes die Entstellung „Nigromant" (= Schwarzwahrsager) aus „Nekromant" (Leichenwahrsager) beigetragen haben; was war aber der Anlaß zu dieser Verdrehung?

wirklich vom Mythos so ausgeprägt worden ist. Auf die Sage von der Erfindung des Schießpulvers spielt die Redensart an:

Der hat das Pulver nicht erfunden.

Sie spricht also wieder einem irdischen diesseitigen Wesen etwas ab, was von einem überirdischen, jenseitigen gerade gilt.

Es wird auch keine medicinischen Gründe gehabt haben, wenn die Pest im Mittelalter

Der schwarze Tod

hieß, wie z. B. folgende Geschichte beweist:

Die Pest auf Rogö.[1]

Im Jahre 1710 wütete die Pest in ganz Esthland. Nur die Insel Rogö blieb lange Zeit verschont. Eines Tages aber schwang sich ein großer schwarzer Mann in ein Boot, das im Begriffe war, Leute vom Festlande nach Rogö hinüber zu fahren. Die Insassen des Bootes sahen ihn nicht, wohl aber die Bauern am Strande von Rogö. Sie riefen den Ankommenden entgegen: „Wer sitzt denn bei euch am Steuer? Wer ist der Schwarze?“ Keiner der im Boote Sitzenden antwortete; denn sie waren – Leichen. Der schwarze Mann fuhr dann unter die am Strande Stehenden, daß sie hinsanken wie Bäume des Waldes, die der Sturm zerbricht. Und dann vernichtete er durch seinen verzehrenden Blick so viele Bewohner der Insel, daß es nicht mehr Überlebende genug gab, die Toten zu begraben. Einige sahen den Unhold, andere nicht. Keiner wagte es, ihn anzureden. Endlich tat dies eine alte Frau, in deren Hütte er unversehens eintrat. Sie rief: „Im Namen Gottes sei gegrüßt!“ Da fuhr der schwarze Mann ohnverzüglich auf einem Boote, allein und unbeweglich am Steuer sitzend, von der Insel wieder weg.

Dieser schwarze Mann ist wieder niemand anders als Wotan als Führer des Totenschiffes, als welcher er auch noch im Märchen fort lebt, wie der Fährmann im „Teufel mit den drei goldenen Haaren“ zeigt. Man vergleiche mit dieser Gestalt auch den altgriechischen Totenfährmann Charon und den Pest bringenden „silberbogigen“ Apollon, der als Träger des silbernen Bogens selber der Schwarze sein muß.

In einer Novelle des Amerikaners Edgar Allan Poe „Die Maske des roten Todes“ erscheint die Pest als rote Maske an der Zufluchtsstätte des Hofes und rafft diesen dort hin.

Rot und schwarz sind die Teufelsfarben.

Auch dieses Dichters in den Literaturgeschichten immer sehr stark hervor gehobene Einbildungskraft schöpft also hier aus der Quelle der Sage.

Von einem mißratenen Kinde sagt man, es sei

das schwarze Schaf

---

[1] N. Graf Rehbinder in Papsts „Bunten Bildern“. Reval 1856; vgl. L. Goertz und A. Brosse, Heimatbuch für die baltische Jugend I. T. Riga 1908 Nr. 45.

in der Familie. Es wird wohl auch bisweilen von dieser als

Sündenbock

gebraucht. Letzteren Ausdruck erklärt Schr. mit Recht aus der Bibel, erwähnt aber selber, daß ein ganz ähnliches Sühnefest wie bei den alten Juden auch bei den heidnischen Litauern gefeiert wurde, wobei ein schwarzer Bock die Rolle des Sühnopfers spielen mußte.[1] Es hat auch weit tiefere Gründe, als Schr. ahnt, wenn in folgendem Kinderspruche das schwarze Schaf als Schreckbild verwendet wird:

Schlaf, Kindchen, schlaf,
im Stalle stehn zwei Schaf,
ein schwarzes und ein weißes,
und wenn das Kind nicht schlafen will,
so kommt das schwarz' und beißt es.[2]

Wir sahen auf S. 220, daß es eine weiße und eine schwarze Frau Holle gibt, und daß der Vogel der Frau Holle die Gans ist, mit anderen Worten, daß sie selber eine weiße oder eine schwarze Gans sein kann. Auf die weiße Gans spielt die Bauernregel an:

Eine weiße Gans brütet gut.

„Der Landmann hat es (das Wort) erdacht (?) und schätzt es hoch. Er bezeichnet damit die Schneedecke, welche die im Herbste gesäten Saaten gegen den Winterfrost so schützt und wärmt, daß sie sogar in dieser Zeit weiter wachsen." Hier ist also der Goldschnee der Frau Holle wirklich schon auf den Schnee des Winters umgedeutet. „Dem entgegen steht

die schwarze Gans,

ein nasser Winter, mit vielem Schmutz; diese Gans brütet nicht so gut, dieser Winter ist den Saaten nicht wohltätig." Wenn man im Westfälischen etwas als ganz ausgeschlossen hinstellen will, so sagt man:

Wann de schwarte Schnei fällt
un de Lus en Daler gelt.

Durch die Nebenform:

Wann es Gulden regnet

ist dieser schwarze Schnee wieder als ergänzendes Gegenstück zum Goldschnee der Frau Holle gekennzeichnet.

---

[1] Schr. S. 119. Weitere Belege für den Sündenbock bei heidnischen Völkern s. bei G. Wunderlich, a. a. O. III S. 89.
[2] Schr. S. 133.
[3] Schr. S. 251.
[4] Schr. S. 252.
[5] Vgl. BW Nr. 925.

Die Wendung „jemandem etwas weismachen" ist nicht mit einfachem s zu schreiben, wie der bidere aber wahrhaftig nicht sehr tiefgründige und sehr mechanisch und fabrikmäßig arbeitende **Duden** vorschreibt, sondern mit ß,[1] also:

Jemandem etwas weiß machen.

Sie bedeutet nämlich dasselbe wie die Redensart:

aus schwarz weiß machen[2]

d. h. „Jemandem etwas Schwarzes als weiß darstellen." Das bestätigen folgende dem Grimmschen Wörterbuche entnommene Belege:

„Megenberg 204, 8 unser Lerer sagent uns weiz und würkent swarz.
Luther 6, 163 es ist zwar ein gemein klage in allen stenden, und leben, über falsche, verlogene Leute, wie man spricht, es ist kein trew noch glauben mehr, item gute worte nichts dahinder, und was weis heißt, das ist schwartz.
Kant 1, 352 Und so ward sie (die dialektik) eine bloße übung für die sophisten die über alles raisonnieren wollten und sich darauf legten, dem scheine den anstrich des wahren zu geben, und schwarz weisz zu machen.
Wieland 19, 323 aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht schwarz für weisz geben."

Eine der Aufgaben, die der Held des Märchens, der in ähnlichem Dienstverhältnisse zur Meerfrau steht wie Herakles zu Eurystheus, immer und immer gestellt bekömmt, ist die, schwarzes Garn weiß und weißes Garn schwarz zu waschen.[3] Er hat also der Meerfrau im allereigentlichen Sinne etwas weiß zu machen. Das tut er aber zugleich auch in übertragenem Sinne, indem er die Aufgabe nicht aus eigener Kraft löst sondern mit Hülfe der bei der Hägse weilenden „Meisterjungfrau", der Ariadne und Medeia der altgriechischen Heldensage, mit deren Hülfe Theseus und Iason ihre Aufgaben lösen.

Etwas Ähnliches finden wir in folgender iranischen Sage:[4]

Rostahm und der tote Suchra.

Rostahm trifft, seinen toten Sohn auf dem Haupte tragend, auf ein Weib, das schwarzes Tuch weiß waschen will. „Das ist ja unmöglich," ruft er aus. Darauf das Weib: „Eben so unmöglich ist es, daß dein Sohn wieder lebendig wird." Als Rostahm den Sarg nun nieder setzt, stirbt sein Sohn unwiederbringlich.

[1] Das tut auch Grimm KHM III, Anm. zu Nr. 146 S. 245.

[2] BW führt dieselbe unter Nr. 46 an, belegt sie sogar auch noch aus dem Lateinischen, und erklärt trotzdem unter Nr. 1228 „einem etwas weismachen", durch die falsche Rechtschreibung verleitet, grimmig daneben.

[3] Vgl. Hyltén-Cavallius und Stephens, Schwedische Volkssagen und Märchen, deutsch von C. Oberleitner, Wien 1848 Nr. 8: A und B.

[4] Petermann, Reisen im Orient II, 109.

Hier macht also umgekehrt die Hägse dem Helden etwas weiß, aber zugleich auch etwas Weißes schwarz, nämlich den immerhin noch lebendigen Suchra ganz tot. Über

einen Mohren weiß waschen

und

Mohrenwäsche

vgl. Büchmann[25] S. 34.[1] Eine deutsche Redensart lautet:

Einen Mohren weiß waschen wollen,

ein deutsches Sprichwort:

Wer einen Mohren wäscht, verliert Mühe und Seife[2]

und eine schwäbische Redensart:

Geh ins Bad und wasch de! sagt der Narr zum Mohren.[3]

In einem von Keller heraus gegebenen Schwanke heißt es:

Wer baden will einen rappen weiß
Un daran legt sein gantzen fleiß,
der tut, daß da unnutz ist, ger.

Der Mohr ist schon weg gebrochen in der noch jetzt gebräuchlichen Redensart

Sich weiß waschen wollen,

wofür es kennzeichnender Weise auch heißt:

Sich weiß **brennen** wollen.[4]

---

[1] Büchmann erwähnt aber nicht, daß diese Aufgabe auch eins der ἀδυνατα des Ploutarchos ist, vgl. MB V,1 W. Schultz, Rätsel II S. 88 Anm. Solches ἀδυνατα gibt es auch im Deutschen eine unübersehbare Menge, vgl. BW Nr. 177: „Den Bock melken, den Krebs vorwärts gehen lehren, beim Esel Wolle suchen, einem Nackenden die Kleider ausziehen, ital. *cavar sangue da una rapa*; *cavar l'olio di Romagna*; *span.*: *sacar de piedras panes*; ferner unter Nr. 925: „Zu Pfingsten auf dem Eise" und bei R. 150 unter demselben Stichworte. In ihnen steckt noch überreicher Stoff für die Behandlung des Deutschen Volksmundes im Lichte der Sage, der hier aus Raummangel nicht ausgenutzt werden konnte.

[2] BW Nr. 818: „Die letzte Quelle wird sich schwer nachweisen lassen!" Wenn man die Sage ausschaltet, natürlich!

[3] H. Nr. 1473.

[4] BW Nr. 196 will diese Redensart von der Behandlung des Metalles, seiner Reinigung von Schlacken durch Feuer, ableiten. Beachtens wert aber ist die Bemerkung: „Diese äußere Wirksamkeit des wirklichen Feuers übertrug man auch auf das innere Leben und glaubte, daß Feuer auch im Stande sei, die Seele von Schlacken zu reinigen, die Sünde von ihr abzusondern und sie in ihrer Reinheit darzustellen. Daher die Lehre von einem Reinigungs- oder Fegefeuer; vgl. auch anschwärzen." Oben fällt noch helleres Licht auf alle diese Vorstellungskreise für den wenigstens, der sehen will.

Der Mohr, der sich nicht weiß waschen läßt, der übrigens auch noch in der Jetztzeit dankbaren Stoff für Reklamebilder abgegeben hat, ist

waschecht.

In Übertragung reden wir nun auch von waschechten Yankees, Berlinern usw.

In den Anmerkungen zum „blauen Lichte" sagt Grimm: „Die Pfeife, woraus der Soldat raucht, ist wohl aus einer Flötenpfeife entstanden, welcher die Erdmänner sonst zu gehorchen pflegen ... Schärtlins Ausrufung war:

„blau Feuer!"[1]

Und so gelangen wir zu der Redensart:

einem einen blauen Dunst vormachen,

die mit der Redensart „einem etwas weiß machen" ohngefähr gleiches Sinnes ist. Im wörtlichen Sinne bedeutet sie also: einem Tabaksrauch vormachen — der ist ja blau —, indem man seine Pfeife an dem „blauen Lichte" anzündet und dadurch aller Lei Dinge zu Wege bringt, die schier unmöglich scheinen, die aber der dienstbare Geist der Pfeife bezw. des blauen Lichtes dennoch ausführt, während ihre Ausführung dem Besitzer der Pfeife zugeschrieben wird. Dieser macht also auch im übertragenen Sinne den Zuschauern blauen Dunst vor.[2] Wenn aber Lenz, der bekannte Jugendfreund Goethes, diese in der Form gebraucht:

einem einen schwarzen Dunst vormachen,

so liefert diese merkwürdige Tatsache wieder einen neuen Beleg dafür, daß in der Sage blau und schwarz gleichbedeutend sind. Wenn man so scharfsichtig ist, den blauen Dunst des Betrügers zu durchschauen und keine Lust hat, sich von ihm über den Löffel balbieren zu lassen, so ruft man ihm wohl höhnisch zu:

Na so blau!

Statt „einem blauen Dunst vormachen" sagt man auch oft einfach bloß

blau färben;

---

[1] KHM III, Anm. zu Nr. 116, S. 211.

[2] BW Nr. 161 und R 21 finden wieder nur den Aberglauben als Quelle der Redensart „einem einen blauen Dunst vormachen". Auf die Sage, aus der doch der Aberglaube solche Dinge einzig und allein stiehlt, während er sonst in Ursprung ganz andersartig ist, kommen sie merkwürdiger Weise nicht.

d. h. lügen.[1] Derjenige aber, dem immerfort schwarzer Dunst vorgemacht wird, und der schließlich darauf hinein fällt, der wird am Ende leichthin ein:

Schwarzseher.

Ein großes Wunder ist im deutschen Volksmunde

ein blaues Wunder,

nämlich in dem eben wieder behandelten deutschen Volksmärchen „ein blaues Licht", das Aschenlicht, in dem die verdunkelte Mondhälfte erscheint. Mit Hülfe dieses blauen Lichtes ruft der Held des Märchens in derselben Weise wie Ala-ed-din dem Diener der Wunderlampe ein schwarzes Männchen herbei, das dem „Graumännchen" entspricht und auch die Kraft hat, sich unsichtbar zu machen. Ein blaues Wunder ist ferner das kleine blaue Flämmchen, das über versunkenen aber „ruckenden" d. h. allmählich höher steigenden Schätzen in der Johannisnacht auf und nieder hüpft. Der Schatz „blüht", sagt alsdann das Volk, und durch diesen Ausdruck ist wieder die Brücke hergestellt zur „blauen Blume".

Sein blaues Wunder erleben

aber wird, wer ohne genaue Kenntnis und Innehaltung der geheimen Vorschriften es bei dem Versuche, versunkene Schätze zu heben in irgend etwas versieht; wer also einen faulen d. h. unwirksamen Zauber anwendet. Wer aber Wunderdinge verrichten kann, der kann

blau pfeifen,

wie in dem Grimmschen Märchen „Der Jude im Dorn"[2] der Knecht über das „kleine Männchen" sagt, das ihm die alles tanzen machende Fiedel schenkt. Das Blau ist heute in ähnlichen Redensarten, weil selbstverständlich geworden, bereits weggefallen; denn wir sagen jetzt nur noch:

Der versteht den Pfiff.[3]

---

[1] Schr. S. 439. [2] KHM Nr. 110.

[3] Schr. S. 297 bezieht diese Redensart auf die Locktöne der Pfeife des Vogelstellers. Die Wendung „blau pfeifen" scheint er nicht gekannt zu haben. Wenigstens zählt er sie unter den zahlreichen, mit Pfeifen gebildeten Wendungen, die er anführt, nicht auf; es sind: „Der Pfiff ist gar nicht übel. Das ist eben der Pfiff. Ich wittere den Pfiff. Ich werde mir mit einem Pfiff helfen müssen. Advokatenpfiffe. **Teufelspfiffe.** Diebespfiffe können auch die Signale sein, die der wachthabende Dieb dem einbrechenden gibt. — So auch pfiffig und Pfiffikus."

Ähnliches wie „einem etwas weiß machen“ besagt die Wendung:

Rotes Tuch grün sein lassen.

Till Eulenspiegel

läßt einmal grünes Tuch blau sein, was mythisch eben so richtig ist. Er verabredet sich nämlich mit zwei anderen losen Schelmen, sie wollten einem Bauern, den er auf dem Jahrmarkte zu Ulzen ein Stück grünes Tuch hatte kaufen sehen, in Zwischenräumen auf seinem Heimwege begegnen und ihn dann immer anreden, was er wohl da für blaues Zeug habe. Zuerst stellte Eulenspuegel selber die Frage und wettete mit dem Bauern, daß auch der nächste des Weges Kommende das Tuch blau finden würde. Das tut auch der zweite Spießgeselle, und der dritte, der sich als Pfarrer verkleidet hat, erst recht, und nun gibt der Bauer an Stelle der verwetteten zwanzig Gulden das Tuch heraus, und Eulenspiegel teilt sich mit seinen Spießgesellen in den Raub.

Das läuft hinaus auf den mythischen Sehwettstreit. In dem Grimmschen Märchen „Das kluge Schneiderlein“[1] sollen drei Schneider raten, von was für Farben das zweier Lei Haar sei, das die Prinzessin, die dem Löser des Rätsels ihre Hand versprochen hat, auf dem Kopfe hat. Der erste Schneider rät: „weiß und schwarz“, der zweite braun und rot“; der dritte aber sagt: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopfe“, und damit hat er's erraten.

G. Hüsing hat in der „Iranischen Überlieferung“ den Sehwettstreit zwischen den beiden Schwestern

Kadru und Winătā-Suparnī

im Mahābhāratam (Adiparwan XVI–XXIII) ausführlich behandelt.[2] Die beiden Schwestern streiten sich über die Farbe des Schwanzes des Rosses Uččaihśrawas. Kadru fragt die Schwester, welche Farbe er habe, und Winata-Suparni antwortet, er sei weiß. Nun wird gewettet; denn Kadru behauptet, er sei schwarz. Sie zwingt ihre Schlangensöhne, sich in tausend schwarze Haare am Schweife des Rosses zu verwandeln, und gewinnt so die Wette.

Daraus erkennen wir, daß auch

der Streit um des Kaisers Bart

ein Sehwettstreit ist. Es handelt sich nämlich dabei um die Frage, welche Farbe der Bart des am Kyffhäuser schlafenden Kaisers hat:

„Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut“.

---

[1] KHM Nr. 114.
[2] MB II,2 G. Hüsing, Iranische Überlieferung S. 186.

singt noch Fr. Rückert; auch zwei schwer zu unterscheidende Farben.[1] —

Schiller vermischte in glücklichster Weise die alte mythisch Ausdrucksweise und ihre Umdeutung ins Seelische, wenn er im „Liede von der Glocke" schrieb:

> Noch ruhen ihm im Zeitenschoße
> Die schwarzen und die heitern Lose.

Freilich bietet Büchmann S. 326:

> Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
> Die schwarzen und die weißen Lose.

Woher diese Lesart? Hat etwa Schiller in einer älteren Fassung des „Liedes von der Glocke" so geschrieben?

Daß in christlicher Zeit der Schwarze der Sage mit dem Teufel verselbigt wurde und darum viele Züge der alten Drachen und Riesen annahm, weshalb er auch Höllendrache, Höllenhund und Höllenwurm genannt wurde, wurde schon im I. Teile ausführlich gezeigt. Der Teufel ist also schwarz, nicht nur er sondern auch seine Behausung. Besonders seine Küche, in die man nicht gerne kömmt, ist schwarz und rußig. Deshalb hieß auch des Teufels Küche im Volksmunde einfach

die schwarze Küche,

ebenso wie die Hägsenküche und die Küche der Schwarzkünstler, vgl. Goethes Faust I, 686:

> Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
> Der, in Gesellschaft von Adepten,
> Sich in die schwarze Küche schloß,
> Und, nach unendlichen Recepten
> Das Widrige zusammen goß.[2]

Dagegen ist

Weiß die Farbe der Unschuld.

---

[1] Hier gibt schon Schr. S. 351 im großen und ganzen die richtige Erklärung: „Wir glauben aber, der Ursprung der Redensart gehe ganz bestimmt und ausschließlich auf den Hohenstaufen Friedrich I. Nach der Sage schlief und träumte er ja im Kyffhäuser am steinernen Tisch, durch den sein Bart hindurch wuchs. Was für ein Bart aber? Da sagen die einen: natürlich ein weißer, von dem langen, langen Harren und dem ehrwürdigen greisen Alter. Die Anderen aber: natürlich ein roter, denn er heißt ja Rotbart, Barbarossa. Das war wirklich ein Streit um des Kaisers Bart. Und hier ergibt sich auch höchst einfach, daß solcher Streit nicht bloß ein unwichtiger sondern auch vergeblicher, nimmer zu schlichtender Streit war."

[2] BW Nr. 706.

Daher sind die Engel weiß. Ja, in dieser eigentümlichen Verquickung christlich-germanischer Vorstellungen, der wir nun dieses ganze Werk hindurch auf Schritt und Tritt begegnet sind,[1] muß Gott selber weiß sein. Deshalb heißt er auch bei Wolfram von Eschenbach so oft „der lichte Gott“.

Da aber der Weiße und der Schwarze so nahe bei einander sind, so sagt das Sprichwort:

Wo Gott eine Kirche hat, da baut der Teufel eine Kapelle dazu

oder umgekehrt:

Wo der Teufel eine Kapelle hat, da will der liebe Gott eine Kirche hinbauen.

Ich glaube, daß auch dieses Sprichwort ebenso wie:

Das Schaf hat einen goldenen Fuß,
Handwerk hat goldenen Boden,
Morgenstunde hat Gold im Munde

zunächst ganz wörtlich und dann erst im übertragenen Sinne aufzufassen ist. Das wird z. B. durch die Christophorus-Legende bestätigt:

Christophorus,[2]

der vor seiner Bekehrung Offer (latinisiert Offerus) hieß, wollte immer nur dem größten Herrn der Welt dienen. So diente er auch eine Zeit lang dem Teufel. Im Auftrage dieses trug er an einer Kapelle in der Nacht immer ab, was die Arbeiter bei Tage erbaut hatten (vgl. Penelopes Arbeit!). Erst als der Bischof die Weihe über das unvollendete Gebäude aussprach, hatte Offer keine Macht mehr, dem Werke Einhalt zu tun. Da befahl ihm der Teufel, neben der Kirche ein Haus zu weltlichen Vergnügungen zu bauen. Dort ergetzten sich die Leute bei Speise und Trank, bei Tanz und Spiele, und hatte der Teufel ebenso viel Einkehr als der Herrgott.

Eine entsprechende Beleuchtung erfährt obiges Sprichwort auch durch folgende Ortssage:

Der Lügenstein.[3]

Auf dem Domplatze zu Halberstadt liegt ein runder Fels von ziemlichem Umfange, den das Volk nennet den Lügenstein. Der Vater der Lügen hatte, als der tiefe Grund zu der Domkirche gelegt wurde, große Felsen hinzu getragen, weil er hoffte, hier ein Haus für sein Reich entstehen zu sehen. Als aber das Gebäude aufstieg und er merkte, daß eine christliche Kirche werden würde, da beschloß er, es wieder zu zerstören. Mit einem ungeheuren Felssteine schwebte er herab, Gerüst und Mauern zu zerschmettern. Allein man besänftigte ihn schnell durch das Versprechen, ein Weinhaus dicht neben die Kirche zu bauen. Da wendete er den Stein, so daß er neben dem Dom auf den geebneten Platze nieder fiel. Noch sieht man daran die Höhle, die der glühende Daumen seiner Hand beim Tragen eindrückte.

---

[1] Vgl. Grimm, Wtb. unter Teufel.
[2] L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein, Recl.-Ausg. II S. 47.
[3] DS Nr. 201.

Der Schwarze der Sage geht am Urbilde in den Weißen über. Beide sind ja eigentlich ein und dasselbe halb weiße und halb schwarze sich um sich selber drehende Rund. Wie es also neben dem schwarzen Raben auch einen weißen gibt — beide sind eigentlich ein einziger, halb weißer und halb schwarzer Rabe — so gibt es neben dem schwarzen Teufel auch einen weißen; ja sogar

Der weiße Teufel ist ärger als der Schwarze,[1]

denn er ist ein Teufel in Engelsgestalt. Der Schlesier Friedrich von Logau begründet seine größere Gefährlichkeit noch näher mit den Worten:

Hüte dich für weißen Teufeln! Schwarze schaden nicht so leichte:
Diese lassen sich bald merken, jene gehen nicht so seichte.“ —

Der Gegensatz weiß–schwarz, der in der Sage als Drachen kampf ausgekämpft wurde, wurde auch religiös-ethisch umgedeutet. Am gründlichsten ist dies in der altiranischen Religion des Mazdaismus geschehen, in der Religion des „Zarathuschtra“. Der Drachentöter heißt hier **Ahuromazdo,** woraus später ein **Ormazd** wurde; der Drache dagegen **Angroimanjusch,**[2] der unter der jüngeren Namensform **Ahriman** bekannter ist. Jener gilt als Gott des Lichtes, der Wahrheit, der Reinheit, der Fruchtbarkeit und Kultur, dieser als Gott der Finsternis, der Lüge, des Schmutzes, des Ungeziefers, der Unfruchtbarkeit und der Unkultur. Das ganze Weltgeschehen ist ein beständiger Kampf zwischen diesen beiden gegnerischen Mächten. Jeder Mensch hat selbst sich zu entscheiden, ob er in dem Heere des Ahuromazdo oder in dem des Angroimanjusch mitstreiten will.

Diese Religion hat auch Nachbarreligionen stark beeinflußt, z. B. die tschinesische und den Islam. Die Huris, des mohammedanischen Paradieses sind nichts anderes als die iranischen Entsprechungen der altgermanischen Schlachtjungfrauen, der Walküren, die die in der Schlacht gefallenen Helden auf ihren durch die Lüfte jagenden Rossen nach Walhall hinauf trugen und ihnen dort als Wunschmädchen das Methorn reichten. Der türkische Halbmond stammt aber auch aus Persien,

[1] Lehmann 745, in Grimm Wtb.

[2] So ist der Name nach Hüsing zu lesen, der die jüngere Form Ahriman aus einer altpersischen — das Awesta ist altmädisch — Form *Aghrēmanisch* herleitet.

und der rote Halbmond entspricht genau dem roten Kreuze wie der eiserne Halbmond dem eisernen Kreuze, nur daß das alles bedeutungsvoller ist, als man auf den ersten Anblick meint. Daß die Fahne des Propheten grün ist, hängt mit der Vorstellung zusammen, daß der lichte Mond grün und deswegen grün die Farbe der Hoffnung ist. Eine geschichtliche Merkwürdigkeit ist es, daß noch in dem großartigen und erhebenden Freiheitskampfe der ja doch auch germanischen (und wie germanischen!) Niederländer gegen die Spanier, dem wir das prächtige, während des Weltkrieges immer und immer wieder gesungene „altniederländische Dankgebet" und den markigen „Wilhelmus von Nassauen" verdanken, die gefürchteten Wassergeusen in ihrer Flagge den silbernen Halbmond führten, entsprechend ihrem Schlachtrufe: „Lieber Türk als Pfaff!"

Es mutet einen nahezu iranisch an, wenn in Wolfram von Eschenbachs Parzival Gott immer „lichter als der Tag", der „Höllenwirt" dagegen „schwarz wie Pech" ist, wenn es ferner im Eingange desselben Rittergedichtes heißt:

„Wenn Wankelmut beim Herzen wohnt,
We das mit Leid der Seele lohnt!
Denn scheckig nach der Elstern Art
Ist, wer die Treu mit Untreu paart,
Mit Schmach die Ehre, Fluch mit Heil:
An ihm hat Höll' und Himmel teil.
Wer ganz der Falschheit sich gesellt,
Ist schwarz wie Satans finstre Welt.
Doch ein getreuer, steter Sinn,
Der wandelt licht zum Lichte hin.

Und so ist es wahrscheinlich nicht bloß ein schlechter Scherz Wolframs, wenn er den **Feirefis,** den heidnischen Sohn des weißen **Gahmuret** und der schwarzen **Belakane,** halb weiß und halb schwarz sein läßt.

Der Endkampf zwischen den beiden einander todfeindlichen Mächten, dem Weißen und dem Schwarzen, spiegelt sich in der germanischen Überlieferung als Götterdämmerung wieder. Dieses Eräugnis ist im Grunde weiter nichts als eine ganze Reihe von einzelnen Lindwurmkämpfen, zu einem großen, wuchtigen Gesamtgemälde zusammen gestellt:

Thorr schwingt seinen Hammer gegen die **Midgardschlange,**
Odin stößt seinen Speer in den Rachen des **Fenriswolfes,**

Freyr mißt sich mit dem Feuerriesen Surtr — der Name Surtr bedeutet „der Schwarze“ —

Heimdall, der Wächter der Walhallbrücke Bilröst, kämpft mit dem Stifter alles Bösen, mit dem schlimmen **Loki,** und mit dem Höllenhunde **Garm.**

Es wurde auf den vorauf gehenden Seiten schon mehrfach der Zug berührt, daß während der Götterdämmerung die Weltesche verdorrt aber nach Beendigung derselben wieder aufgrünt. Wenn die Heldensage verblaßte Göttersage ist, so muß sich das auch in ihr widerspiegeln. Ein Beispiel dafür lernten wir bereits kennen, wo Dietrich im Kampfe mit Sigenot durch den seinem Munde entströmenden Feueratem die Blätter der nahen Bäume welken macht. Freilich ist diese Überlieferung schon in der Beziehung verderbt, ob es hier offenbar der Lichte ist, der das Verdorren des Baumes hervor ruft; denn Sigenot muß schon um seiner Unverwundbarkeit willen der Schwarze sein. Sie ist aber wieder in so fern echt, als es in ihr der Schwarze ist, der nun zwar nicht bloß einen Baum, sondern gleich Bäume ausreißt, um damit auf den Gegner los zu schlagen. Das Nagen des Lindwurmes Nidhogg an den Wurzeln des Weltenbaumes kann doch keinen anderen Zweck gehabt haben als diesen zu Falle zu bringen, ihm auszureißen; mit anderen Worten: auch in der Sigfrid-Sage ist das Ausreißen des Baumes bezw. der Bäume wieder auf den Lichten übertragen. Das Feuer aber, das Sigfrid über den Getöteten anmacht, indem er diese Bäume anzündet, erscheint in der Götterdämmerung als Sinbrand. Der breite, dicke, zähe Strom, der unter dem Scheiterhaufen hervor fließt, ist in der Göttersage die Sinflut, die bei der Ermordung des Urriesen Ymir durch das aus seinem Leibe hervor strömende Blut erzeugt wird. Sigfrid badet sich in dem Strome und steigt aus ihm mit hürnener Haut, verjüngt und verschönt wieder heraus. Dies erscheint in der Göttersage als Erneuerung der Welt, die ja nach der Ymir-Sage aus dem Leibe des Getöteten geschaffen wurde.

Eine eigentümliche Verquickung sind die altgermanische und die christliche Anschauung von Weltuntergang und Welterneuerung wieder eingegangen in dem altbairischen Gedichte Muspilli, wo am Ende der Tage Elias und der Antichrist mit einander kämpfen und einander gegenseitig

töten wie die Asen und Thursen in der altnordischen Ragnaröck. Hier aber entsteht aus dem herab tropfenden Blute des Elias, also des Lichten der Sinbrand, wie in der Ymir-Sage aus dem Blute des Urriesen, also des Schwarzen die Sinflut entsteht.

Auch der Ausdruck

Weltbrand oder Weltenbrand,

den wir auf den Weltkrieg zu übertragen uns gewöhnt haben, entstammt nach alledem uralter germanischer Göttersage.

In der nordischen Sage von der Götterdämmerung unterliegen also die Lichten, Guten, und die Schwarzen, Bösen bleiben, so weit sie nicht gleichzeitig mit ihren Gegnern sterben, eine kurze Zeit Sieger, fallen aber bald darauf dem rächenden Arme der Göttersöhne zum Opfer, die danach aus den Trümmern der unter gehenden Welt eine neue, schönere, reinere erstehen lassen:

Aufsteigen wird neu aus der Flut die Erde,
Ohne Saat auf dem Acker werden Ähren wachsen;
Die Asen kommen nach Idafeld,
Alles Böse schwindet, denn Balder erscheint.

Einen Saal seh' ich stehen, die Sonn' überstrahlt er,
Mit Golde gedeckt erglänzt die Halle;
Dort werden wohnen die wackeren Helden,
Und ein Glück genießen, das nimmer vergeht.[1]

Die Sage von der Götterdämmerung hat sich im Gedächtnisse des deutschen Volkes bis in die Gegenwart hinein erhalten in der Sage von Kaiser Rotbart im Kyffhäuser. Wie Odin in Walhall mit seinen Einheriern den Tag des letzten Kampfes erwartet, durch den die Welt erneuert werden soll, so erwartet Kaiser Rotbart im Kyffhäuser mit seinen Rittern den Tag des heiß ersehnten Kampfes, durch den die Herrlichkeit des deutschen Kaisertums wieder aufgerichtet werden soll. Diese Sage hat im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts in zahllosen das deutsche Volkstum feiernden Schriften und Gedichten den vom zauberhaft umfangenden Schleier des Wunderbaren überwobenen Hintergrund für den deutschen Kaisergedanken abgegeben.

Und doch ist diese Sage keines Wegs auf die Germanen be-

[1] Wortlaut nach Angul Hammerich, Studien über isländische Musik; Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft 1. Jahrg. H. 3 S. 343.

schränkt. Auch bei den Slawen z. B. bei den Russen muß sie bekannt und sogar beliebt sein. Auf dem Schlachtfelde von Krusza fand ich am 15. VII. 1915 neben einem Toten eines russischen Bataillons, das in der Nacht vom 13. zum 14. zwei Mal mit wahrer Todesverachtung meine Kompagnie (3/E 33) angegriffen hatte, aber beide Male von meinem wackeren Leuten zurück geschlagen worden war, eine Ansichtskarte, auf der dargestellt war, wie deutsche Dragoner vor Kosaken fliehen — spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Darunter aber standen in Versen die Worte:

> Uns werden böse Feinde nicht unterkriegen!
> Du magst sogar den Raben fragen:
> Alle Verteidiger aus der Vorzeit
> Sind wieder in Rußland auferstanden.

Sie haben freilich dem heiligen Rußland auch nicht zu helfen vermocht.

Anhang

Stellen der jüngeren Edda,
in denen die Sage ausdrücklich als Quelle eigentümlicher sprachlicher Ausdrücke und sprichwörtlicher Wendungen bezeichnet wird.

Edda, übers. von Gering S. 319:

„Eine gebräuchliche Redensart ist es, von jemand der andere an Mut übertrifft, zu sagen, er sei **kühn wie Tyr** ...... Er ist auch so weise, daß man von einem besonders klugen Manne zu sagen pflegt, er sei **weise wie Tyr.**

Weniger beweiskräftig scheint folgende Stelle, wo es sich vielleicht nur um eine Verkörperung eines gedanklichen Begriffes handelt: a. a. O. S. 327:

„Syn hütet die Türen in der Halle und schließt sie vor denen, die nicht hinein gehen sollen. Auch ist sie bei den Thingversammlungen in solchen Streitsachen zur Schützerin bestellt, wo Männer etwas zu läugnen haben. Daher stammt die Redensart:

Syn ist vorgeschoben,

wenn jemand etwas leugnet."

Über Hrungnis steinernes Herz heißt es a. a. O. S. 359:

„Hrungnir aber hatte ein Herz aus hartem Steine mit scharfen Kanten und drei spitzen Ecken, wie seitdem die Figur gezeichnet wird, die

Hrungnis Herz

heißt."

Eine Stelle
aus Saxo Grammaticus, in der die Sage ausdrücklich als Quelle sprichwörtlicher Redensarten bezeichnet ist.

Saxo Grammaticus, übers. von Jantzen S. 367:

„Zu dieser Zeit verheerte Rötho, ein ruthenischer Seeräuber, unser Vaterland durch grausame Raubzüge. Seine Roheit war

so groß, daß er, während andere ihren Gefangenen wenigstens gänzliche Nacktheit ersparten, unbedenklich auch den verborgensten Körperteilen jede Hülle entzog. Daher pflegen wir bis auf den heutigen Tag alle schweren und unmenschlichen Räubereien als

Röthoran

zu bezeichnen ...... König Hano von Fünen, der sich dadurch Ruhm und Ehre gewinnen wollte, versuchte, ihn zur See zu bekämpfen, mußte aber, nur von einem einzigen Manne begleitet, die Flucht ergreifen. Zu seiner Schande entstand das Sprichwort:

‚Herr Hano kann nur etwas in seinem eigenen Heime';"

vgl.

Hic Rhodus, hic salta.

Büchmann S. 322. Zu der Saxostelle macht Jantzen die Fußnote:

„Ein Sprichwort, welches zugleich ein Wortspiel zwischen „Hahn" und dem damit verwandten Namen des Königs enthält. Es lautet:

Hane er bjemme rigest

— ‚Der Hahn ist zu Hause am stärksten'; eine andere dänische Quelle (Script. Rer. Danic I, 154) berichtet dieselbe Geschichte von dem seeländischen Statthalter Hunding und citiert dann das Sprichwort:

Hund er bjemme rigest.

Übrigens kennen wir es durch Seneca auch aus altrömischer Überlieferung:

Gallus in suo sterquilino plurimum potest

— ‚Der Hahn vermag auf seinem Misthaufen am meisten.' In dieser Form kommt er auch in deutscher sprichwörtlicher Rede vor."

Es handelt sich also auch hier wohl wieder um ein gemeinarisches Sprichwort, das inhaltlich das Gegenteil besagt von:

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Über dieses möge man Büchmann S. 50 nachlesen und besonders die Stelle aus Euripides beachten.

Schluß

Einige der hier gegebenen Erklärungen von Ausdrücken und Wendungen der deutschen Sprache mögen unsicher oder zweifelhaft erscheinen. Die eine und die andere unter ihnen soll zunächst auch wirklich nur einen Versuch darstellen, über den noch nicht das letzte Wort gesprochen zu sein braucht. Ich bin jedoch bei Erklärungen dieser Art der Ansicht, daß sie erst dann wirklich widerlegt sind, wenn sie durch andere nach jeder Richtung hin bessere ersetzt sind. Wer also die eine oder die andere unter diesen Aufstellungen beanstandet, der hat meines Erachtens auch die Pflicht, eine neue, bessere an ihre Stelle zu setzen und glaubhaft und wahrscheinlich zu machen. Mit rein verneinender, subjektiv absägender Beurteilung ist für unser Wissen und unsere Bildung wenig geleistet. Wo ich andere Erklärungen kenne, habe ich sie meistens in der Fußnote angeführt und mich mit ihnen abgefunden. Aber durch den ganzen Berg von Literatur über Redensarten und Sprichwörter konnte ich mich wirklich nicht durchfressen; denn das ist wahrlich kein „Kuchenberg", wie ich an Proben gemerkt habe. Ich wäre vielleicht darin stecken geblieben und niemals ins „Schlaraffenland" eigener Entdeckungsfreude gelangt. So viel nämlich merkte ich schon bei den ersten Versuchen der Stellungnahme zu den Leistungen Anderer auf diesem Gebiete, daß durch meine Ausführungen ein Quell für die Erklärung volkstümlicher Ausdrücke und Wendungen erschlossen wird, aus dem bisher nur sehr wenig geschöpft worden ist. Wie viele scheinbare Absonderlichkeiten, die man als solche bisher lediglich gebucht hat, ohne sich um ihre Erklärung zu bekümmern, haben sich auf einmal aufgehellt und Sinn und Verstand, gewisser Maaßen Hand und Fuß bekommen. Wie viel größer aber wird die Ausbeute werden, wenn man auch einmal alle deutschen Mundarten und die übrigen arischen Sprachen,[1] ja überhaupt alle Sprachen der Erde unter

[1] Für das Irische führt Grimm selber (KHM III, Recl.-Ausg. S. 425) ein Beispiel an, nämlich die Redensart:

diesem Gesichtspunkte genauer untersucht. Das konnte ja hier, wo es sich lediglich um den deutschen Volksmund handelte, nur in Beziehung auf die deutsche Umgangssprache und bisweilen im vorüber Gehen auch auf einige deutsche Mundarten geschehen.

Fassen wir aber noch einmal die Ergebnisse zusammen, die uns im Laufe der Untersuchung als reife Frucht in den Schoß gefallen sind:

1. Bei allen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten ist zunächst der wörtliche Sinn ins Auge zu fassen. Er muß erst einmal erkannt und verstanden werden. Der bildliche, übertragene Sinn ist immer nur spätere Ausdeutung.

2. Ausdrücke und Redewendungen, von denen wir zunächst meinen möchten, sie seien von Tieren und Sachen auf Menschen übertragen und die wir doch vornehmlich in Beziehung auf Menschen gebrauchen, sind auch ursprünglich nur auf Menschen

---

Er ist so stark, daß er Lab und Molken aus einem Steine drückt.

Dieselbe muß einem Märchen entstammen, das dem deutschen „tapferen Schneiderlein" entspricht; denn dieses spiegelt dem Riesen, es könne Wasser aus einem Steine drücken, hat aber einen Käse statt eines Steines in die Hand genommen. Nach Schr. S. 194 wäre die Redensart

Wasser aus einem Steine drücken

auch im Deutschen gebräuchlich. Die von Grimm bereits gegebene Erklärung aber hat er nicht beachtet.

Eine arabische Redensart lautet:

Das muß selbst eine Mutter, die soeben ihren Sohn verloren, zum Lachen bringen.

Sie muß auf denselben Mythos zurück gehen, wie die Geschichte der Skadi, Das Gaukelstück, das ihr Loki mit der Ziege vormachte, brachte die Tochter, die soeben ihren Vater verloren, zum Lachen.

Von einer anderen arabischen Redensart:

Er ist wie ein Mann, der auf seinem Haupte einen Geier trägt und sich nun nicht bewegen darf, weil ihm sonst der Vogel die Augen aushackt.

sagt der neupersische Schriftsteller, dem ich sie entnehme, (Persien und der europäische Krieg, Von einem Persischen Patrioten, Berlin 1915) selber, daß sie in dem gleichen Sinne gebraucht wird wie im Deutschen das über dem Haupte des Damokles schwebende Schwert.

Im ungarischen Volksmärchen „Der Fink mit der goldenen Stimme" (a. a. O. Nr. 19 S. 209) erzählt der Held, weshalb er „in die Welt gezogen". Dazu macht die Übersetzerin die Fußnote: „Im Ungarischen

Die Welt auf den Nacken genommen."

Das tut Atlas im eigentlichen Sinne, denn er trägt die Weltkugel auf seinen Schultern, und der Ewige Jude, im übertragenen Sinne; denn er zieht durch die ganze Welt.

bezüglich gebraucht worden. Daß wir jetzt den Eindruck haben, sie seien in Übertragung gebraucht, ist Täuschung unsererseits, dadurch veranlaßt, daß uns der Zusammenhang dieser Wendungen mit ihrem Urgrunde, der Sage, aus dem Bewußtsein geschwunden ist. Diesen Zusammenhang gilt es erst wieder einmal aufzudecken.

3. Unsere Sprichwörter sind zu einem großen Teile nichts weiter als zu Stäubchen zerriebenes mythisches Urgestein. Daraus erklärt sich die eigentümliche bildhafte Ausdrucksweise des Sprichwortes überhaupt. Ein großer Teil von ihnen leugnet für die Diesseitswelt etwas ab, was für die Jenseitswelt, die Welt der Sage, des Mythos gerade gilt.

4. Unser geistiges Handwerkzeug, die Formen, in die wir noch heute unsere Gedanken am liebsten kleiden, wenn wir sie wirksam machen wollen, blicken auf ein ungeahnt hohes Alter zurück. Sie reichen in ihren Wurzeln zurück in vorgeschichtliche Zeiten. Daß manche Worte und Aussprüche, die nachweisbar von bestimmten Personen herrühren, gerade „Geflügelte Worte" geworden sind, verdanken sie zum Teile ihrer Anlehnung an die Sage, die immer noch geheimnisvoll im Bewußtsein, wenn auch oft nur im Unterbewußtsein des Volkes weiter lebt und weiter wirkt, wie sehr uns auch der Zusammenhang mit diesen Dingen verloren gegangen zu sein scheint.

5. Es hat sich uns ein neuer Weg eröffnet, wie wir ganze arische Redewendungen und vielleicht sogar arische Sprichwörter aus der Übereinstimmung der arischen Einzelsprachen erschließen können.

6. Auch von den auf die Sage anspielenden Ausdrücken und Wendungen bröckeln ebenso wie von der Sage selbst nach und nach immer mehr unverständlich gewordene Bestandteile ab. Die Redensarten verarmen und verblassen also immer mehr, wodurch es für uns desto schwerer wird, den Zusammenhang mit der Sage zu erkennen. Es wird also noch viel mehr saghaltiges Sprachgut im Deutschen geben, als hier aufgezeigt werden konnte. Erst die weitere Entwickelung dieser Art Forschung wird hier helleres Licht bringen und damit auch ein anderes Urteil über die schöpferisch-bildhafte Kraft der deutschen Sprache zeitigen als das bisher übliche.

7. Die Sprache der Kunstdichtung ist noch viel reicher an Wendungen,[1] die nur aus der Sage heraus wirklich verständlich sind und sich als Nachklänge derselben darstellen, als die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Hier kömmt noch hinzu, daß die Dichter oft bewußt mythologische Namen als Kunstmittel verwenden. Klopstock hatte seine Dichtungen erst mit den Namen der griechischen Mythologie aufgeputzt, hat aber später die germanischen Namen oder wengistens von ihm für germanisch gehaltene dafür eingesetzt. Wie äußerlich und beinahe kindlich ungeschickt auch diese Umarbeitung geblieben ist, so hat diese äußerliche Eindeutschung doch z. B. bewirkt, daß aus griechischen „Weingebürgen“, die der Dichter nie geschaut hat, das „lange tiefe Thal der Waldschlucht“ geworden ist, ein Bild aus seinem deutschen Vaterlande. Sie ist ein rührendes Zeugnis der vaterländischen Gesinnung des viel gerühmten aber wenig gelesenen Dichters und vor allem auch wieder ein geradezu überraschender und bisher noch gar nicht beachteter Beweis der nahen Verwandtschaft der Überlieferungen der arischen Völker unter einander; denn sonst wäre es ja gar nicht so leicht gegangen.

8. Auch den Stoff erschöpft die Kunstdichtung in weit größerem Maaße aus der Sage, als es einem für gewöhnlich zum Bewußtsein kömmt. Dichtungen, von denen die Literaturhistoriker bisher erklärten, ihr Stoff sei frei erfunden, haben sich als Umdichtungen bezw. Nachdichtungen alter Sagen heraus gestellt. Das war z. B. bei Schillers „Braut von Messina“ der Fall. Das Trauerspiel behandelt den uralten Sagenstoff der „feindlichen Brüder“, den Schiller schon einmal zu einem Trauerspiele verarbeitet hatte, nämlich in seinem Jugendwerke „Die Räuber“. Vor den Hintergrund der Volksüberlieferung gestellt, offenbart sich die Kunstdichtung, auch die neuzeitliche, in hohem Grade als Nachblüte der Sage, des Mythos. Dem Stoffe nach ist sie es nur dann nicht, oder wenigstens für gewöhnlich nicht, wenn sie Eräugnisse und Gestalten aus der jeweiligen Gegenwart behandelt oder wirklich geschichtliche Ge-

---

[1] Daß wir gerade in Goethes Dichtersprache so überraschend viele und genaue Anklänge an die Ausdrucksweise der Sage finden, hat aller Wahrscheinlichkeit nach darin seinen Grund, daß er sich in seiner Kindheit von Frau Rat so häufig Märchen erzählen ließ.

schehnisse und Personen zum Vorwurfe nimmt. Aber auch in diesem Falle schleicht sich oft die Sage ein.

9. Damit bedarf aber auch unsere bisherige Anschauung von der Einbildungskraft des Dichters und überhaupt des Menschen und ihrer schöpferischen Fähigkeit einer gründlichen Neuprüfung, die immer noch nicht statt gefunden hat, obwohl bereits Walther Scott im Anschluß an solche Forschungen ihre Notwendigkeit erkannte. Er sagt nämlich einmal, daß die Durchforschung dieser Überlieferungen, ihrer Forterhaltung und Wandelungen im Laufe der Jahrhunderte geeignet wäre, unsere Vorstellungen von dem Reichtume der menschlichen Einbildungs- und Erfindungskraft stark herab zu drücken.[1]

10. Auch die Literaturgeschichte sehen wir nunmehr mit ganz anderen Augen an. Hier verbirgt sich wieder hinter dem Fremdworte „Literatur" eine sehr große Unklarheit und Verschwommenheit. In dem zusammengesetzten Worte „Literaturgeschichte" versteht man unter „Literatur" etwas ganz Anderes, als wenn man z. B. von „medicinischer Literatur" spricht. In jenem Falle meint man mit dem Worte vorwiegend die „Dichtung", aber auch nicht einmal sie allein; in diesem dagegen „einschlägige Schriften". Es genügt also nicht, wenn man „Literatur" einfach mit „Schrifttum" verdeutschen wöllte. Eine Geschichte des deutschen Schrifttums würde bei weitem umfassender sein müssen als die bisherigen deutschen Literaturgeschichten, wenigstens was die neueren Zeiten betrifft, durchweg gewesen sind. Sie würde alle schriftlichen Aufzeichnungen, auch Inschriften, Urkunden, Verträge, Rechnungen, fachwissenschaftliche Schriften, Briefe usw. zu berücksichtigen haben. Am besten läßt man wohl den Ausdruck „Literaturgeschichte" ganz fallen und schreibt statt der „Geschichte der deutschen Literatur" lieber eine „Geschichte der deutschen Dichtung". Die müßte freilich ganz anders aussehen als die bisherige deutsche Literaturgeschichte; denn diese hat man immer als eine Art von „Geschichte des deutschen Geistes- und Gemütslebens" überhaupt behandelt und dabei so getan, als ob seine Anfänge mit dem ersten Auftreten deutschen Schrifttumes zeitlich so ziemlich zusammen fielen. Man hat dabei über-

---

[1] KHM III, Zeugnisse Nr. 32 W. Scott in den Anmerkungen zu seinem Gedichte Lady of the Lake, Edinburgh 1810 S. 392.

sehen, daß mindestens ein Jahrtausend deutscher bezw. germanischer und zwei oder mehr Jahrtausende arischer Geistesentwickelung vor dem Auftreten des ersten deutschen bezw. germanischen Schriftdenkmals liegen.

Die neuen Gesichtspunkte können hier vorläufig nur angedeutet werden. Zunächst zerfällt die deutsche Dichtung, besonders in den ältesten Zeiten des deutschen Schrifttums, aber auch noch in den späteren bis in die Gegenwart hinein in zwei große Hauptgruppen, die ihrem Wesen nach vor-christlich-germanische und die christliche, zu der in den letzten Jahrhunderten noch die jüdische hinzu tritt. Die vorchristlich-germanische wird durch die Einführung des Christentums keines Weges mit einem Male verdrängt. Im Gegenteile, sie hält sich in die Neuzeit hinein neben dieser sowohl dem Stoffe als dem Geiste nach ziemlich rein, wie z. B. das mittelhochdeutsche Lied von der Nibelunge Not, Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, Wagner, Jordan, Dahn, Uhland und Hamerling zeigen. Zum Teile geht sie allerdings mit der christlichen aller Lei Kreuzungen ein, wie auch die jüdische Dichtung mit der deutschen und christlichen sich zu verquicken trachtet. In mittelhochdeutscher Zeit tritt zu der vorchristlich-germanischen und christlichen Richtung noch die romanisierende hinzu. Doch steht diese der vorchristlich-germanischen in ihrem Wesen näher als der christlichen, in so fern als sie, besonders was die erzählende Dichtung anbetrifft, auch wieder die selben Stoffe behandelt wie die germanische, nämlich die altarischen, nur in keltischer Ausprägung oder vielmehr Zersetzung. Aber auch in der lyrischen Dichtung kömmt zu dieser Zeit eine romanisierende Richtung auf, und macht sich sogar sehr breit. In der Neuzeit tritt zu der vorchristlich-germanischen, der christlichen und der romanisierenden Richtung noch die antikisierende hinzu. Sie wirkt, auch formell, noch viel zersetzender als die romanisierende des Mittelalters, indem sie neben die immer noch weiter fortlebende und manchmal sogar wieder neu aufflackernde altgermanische Rythmik eine antikisierende Metrik stellt. So entstehen z. B. die drolligen Absonderlichkeiten eines deutschen Distichons und ähnliche mehr oder weniger grausame Gebilde. Die deutschen Hexameter und Pentameter sind schon deshalb kein genaues Abbild der betreffenden antiken Versmaaße, weil diese nach Länge und Kürze der Silben, jene aber nach

der Betonung gebaut sind. Daran liegt zwar ein Zugeständnis an das Wesen der deutschen Sprache; das macht aber diese Versmaaße noch lange nicht zu guten deutschen. Die Übertragung des Hexameters aufs Deutsche eignet sich einzig zu komischer Wirkung. Darum befriedigen in Goethes „Hermann und Dorothea" die Stellen, in denen der Apotheker auftritt, vom Schönheitsstandpunkte aus am Meisten. Schon der Begriff Versmaaß ist ja für das Deutsche ganz sinnlos. Man hat der deutschen Sprache nachgerühmt, daß sie unter allen Sprachen der Erde am fähigsten sei, fremde dichterische Erzeugnisse in Übersetzungen treu wieder zu geben, und daß sie damit mehr als jede andere sich die „Weltliteratur" zu eigen zu machen verstehe. Das hat aber leider dazu geführt, Versmaaße, die dem Wesen der deutschen Sprache widerstreben, die ihr Zwang antun und sie auf die Folterbank spannen, auch auf rein deutsche Stoffe zu übertragen. Auch literarisch haben wir das Weltbürgertum bis zur Selbstverläugnung, ja bis zur Selbstentmannung getrieben, und zwar nicht nur was die Form sondern auch was den Inhalt anbetrifft.

Dem Stoffe nach haben wir durch die ganze Entwickelung der deutschen Dichtkunst hindurch, so weit es sich um erzählende und Bühnendichtung handelt, drei Arten von Dichtungen zu unterscheiden, solche, deren Stoff der Sage, solche, deren Stoff des Geschichte, und solche, deren Stoff der jeweiligen Gegenwart entnommen ist. Auch hier aber gibt es wieder aller Lei Vermischungserzeugnisse. So viel wird überhaupt die vorauf gehende Darstellung jedem, der sehen will, gezeigt haben, daß die Geschichte der deutschen Dichtung auf keinen grünen Zweig kommen kann, wenn nicht vorher eine umfassende Darstellung der deutschen Sage geliefert ist. Da aber diese ohne Vergleiche mit der Sage der stammverwandten Völker auch wieder unmöglich ist, so geht daraus hervor, daß die sogenannte „vergleichende Literaturgeschichte" von der vergleichenden Sagwissenschaft ebenso abhängig ist wie die vergleichende Religionswissenschaft. Eine eingehende Darstellung der Sage als Ganzes wird aber auch zeigen, daß sehr Vieles, was bisher der eigenen Erfindungskraft der Dichter zugeschrieben worden ist, nicht auf diese zurück geht sondern auf die Überlieferung, wie sie im Volke weiter fort gelebt hat und immer noch weiter fort lebt. Auch ist vielfach Abhängigkeit eines Dichters von einem älteren behauptet

worden, wo eine solche gar nicht vorliegt sondern vielmehr beide in gleicher Weise aus der Volksüberlieferung geschöpft haben. Nachdem eine solche vergleichende Forschung fest gestellt haben wird, was alles der Dichter anders woher entnommen hat, wird man erst wirklich sehen, was er selber hinzu gedichtet d. h. frei erfunden hat, und ferner, wie er das Übernommene behandelt hat. Mit anderen Worten: erst so angepackt wird die Geschichte der Dichtung wirklich eine Geschichte der Kunst des Dichtens werden. Dann erst wird sie sich vollwertig einreihen in die allgemeine Geschichte der Kunst.

11. Alle unsere Geschichtsquellen mit auch nur bedingter Ausnahme der der allerletzten Jahrhunderte, geben Sage und Geschichte verquickt mit einander, und es ist für die nächste Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben der Geisteswissenschaft, das Bild von der Entwickelung der Menschheit, das wir Weltgeschichte nennen, von den sagenhaften Zügen immer mehr und mehr zu reinigen. Das Merkmal des Wunderbaren, das man hierbei allein angewendet hat, ist vollkommen unzureichend; denn die Sage zeigt in ihrer Weiterentwickelung die Eigentümlichkeit, immer mehr und mehr das Aussehen geschichtlicher Tatsächlichkeit nachzuahmen und anzunehmen. Wir müssen bei dieser Trennungsarbeit umgekehrt von der Sage ausgehen, diese in ihrer Gesamtheit zu erkennen suchen und sie als Magnet benützen, um das Eisen des Mythos aus der Geschichtsüberlieferung heraus zu ziehen. Dabei wird immer noch ein unauflöslicher Rest zurück bleiben, in dem sich Sage und Wirklichkeit nicht von einander scheiden lassen, nämlich die Dinge, in denen Sage und Wirklichkeit in der Tat überein stimmten, und die ja der Anlaß waren, bestimmte Sagentypen immer und immer wieder in die Darstellung zur breiteren Ausmalung des Geschehenen hinein zu verflechten.[1] Dieser Vorgang hat sich sogar auch noch im Weltkriege wiederholt, wie z. B. folgende Zeitungsbemerkung erweist, die ich dem „Memeler Dampfboot" vom 19. IX. 1915 entnommen habe:

[1] Vgl. die Kyros-Sage in Europa S. 34f.: Die Einäugigkeit Albrechts I. war der Anlaß, an ihn die Gewaltherrscher- und damit die Tellsage wieder anzuschließen.

Die rettende Ziege der Italiäner.

Dem Rettungsdienste, den bei den alten Römern die berühmten Gänse des Kapitols besorgt haben, widmet sich bei den etwas herunter gekommenen Römern von heutzutage eine kleine Ziege, von der ein italiänisches Blatt Näheres zu erzählen weiß: Hatte da ein Regiment Alpini eine junge Ziege, die sich verstiegen hatte, eingefangen und mit in den Schützengraben genommen. Glaubte man doch in ihr einen Glücksbringer zu sehen. Und in dieser Annahme wurden die abergläubischen Alpini auch nicht getäuscht. Die Ziege lebte ruhig im Graben, blökte nicht (?!) und hatte sich an das Kanonen- und Flintenfeuer ganz gut gewöhnt. Eines Nachts aber, als die Soldaten fest eingeschlafen waren, kroch die Ziege plötzlich aus dem Schützengraben heraus und begann in der Richtung der feindlichen Gräben laut zu meckern. Sie tat dies so lange, bis die Mannschaften aufwachten und voller Neugierde nachsahen, weshalb das sonst so stille Tier plötzlich in der Nacht so aufgeregt sei. Da merkten sie denn zu ihrem nicht gelinden Schrecken, daß die Österreicher schon ziemlich nahe an den Graben heran gekommen waren. Es wurde sofort Alarm geschlagen, und es gelang, den Überfall abzuschlagen. Die Ziege hatte sich für das Gute, das man ihr erwiesen hatte, dankbar gezeigt und ist jetzt natürlich der vergötterte Liebling des ganzen Regiments.

Selbst wenn sich das wirklich so abgespielt hat, ist es doch nur fest gehalten in vielleicht unbewußter Erinnerung an den Mythos, während weit wunderbarere Dinge einfach verrauschen — auch das wäre eine Wirkung des Mythos. Aber von irgend welchen Gewährsmännern ist ja auch gar nicht die Rede. Der Schriftleiter mag sich wohl die Geschichte aus den Fingern gesaugt haben. Beruhete die Geschichte wirklich auf Wahrheit, so hätten die italiänischen Soldaten, die dem betreffenden Blatte Mitteilung davon machten, ihrer eigenen Wachsamkeit ein böses Leumundszeugnis ausgestellt.

Die Reinigung der Geschichtsüberlieferung von ungeschichtlichen Zügen hat sich das mehrfach von mir angeführte Buch Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte, bearb. von Helmolt, Berlin 1912 zur Aufgabe gemacht, das in der Tat die Geschichtsforschung und -Darstellung vor einen ganzen Rattenkönig von neuen und sehr ernsten Fragen stellt, die unbedingt gelöst werden müssen. Was Hertslet aber als „Treppenwitz" bezeichnet, ist in vielen Fällen nichts anderes als ein sagenhafter Zug oder ein ganzes Bündel solcher oder überhaupt eine vollständige echte Sage, die in die Geschichtsüberliefernng eingedrungen ist. Was Hertslet seinerseits Sage nennt, hat oft mit dieser nicht das Geringste zu tun. Mit anderen Worten: Der Begriff „Treppenwitz der Weltgeschichte", wie ihn der Verfasser gebraucht, ist noch ganz unklar und verschwommen, weil viel

zu weit gefaßt. Hertslet setzt selber oft dafür Mythos, Sage, Anekdote, Wanderanekdote oder Novelle ein, und zwar offenbar ganz unterschiedlos, mehr um stilistischer Abwechslung willen.

Am wunderlichsten wendet er das Wort „Mythos, Mythus, oder Mythe“ an, z. B. wenn er S. 268 die Übersendung eines geweihten Hutes und Degens durch den Papst an Daun oder S. 281 die Behauptung, „daß die Taler vom Jahre 1786, bei denen das Münzzeichen A zwischen zwei Punkten steht (17.A.86), am Sterbetage des Konigs geprägt worden seien, daher der Name Sterbethaler,“ als Mythen bezeichnet oder S. 310 gar von den „alten Mythen von des Dichters Werbung um die 19jährige Ulrike“ spricht. Freilich söllte die vergleichende Sagwissenschaft eine solche Entwertung des Wortes, das ein durchaus entbehrliches und schädliches Fremdwort ist, von ihrem Standpunkte aus eigentlich mit Freuden begrüßen.

„Sage“ gebraucht Hertslet in falschem Sinne, wenn er S. 243 die Entstehungsgeschichte der Lieder „Nun danket alle Gott, Wer nur den lieben Gott läßt walten und Befiehl du deine Wege“ als solche bezeichnet. Was Hertslet aber „Anekdote“ nennt, ist oft eine wirkliche Sage z. B. die Geschichte von Heinrich I. am Vogelherde S. 168 oder die von der aus tapferen Männern bestehenden Mauer S. 175, die das Sprichwort:

Keine festere Mauer denn Einigkeit

hinterlassen hat. Eben so ist das Sage, was er als „Wanderanekdote“ bezeichnet, z. B. die Geschichte des Grafen von Gleichen. Ganz schief ist es, wenn S. 144 von der Kyros-Sage als einer „Novelle“ gesprochen wird.

Mit einem Worte: Zur Wissenschaft erhoben werden kann diese Art der Beurteilung geschichtlicher Quellen nur durch die vergleichende Sagenkunde. Es würde demnach einer gründlichen Umarbeitung des Hertslet'schen Werkes, wenn nicht überhaupt der Abspaltung eines neuen bedürfen, um nun einmal wirkliche „Treppenwitze der Weltgeschichte“ d. h. hübsche, zugespitzte, verblüffende Einzelheiten über bedeutsame geschichtliche Eräugnisse und Personen, die nachweisbar nachträglich erfunden und verbreitet worden und keine Sagen sind, einwandfrei zusammen zu stellen.

Auf den vorauf gehenden Seiten, die die Sage im Spiegel der Sprache zu schauen anregten, trat uns eine erstaunliche Bildhaftigkeit des sprachlichen Ausdruckes entgegen, und wir mußten dabei zu unserem Bedauern feststellen, daß unsere Sprache in dieser Richtung in den letzten Jahrhunderten gar manches eingebüßt hat. Sie hat an Sinnlichkeit verloren und ist immer mehr von des Gedankens Blässe angekränkelt worden. Die Aufdeckung solcher Zusammenhänge aber, wie sie hier geleistet worden ist, führt ihr frischen Lebenssaft zu, indem sie dazu anregt, solche bildliche Wendungen durch Wiederaufnahme nun auch neu zu beleben oder bewußt neu zu schaffen. Es eröffnet sich uns also zugleich eine Aussicht und ein Weg, wie unsere Sprache wieder an Reichtum und Anschaulichkeit gewinnen kann, zumal wenn wir hierbei auch aus dem Jungbrunnen der deutschen Mundarten zu schöpfen nicht versäumen. Wenn unsere heutigen und zukünftigen Dichter diese Anregung beherzigen wöllten, so würden sie damit nur wieder aufnehmen, was unsere nordischen Vorfahren als wesentlichstes Geheimnis der dichtenden Kunst betrachteten. Die jüngere Edda ist ja eine Poetik, ein Lehrbuch der Dichtkunst, ebenso wie die keltischen Mabinogion und die indischen Veden, und zu dem ausdrücklichen Zwecke geschrieben, die Kenningar zu erläutern. Wenn der Mythos noch unter der Schwelle des Bewußtseins das Bildhafte in unserer Sprache in so hohem Maaße begünstigt und gefördert hat, wie viel mehr wird er das tun, wenn er nun wieder in unseren Gesichtskreis gerückt und allmählich ein Allgemeingut der deutschen Bildung wird, und dazu beizutragen, bildete mit den Hauptzweck dieses Buches.

Was für irrige Anschauungen über das Wesen der Sage selbst in den Köpfen gelehrtester und gescheitester Männer noch heute herum spuken, zeige folgender Satz eines „Indienkenners“, den ich der „Deutschen Welt“ vom 10. Januar 1915 entnehme: „Ihre (der Inder) ganze Geschichte war ein Sinnen und Träumen in den Zaubergärten des Mythos; in ihrer Gottseligkeit haben sie nie den Gott gekannt, der Eisen wachsen ließ, und darum sind sie immer Knechte der Fremden, immer eine leichte Beute jedes Eroberers gewesen.“ Damit wird also mittelbar ausgesprochen, daß Mythos und Märchen verweichlichten. Aber gerade die Germanen haben beides in geradezu riesiger Entwickelung besessen und doch wird niemand von ihnen behaupten wollen, daß sie darum verweichlicht gewesen seien, waren sie doch das

einzige Volk Mittel- und Westeuropas, das das Joch der Römer nicht ertrug, feierte doch gerade einer ihrer Nachfahren noch zwei Jahrtausende später den „Gott, der Eisen wachsen ließ", ein Mann noch dazu, der selber Märchen sammelte und schrieb. Der Verfasser obiger Zeilen mag gewiß ein guter Kenner Indiens sein, aber eben so gewiß ist er ein schlechter Kenner des Mythos und des Märchens. Er vertauscht einfach Ursache und Wirkung mit einander. Die arischen Einzelvölker sind durch Verschmelzung der einwandernden Eroberer mit den unterworfenen Vorbewohnern der betreffenden Länder entstanden. Diese aber gehörten verschiedenen Rassen an, und so kommt es, daß die arischen Einzelvölker heute so verschieden von einander sind. Gerade die an Zahl sehr geringen Arier, die nach Indien gelangten, vermischten sich dort mit weichlichen, zum Knechtessinn neigenden, leicht unterwerfbaren Völker nnd büßten darum selber immer mehr an Tatkraft, kriegerischem Sinne und Freiheitsdrange ein. Nun hat jedes arische Einzelvolk dem mythischen Urstocke, den es aus der gemeinsamen Heimat mitbrachte, eine andere Ausprägung gegeben, je nach dem anderen Charakter, den es in der neuen Blutmischung selber annahm, und daher erklärt es sich, daß die Inder eine weiche mythenhaltige Überlieferung heraus gebildet haben, wie sie ein weichliches, schlaffes und der Tatkraft bares Volk sind. Die saghaltigen Überlieferungen der Germanen aber strotzen geradezu von Kraft und ungestümen Freiheitsdrange, die oft bis zur Wildheit sich steigern.

Der Satz „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde" gilt für den Mythos genau in der Umkehrung: „Der Mensch schuf den Gott oder vielmehr die Götter ihm zum Bilde." Die Asen, die Wanen, die Riesen, und wie sie alle heißen mögen, die kraftvollen Gestalten der altgermanischen Göttersage sind in ihrer Ausprägung ins Ungemessene gesteigerte Germanen. Damit soll nicht etwa dem Euhemerismus das Wort geredet sein, der überhaupt die Götter als hervor ragende Menschen der Vorzeit erklären will, die man nach und nach vergöttlicht habe. Daß der Kern derselben vielmehr auf den Himmel und zwar geradezu auf den Mond weist, wurde auf den vorauf gehenden Seiten hoffentlich überzeugend dargelegt. Ihre weitere Ausmalung aber, ihre Charakterzeichnung ist der Kulturstufe und dem Charakter der Ausgestaltung entnommen und spiegelt uns darum diese gewisser Maaßen in Überlebensgröße wieder. Und so läßt uns die Beschäftigung mit den Göttersagen und weiter mit den

Heldensagen und den Märchen der Germanen tiefe Blicke in unsere eigene Vorzeit hinein tun, in das Wesen unserer ältesten Vorfahren, wie sie uns kein anderes Wissensgebiet in dieser Weise ermöglicht.

Die altdeutsche und altgermanische Geisteswelt ist ein Jungbrunnen, in dem wir uns immer wieder seelisch stärken können zu etwaigen neuen Kraftproben, wie wir sie gerade überstanden haben; sie strahlt uns aber nirgends klarer entgegen als aus den Götter-, Helden- und Volksmären.

Auch hat sich angesichts des Gewaltigen, das sich gerade in den letzten Jahren eräugnet hat, die Gefahr verstärkt, daß wir in unserer Geschichtsbetrachtung uns beschränken auf die letzten Jahrhunderte und darüber vergessen daß die Wurzeln unserer Kultur, selbst die unserer Geistesbildung bis in die fernste Vorzeit zurück reichen. Dem schiebt die vergleichende Sagenforschung einen Riegel vor, zumal, wenn sie wie hier mit der Sprachforschung verbunden auftritt. Denn sie liefert uns, so betrieben, lange, oft lückenlose Entwickelungsreihen, die die lebendigste Gegenwart mit der grauesten Vorzeit durch alle dazwischen liegenden Jahrhunderte und ihre Wandelungen hindurch verbinden. Sie ist also zugleich Gegenwartsdarstellung, Vergangenheitsgeschichte und Vorgeschichte.

Die vergleichende Sagwissenschaft bildet überhaupt für die Erhellung der Vorzeit eine notwendige Ergänzung der Vorgeschichte, der „Prähistorie" im bisher üblichen und einzig betriebenen Sinne. Ja, sie leistet hierin schließlich wertvollere Dienste als diese, die uns am Ende doch nur ein noch dazu in vielen wichtigen Punkten z. B. in der Zeitbestimmung und in der Abgrenzung gegen andere Kulturkreise sehr unsicheres Bild der Entwickelung unserer stofflichen Kultur gibt, während die Mythologie uns die geistige und seelische Vorgeschichte nicht nur unseres eigenen Volkes, sondern auch der ganzen Völkergruppe, der es angehört, ja sogar vielleicht darüber hinaus der ganzen Menschheit überhaupt zu enthüllen berufen erscheint.

Verzeichnis der angeführten Dichter, Redner und Schriftsteller

Verzeichnis der erklärten Ausdrücke, Wendungen und Sprichwörter

Druckfehler

Seite 54 Anm. 4: hinter „Berlin 1896“ fehlt – S. 15.
„ 56 Anm. 1: hinter „MB II“ fehlt — , 2.
„ 73 Zeile 20: die 1 hinter „Steine“ (in Zeile 18) gehört hinter „Königstöchter“.
„ 86 Zeile 14 lies: **Daß ihn das Feuer fresse.**
„ 95 Zeile 14: hinter **„Die weiße Schlange“** ist die 5 zu tilgen.
„ 96 Anm. 1 lies: Schr. S. 280.
„ 102 Anm. 3 lies: führt bei Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Leipzig 1853 Anm. 5 die . . .
„ 103 Zeile 16 lies: In einem anderen
„ 114 Zeile 1 lies: Border 2, 200.
„ 120 Anm. 4 lies: II^7 und I^8, S. 68.
„ 144 Anm. 5 Zeile 2 lies: BW Nr. 1142 und R Nr. 193.
„ 173 Anm. 1 lies: Pestalozzi-Verein II S. 290.
„ 177 Anm. 2 ist fälschlich unten als 3 bezeichnet; lies: 82, 11 (statt „$82^3/_4$ 11“).
„ 190 Anm. 2 lies: S. 106 (statt 196).
„ 194 Anm. 2 lies: S. 196 (statt 96).
„ 219 Anm. 2 lies: AZ S. 41.
„ 279 erste Spalte, lies: 2mal S. 281 statt 777.
„ 284 Zeile 9 v. u. lies: S. 206.
„ 288 Zeile 13 lies: **achtzehnerlei Unglück** (statt achterlei).
„ 317 Anm. 1 gehört zu Zeile 5 „Der Vogel Greif“; Anm. 2 zu Zeile 7 „goldenes Schiff“; Anm. 3 zu Zeile 14 „im zarten Silbergrau“.
„ 327 Zeile 5 v. u. ist „auf S. 327“ zu tilgen.
„ 328 Zeile 10 lies: Prinz Ali (nicht Achmed).
„ 343 Anm. 1 lies: „ATAO“.
„ 364 Anm. 3 zu Zeile 24 (wachsen); Anm. 4 zu Zeile 29 (wohltätig); Anm. 5 zu Zeile 35 (regnet).

Zum 26. Male erschien der „Büchmann", und mit dieser Auflage werden mehr als 250000 Exemplare des Buches unter den gebildeten Deutschen der Welt verbreitet sein. Die „Geflügelten Worte" haben in den fast sechzig Jahren ihres Daseins nichts an Flugkraft eingebüßt, sondern sie haben im Gegenteil ihren Freundeskreis mit jeder Auflage erweitert.

Das Geheimnis dieses literarischen Erfolges,

der jetzt schon seit Jahrzehnten andauert und noch in stetigem Wachsen begriffen ist, beruht nicht allein darauf, daß jede neue Auflage ihre Vorgängerinnen an Zahl der aufgenommenen und erläuterten geflügelten Worte übertrifft, sondern im wesentlichen wohl auf dem Umstande, daß jede Neuauflage eine wissenschaftliche Bearbeitung von Grund aus erfährt. Unter sorgfältigster Benutzung aller Ergebnisse der literarischen und historischen Forschung und unterstützt durch die freiwilligen Beiträge dauernder und gelegentlicher

Mitarbeiter, deren Zahl bereits 1000 überschritten hat,

verjüngt sich das Buch auf diese Weise immer von neuem, so daß beispielsweise die 26. Auflage im Vergleich zu den etwa vor zehn Jahren erschienenen Ausgaben inhaltlich ein durchaus neues Werk darstellt mit einer reichen Fülle neuen interessanten Stoffes aus den Gebieten der Weltliteratur und Geschichte bis in die jüngste Zeit hinein. — Die neue Auflage wird den Ruf des schönen Volksbuches als „ein lehrreiches und unentbehrliches Nachschlagewerk" auf der Höhe erhalten.

Inhalt

In übersichtlicher Anordnung verzeichnet das Buch mit zuverlässigen Erläuterungen die geflügelten Worte des deutschen Volkes, d. h. Aussprüche und Ausdrücke, deren historischer Urheber oder literarischer Ursprung nachweisbar ist, und die, gleichviel aus welcher Sprache sie stammen, in weiten Kreisen gebraucht werden. Mit einer geistvollen Zusammenstellung beginnt Georg Büchmann sein erstes Kapitel über **„Geflügelte Worte aus der Bibel"**, um dann an der Hand der Quellen Ursprung und Geschichte aller der Bibel entnommenen landläufigen Zitate nachzuweisen. Ihm schließt sich ein Abschnitt „Geflügelte Worte aus **Sagen und Volksmärchen**" und weiter die gemeinverständliche Behandlung der aus **deutschen, nordischen, französischen, englischen, italienischen, spanischen, russischen, orientalischen, griechischen und lateinischen** Schriftstellern stammenden Zitate in zehn weiteren Kapiteln an. Den fremdsprachlichen Zitaten ist die **deutsche Übersetzung** beigefügt. Als dreizehnter und letzter Abschnitt folgt eine Bearbeitung der **„Geflügelten Worte aus der Geschichte"**, von Solon an durch alle Zeiten und Völker hindurch bis in die jüngste Gegenwart reichend.

Wie alle voraufgehenden Auflagen ist auch diese Jubiläumsausgabe ein glänzendes Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes, deutscher Gründlichkeit. Die quellenkritischen Untersuchungen, die den meisten geflügelten Worten angehängt sind, die zahlreichen Parallelstellen aus den Literaturen aller Kulturvölker heben das Buch turmhoch über ähnliche, meist nachgeahmte Zitatensammlungen.

(Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 1912, Nr. 249.)

Wer kennt den „Büchmann" nicht,

den treuen Freund aller gebildeten Deutschen, den bekanntlich Fürst Bismarck gern auf seinen Reisen als unterhaltsame Lektüre mit sich führte, von dem Fürst Bülow beim Empfange des internationalen Pressekongresses im September 1908 sagte, daß er ein gutes und mit Liebe zusammengestelltes Buch sei, und dem auch Kaiser Wilhelm, der seit 1895 die Widmung sämtlicher Auflagen des Werkes angenommen hat, fortgesetztes Interesse entgegenbringt.
(Hamburger Nachrichten.)

Seit Jahren bilden die „Geflügelten Worte" einen Hausschatz, der unbezahlbar ist. Der Gebildete erfreut sich an der musterhaft zusammengestellten Auslese von Zitaten, der einfache Mann hat ein Nachschlagebuch von seltener Fülle, ein Werk, welches Rat und Belehrung bietet! Wer seinen Kindern, seiner Familie, seinen Freunden einen Dienst erweisen will, der nützt die Gelegenheit eines Festtages klug, wenn er auf den Geschenktisch den „Büchmann" legt.
(Münchener Tageblatt.)

Die glückliche Form, die Büchmann für die Aneinanderreihung der einzelnen Zitate gefunden hat, macht die Lektüre des Buches zu einer Unterhaltung, die für den mit der Geschichte und der Kultur seines Volkes einigermaßen Vertrauten einen eigenen Reiz hat. „Jedenfalls sollte das Buch auf dem Arbeitstisch niemandes fehlen, der von Berufs wegen oder privatim sich geistig beschäftigt."
(Danziger Neueste Nachrichten.)

Wie das Meyersche und Brockhaussche Konversationslexikon ist auch die Sammlung der „Geflügelten Worte", welche Büchmanns Namen trägt, in der Bibliothek eines jeden Gebildeten ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden. In diesem Buche steckt eine Fülle von Belesenheit und Gelehrsamkeit, die man bei jedem Nachblättern mehr bewundern muß, und doch ist es zugleich so elegant und fesselnd geschrieben, daß man eine Reihe von reizenden Feuilletons daraus entnehmen könnte.
(Braunschweiger Tageblatt.)

Büchmanns „Geflügelte Worte" ist wirklich ein vorzügliches, ein großartiges Buch. Die „Geflügelten Worte" dürfen in keinem gebildeten Hause fehlen. Vermöge der ausgezeichneten Anordnung, der sorgsam gearbeiteten Register versagen sie tatsächlich niemals den gewünschten Aufschluß. Wir haben das Buch noch nie ohne Resultat aus der Hand gelegt und vielleicht den größten Nutzen und Gewinn aus ihm gezogen, wenn wir es ohne bestimmten Zweck aufgeschlagen hatten.
(St. Petersburger Zeitung.)

In dem Buche kommen, beginnend mit den frühesten uns erhaltenen Erzeugnissen der Dichtkunst eines Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide in zeitlicher Reihenfolge alle geistigen Führer unseres Volkes zu Worte. Neben der kernigen Sprache Luthers die Urteile über Menschen und Leben des Philosophen von Sanssouci; nach den tiefen Weisheitsworten Kants die idealistische Lebensanschauung Schillers und die abgeklärten Worte des Dichterfürsten Goethe; in dem Buche spricht der Pessimist Schopenhauer, der sarkastische, witzsprühende Heine, der belustigende Wilhelm Busch, der eiserne Kanzler Bismarck und schließlich lesen wir die Bekenntnisse des Egoisten und Übermenschen Nietzsche.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen läßt sich die Vielseitigkeit des Inhalts erraten. Gerade die Verschiedenheit der Gedanken, die Widersprüche der Großen über gleiche Fragen geben der Lektüre des Buches einen besonderen Reiz. Jede Tendenz liegt ihm fern, es will nur anregen und nicht für eine bestimmte Ansicht gewinnen. Jeder denkende Leser soll sich seine Lebensanschauung aus den „Führenden Worten" selbst bilden.

Aus Urteilen der Presse:

Als ein Seitenstück und gewissermaßen als Ergänzung von Büchmanns „Geflügelten Worten" führt vorliegendes Buch die Aussprüche bedeutender deutscher Geister aus acht Jahrhunderten deutscher Kultur dem Leser vor, zur Vertiefung seiner Bildung, zum Nachschlagen und zur Anregung, die herausgepflückte Blume im Boden, da sie ihren organischen Zusammenhang hat, kennen zu lernen. Die Sammlung berücksichtigt nicht allein die ganz Großen, sondern auch Geister zweiten Ranges und solche, die weniger bekannt und doch wert sind, nicht vergessen zu werden. Luther und Fischart, Bürger und Goethe, Seume, Börne, Mommsen, Busch und alle, die dazwischen liegen, sind vertreten und lassen ihre unsterblichen Gedanken mit Hilfe eines vorzüglichen Registers dem Leser nahekommen. (Schwäbischer Merkur vom 23. Dez. 1912.)

Das Buch faßt dankenswerter Weise sein Programm weiter als sonstige derartige Anthologien, beginnt bei Wolfram von Eschenbach und zieht u. a. auch Aussprüche von Bismarck, Gustav Freytag, Theodor Mommsen, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch, Heinrich von Treitschke, Detlev von Liliencron in seinen Bereich. Dabei wird der Leser nicht von einer Überfülle des Gebotenen, wozu hier die Gefahr vorliegt, erdrückt, und überall sind nur wirklich charakteristische Aussprüche, die der allgemeinen Beachtung und Nachahmung auch wert sind, aufgenommen worden. Druck und Ausstattung sind eines solchen echten Hausbuchs würdig.
(Leipziger Neueste Nachrichten vom 7. Dez. 1912.)

Der Leser kann aus diesem Buche, das ein wahres Schatzkästlein ist, vielfältige geistige Anregung schöpfen. Auf 400 Seiten ist infolge der glücklichen Auswahl des Stoffes eine solche Fülle erbaulichen Gedankenmaterials zusammengetragen, daß, wo man auch einen Blick in das Buch hineinwerfen mag, man sich reichlich belohnt sieht. Die schöne und würdige Ausstattung verdient volle Anerkennung. (Berliner Volkszeitung vom 3. Dez. 1912.)

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

